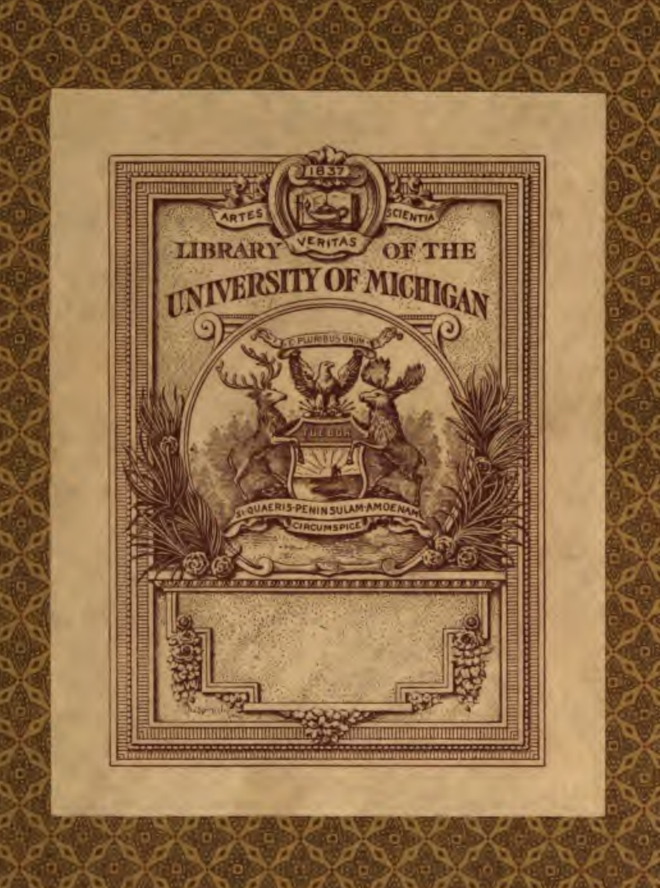
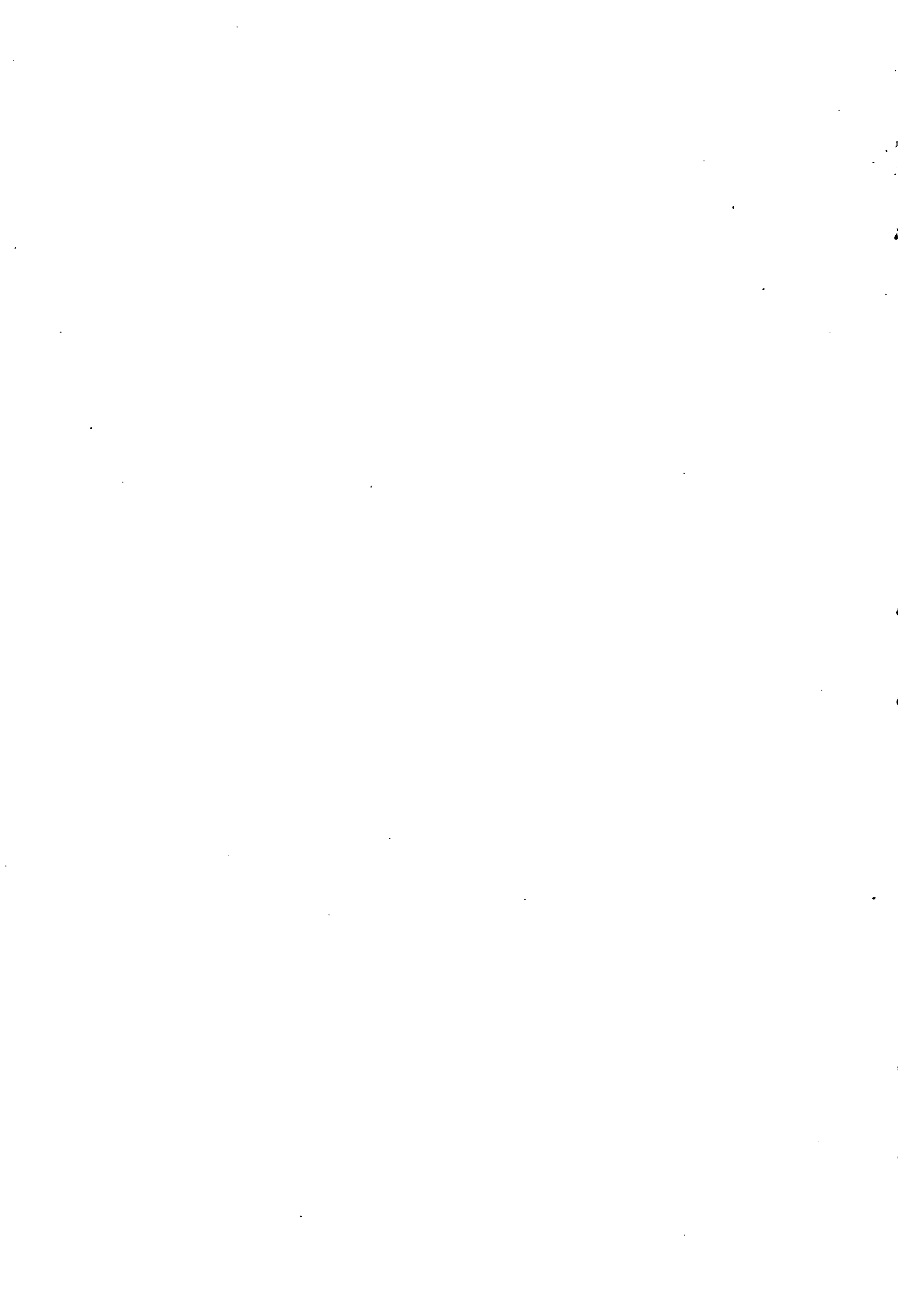

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE





Hamerling's Jugend.

Hamerling.

Sein Leben und seine Werke.

Mit Benutzung ungedruckten Materials.

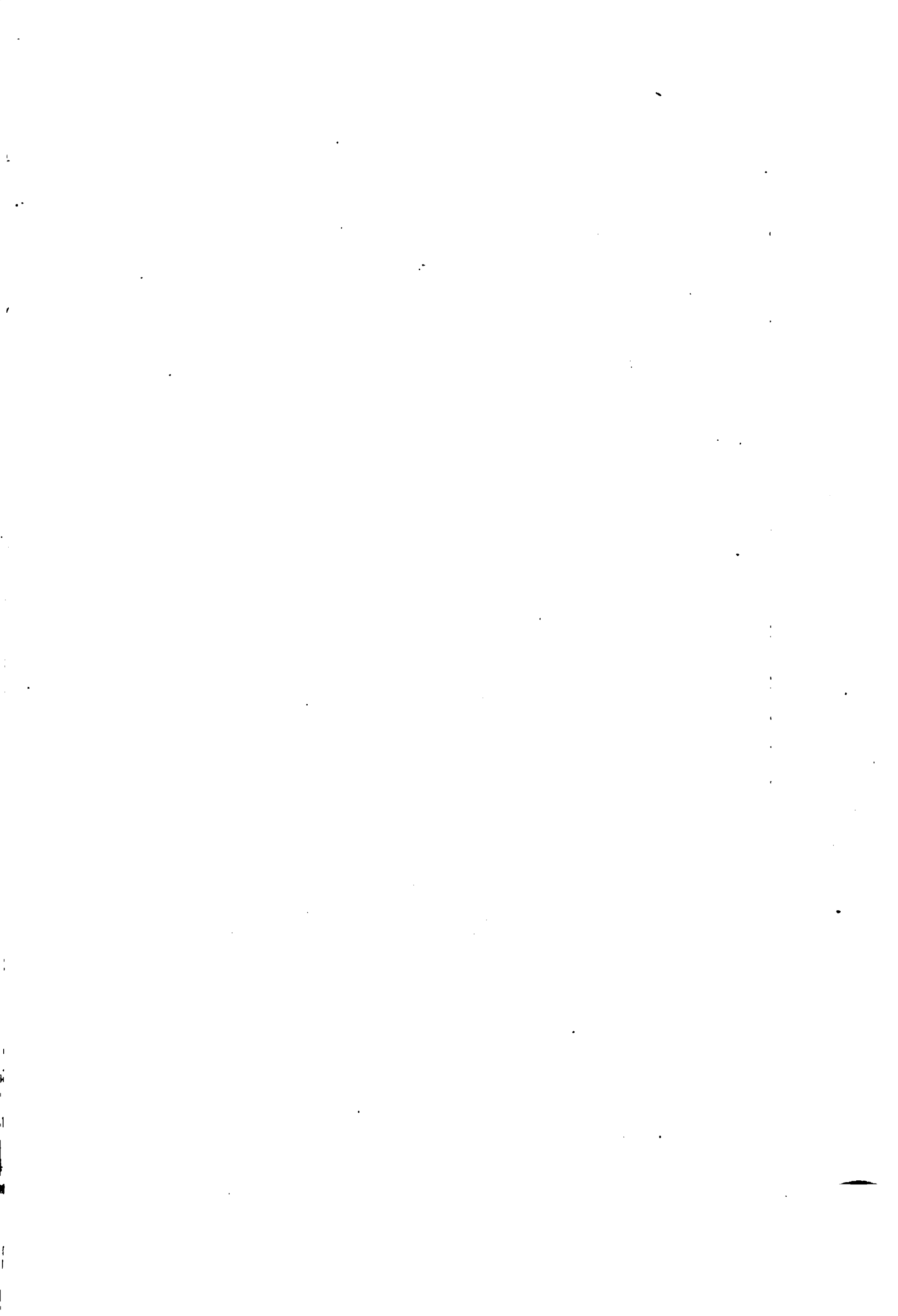
Von

Dr. Michael Maria Rabenlechner.

Erster Band.

Hamerling's Jugend.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Hofbuchhandlung.
1896.





Geburtshaus des Dichters Hamerling
zu Kirchberg am Wald in Niederösterreich.
(Aufgenommen nach der Natur von J. Taufer von Tanningen.)

Hamerling's Jugend.

Nach den nächsten Quellen und unter Mittheilung von zahlreichen bisher unveröffentlichten Dichtungen, Tagebuchblättern und Briefen Robert Hamerling's.

Von

Dr. Michael Maria Rabenlechner.

Was einer werden kann,
Das ist er schon . . .
Hebbel.

Mit der Abbildung von Hamerling's Geburtshaus und einem Faksimile.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Hofbuchhandlung.
1896.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg

Der Muse Hamerling's

Minona.

Du aber komm — komm Jahr für Jahr
Und knie an meinem Leichenstein!
Häng' einen grünen Kranz darauf
Und widme eine Thräne mir.
Laß niemand andern bei mir sein,
Du hast das Recht, du ganz allein.

Robert Hamerling.

Mondesſilberfluthen ſpendet aus geſtirntem Kelch die Nacht
Einer Stätte, die des Friedens Seraphfittig mild bewacht;
Lichtgewoben grüßt der Hügel, nardenfeucht und palmumlaubt,
Grabesroſen, Grabesroſen, ſäuſelnd regen ſie ihr Haupt.

Und ſie flüſtern: „Unſ're Stengel, unſ're Wurzel — erdenwärts
Unten tief im kühlen Grunde — trägt ein müdes Dichterherz;
Fünfmal kreiſt den Pfad die Erde, ſeit er hier gebettet ruht,
Seit entſprungen ſeinem Herzen unſ'rer Blüthen Purpurfluth!

„Leidlos ruht er ſanft und ſtille — nichts bedrängt die traute Raſt,
Nicht des Tages wüſte Stimmen, nicht des Schmerzes heiße Laſt.
Schlummer deckt ihm kühl die Lider, ſeit erfüllt ſein Erdenlos;
Ruhig ſchläft er unterm Raſen, wie ein Kind im Mutterſchoß.

„Aber einmal weicht das Dunkel, einmal weicht es Jahr für Jahr,
Helle wird's im Schrein, im finſtern, goldig-licht, ſo ſüß und klar;
Neu für eine kurze Stunde kehrt die Seele dann zurück;
Neu beginnt das Herz zu pochen: Todesweh und Wonneglück.

„Und dann hauchen leis' die Lippen: ‚Seufzer wehen durch die Luft, —
Sei gesegnet mir, Minona, Thränen weihst du meiner Gruft!
Einen Kranz in Treuen windest du um meinen Leichenstein;
Sei gesegnet mir, Minona, treues Herz, du ganz allein.

„‚. . . Pordenone, — dort im Schatten, liehst du Heilung dem, der siech!
Monden schwanden, Jahre flohen — — und zur Mutter schufst du dich;
Weib der schrankenlosen Treue, laß nicht jene bei mir sein,
Die mir heuchelnd Thränen weihten, bleib bei mir du ganz allein.'"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

So das nächt'ge Grabesflüstern, so der Rosen Geisterwort,
Lauschend hört's ein duftiger Zephir und er nimmt mit sich es fort!
Weithin läßt er's in die Gaue durch des Abends Lüfte weh'n:
Rosenworte, Rosenworte niemals könnt ihr untergehn!

Dr. Michael Maria Rabenlechner.

Geschrieben am fünften
Jahrestage von
Hamerling's Tode.

Vorwort.

„Die Vorreden lese ich
jedesmal, lieber Leser ...."
Fernan Caballero.

Mit vorliegendem Buche wird der großen deutschen Hamerling-Gemeinde der erste Band einer eingehenden Darstellung von des Dichters Leben und Werken geboten; er behandelt — ein durchaus selbständiges Ganzes — die Jugend Hamerling's bis zum Beginne seines Hochschulbesuches.

Es darf wohl gesagt werden, daß das vorliegende Buch — obgleich nur das Präludium zu den folgenden zwei Bänden „Hamerling's Lehrjahre" und „Hamerling's Meisterjahre" — wesentlich neues, gewissermaßen eine abschließende Jugendgeschichte Hamerling's bringt. Wir wollen keineswegs in Rechnung ziehen, daß nichts von uns außer Acht gelassen wurde (uns wohl auch kaum etwas entgangen ist), was uns neue biographische Details zu liefern im stande schien —, auch unserer Hamerlingforschungen direkt in den Waldstätten seiner Kindheit sei hier nicht gedacht. Was hätte denn auch all' unsere Mühe gefruchtet, so uns nicht die beiden hochsinnigen Erben des Dichters, Hamerling's langjährige Freundin, Frau Dr. Clotilde Gstirner, und Hamerling's Pflegetochter, Fräulein Bertha, die Benutzung der nachgelassenen Jugendpapiere Hamerling's

gestattet hätten. Lediglich das liebenswürdige Entgegenkommen dieser beiden Damen, denen hierfür in Worten kaum gebührend gedankt zu werden vermag, hat das Zustandekommen des Werkes ermöglicht. So erscheinen sämtliche in unserem Buche veröffentlichten Tagebuchblätter, Betrachtungen, Briefe, Skizzen und Gedichte — und es sind wahrlich derer keine geringe Zahl —, ferner die Canzone „Eutychia" und die Bruchstücke aus den Dramen „Columbus" und „Die Märtyrer" hier zum ersten Male gedruckt.[1] Schon sind wir freilich auf Vorwurf von seite der Kritik gefaßt ob Veröffentlichung etlicher allzu knabenhaft scheinender Jugendversuche und Aufzeichnungen. Aber es will uns scheinen, daß nichts Derartiges als zu geringfügig zurückgelegt werden darf bei Darstellung des Entwickelungsganges eines Dichters von der Bedeutung Robert Hamerling's.

„Von der Bedeutung Robert Hamerling's." Bei Lesung solcher Worte dürfte wohl so mancher aus den modernen deutschen Litterarhistorikern ein mitleidiges Lächeln nicht zu unterdrücken vermögen. „Ein gewisses hochmüthig dünkelhaftes Gelehrtenthum, für das ein Dichter erst zu Staub oder zur Mumie geworden sein muß, ehe es sich mit ihm beschäftigt, pflegt von Hamerling

[1] Daß der Abdruck in moderner Orthographie geschieht und nicht in der — von Hamerling übrigens auch sehr ungleichmäßig geübten — der vierziger Jahre, bedarf wohl kaum einer Entschuldigung. Einige Male, wo sichtlich nur die Schnelligkeit des Konzepts Schuld trägt, erlaubte ich mir eine Versetzung resp. Veränderung. Doch, wie gesagt, nur einige Male und da nur in unbedeutendster, das Orignal nicht in seinem Wesen ändernder Weise.

mit Geringschätzung zu sprechen. Freilich um diese wahrhaft geniale Erscheinung zu begreifen, dazu gehört ein jahrelang ernsthaft betriebenes Studium, ein liebevolles Versenken in die vier poetischen Hauptwerke, den „Ahasver“, „König von Sion“, „Homunkulus“ und die „Aspasia“ — wer kann das von einem Salonprofessor einem modernen Poeten gegenüber verlangen? Und wenn nun gar dieser Poet noch ein Philosoph ist, ein wirklicher Philosoph, der eine „Atomistik des Willens“ geschrieben hat? ...“[1] Es ist fürwahr seit jenem Julitage 1889, da sie am Grazer St. Leonhardsfriedhof das, was von Robert Hamerling allein sterblich ist, der Erde übrgabeen, nicht bloß Lorbeer weihevoll gelegt — auch Kiesel und Sand sind in reicher Menge auf den Hügel des großen Todten geworfen worden. Von vergeblichen Versuchen einer ästhetischen Verkleinerung seiner Epik und Lyrik[2] an — bis zur buchstäblichen Denkmalsunwürdig-

[1] Oscar Linke im Vorworte zu „Letzte Grüße aus Stiftinghaus“ S. V.

[2] Hamerling's Lyrik hat übrigens bereits eine treffsicherste, ästhetische Beurtheilung erfahren durch Dr. Ernst Gnad's „Ueber Hamerling's Lyrik“ (Graz 1891, 68 S.). Alle, denen Hamerling's Lyrik, vorab die „Blätter im Winde“, schlechthin nichts gelten, seien auf Gnad's Studie aufmerksam gemacht: Sie hat — eine durchaus vornehme, tiefgehende Arbeit — das Recht, Beachtung und aufmerksamste Lesung zu verlangen. Dr. Gnad hat auch Hamerling's Dramen in ausgezeichnete Weise kritisch gewürdigt. (Vergl. Dr. Ernst Gnad, Litterarische Essays, Neue Folge, Wien 1895, Abhandlung Nr. V; als Essay Nr. IV. finden wir die Studie „Ueber Hamerling's Lyrik“ neuerdings abgedruckt.) — — Dr. Gnad mahnt uns mit seinen vortrefflichen Studien sehr an Dr. M. Necker. Auch Necker hat sich bereits eingehend mit Hamerling beschäftigt; seine bezügliche Abhandlung („Magazin für Litteratur“, 62 Jahrg., Nr. 20, S. 321 ff.) zeigt trotz ihres geringen Umfanges (fünf Spalten) mehr Hamerling-Kenntniß und -Studium, als so manche Broschüre auf schier hundert Seiten. Necker ist bei vornehmster Stilistik ein gewandter Aesthetiker. Darum thut es uns doppelt leid, seine Auffassung Hamerling's kaum zur Hälfte theilen zu können.

keitserklärung unter summarischer Vernichtung sämtlicher Schöpfungen Robert Hamerling's.

Diese von Berlin aus erflossene Erklärung setzt allem bisher in Professorendünkel und -hochmuth Geleisteten die Krone auf und wird kommenden Generationen schier unglaublich erscheinen. Eine nähere Beleuchtung der Angelegenheit durch Wiedergabe der Antwort, die Karl von Thaler von Wien aus in die Metropole des Reichs gelangen ließ, scheint darum sehr am Platze. Karl von Thaler schreibt:[1]

Es giebt nichts Schrecklicheres als einen deutschen Professor," pflegte der verstorbene Karl Hillebrandt manchmal zu seufzen, wenn ihn ein pedantischer Kathedermensch aus der Heimath in Florenz aufsuchte und um seine kostbare Zeit brachte. Hillebrandt konnte diesen schmerzlichen Ausruf thun, ohne mißverstanden zu werden. Er hatte selbst lange ein öffentliches Lehramt bekleidet, durfte sich an wahrer humanistischer Bildung mit den Besten messen und besaß auch ein volles Maß historischen Fachwissens. Aber er war zugleich ein feiner Weltmann von aristokratischen Lebensformen, mit offenem, empfänglichem Sinn für alles Schöne in Kunst und Litteratur, er haßte die Pedanterie und den Dünkel — zwei schlimme Eigenschaften, denen man unter allen Ständen am öftesten bei Jenen begegnet, welche stets zu reden gewohnt sind, ohne daß die Zuhörer ihnen widersprechen dürfen. Es giebt unter den deutschen Professoren treffliche Männer genug, die nicht bloß Zierden der Wissenschaft, sondern auch feine Geister sind; aber neben ihnen gedeihen andere, deren Selbstüberhebung und Anmaßung die Geduld ihrer Mitmenschen überlastet und reißen läßt.

Ein Fall dieser Art hat sich kürzlich auf litterarischem Gebiete ereignet, und es ist der Mühe werth, ihn zur all-

[1] In „Die Gegenwart", Berlin, 36. Band, S. 405 ff.

gemeinen Kenntniß zu bringen. Handelt es sich doch um einen bedeutenden Dichter, der in ganz Deutschland gekannt und verehrt wird, dessen Tod überall die schmerzlichste Theilnahme hervorrief, um Robert Hamerling.

Bald nachdem der edle Poet seinen Leiden erlegen war, trat in Graz, wo er so viele Jahre gelebt und geschaffen, ein Kreis angesehener Männer zusammen, um die Errichtung eines Denkmals für Hamerling anzubahnen. Das Komitee ließ nach üblicher Sitte an zahlreiche Schriftsteller die Einladung ergehen, sich ihm anzuschließen und den Aufruf zu unterzeichnen. Die meisten derselben haben sofort zugesagt, und die glänzendsten Namen adeln den Aufruf. Wilhelm Jordan, Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Spielhagen, Felix Dahn, Anzengruber, Bauernfeld, Wildenbruch zögerten keinen Augenblick, durch zustimmende Antworten ihre Anerkennung für den Geschiedenen auszudrücken. Das Komitee wendete sich nicht bloß an hervorragende Dichter, es wollte Männer anderer Berufszweige heranziehen, und so erging auch eine Einladung an Herrn Professor Erich Schmidt in Berlin. Wir können dem Komitee den Vorwurf nicht ersparen, daß diese Einladung auf einem Mißgriffe beruhte. Herr Erich Schmidt ist allerdings Professor der deutschen Sprache und Litteratur; er hat jedoch bisher noch nirgends gezeigt, daß er ein für Poesie empfängliches Herz habe. Indes muß man das Komitee damit entschuldigen, daß es in dem Irrthum befangen war, ein Germanist, der lange in Deutsch-Oesterreich gelebt und hier seine akademische Laufbahn begonnen, müßte für einen der größten Dichter der Ostmark einige Theilnahme empfinden.

Diese Voraussetzung ward bitter getäuscht. Herr Professor Erich Schmidt lehnte es ab, den Aufruf für das Hamerling-Denkmal zu unterstützen. Dagegen war im Grunde nichts einzuwenden. Jeder nach seinem Geschmack — auch wenn er keinen hat. Der Herr Professor begnügte sich nicht mit einer einfachen Ablehnung, sondern richtete einen ausführlichen Brief an das Komitee, in welchem er erklärte: „Die Unterzeichnung des warmherzigen Aufrufs bedeutet ein öffentliches Bekenntniß

zu Hamerling, mir aber fehlt ihm gegenüber Herz und Glaube.“ Auch das mochte hingehen, denn ein Privatbrief entzieht sich der Kritik. Allein der Professor fühlte das Bedürfniß, einem größeren Kreise die Gründe mitzutheilen, aus welchen er Hamerling seine Bildsäule mißgönnt. Offenbar hielt er seine Ansicht über den Dichter für so wichtig, daß er sie dem Publikum nicht vorenthalten wollte. Er setzte sich also hin und schrieb einen Aufsatz, in dem er von der Höhe des Katheders herab, ein echter Schulmeister, Hamerling's Lorbeerkranz Blatt um Blatt zerpflückt und an keinem seiner Werke ein gutes Haar läßt.

Geht er dabei kritisch vor? Stellt er als Aesthetiker scharfe Untersuchungen über Vorzüge und Gebrechen der einzelnen Werke an? Nicht doch, eine Begründung seiner Behauptungen dünkt ihm völlig unnöthig, und Vorzüge finden sich nach seiner Meinung bei Hamerling überhaupt nicht. Der Herr Professor urtheilt wie ein Ketzerrichter, tiefdurchdrungen von der Ueberzeugung seiner Unfehlbarkeit und der Unmöglichkeit einer Berufung an höhere Instanzen. Aus Hamerling's Lyrik hat sein grobes Sieb nur ein paar Goldkörner ausgeschwemmt; die brennenden Farben und die „gepeitschte Sinnlichkeit“ der Epen peinigen seine zarten Nerven. Der Roman „Aspasia“ ödet ihn an; „Amor und Psyche“ scheint ihm der Thumann'schen „Bilderchen“ werth; „Die sieben Todsünden“ sind ihm eine Todsünde gegen den heiligen Geist der Poesie; „Danton und Robespierre“ bereichern nur das Schattenvolk der ehemaligen Revolutionshelden um eine Schiffsladung neuer Schemen.

Man sieht: der Herr Professor verfährt summarisch. Er macht nicht den geringsten Unterschied zwischen den besten und den schwächsten Dichtungen Hamerling's. Selbst dessen größte Bewunderer werden einräumen, daß „Aspasia“ weit hinter dem „Ahasver“ zurücksteht, daß „Teut“ wieder geringeren Werth hat als der Roman aus dem alten Athen, daß das Revolutionsdrama für die Bühne zu lang ist und keinen vollen theatralischen Erfolg verspricht. Nicht als Dramatiker und Prosaerzähler, sondern als epischer und lyrischer Dichter wird

Hamerling fortleben. Für Herrn Schmidt sind alle Dichtungen Hamerling's gleich schlecht; — das ist ein sehr einfaches Verdikt und „kostet wenig Hirnschmalz". Man braucht nicht erst nachzudenken, ehe man es ausspricht, und es bringt immer eine gewisse Wirkung auf die große Herde hervor, wenn einer ex cathedra docirt, der Poet, den Tausende und Tausende als Stern bewundern, sei nur ein Nachtlicht gewesen.

Wir aber fragen: Mit welchem Recht, kraft welcher Leistungen nimmt sich der Herr Professor ein so absprechendes Urtheil über einen Dichter heraus? Ein Poet wie Hamerling gehört zu den Peers im Reich des Geistes; er soll nur von seinesgleichen gerichtet werden. Betrachtet sich Herr Professor Erich Schmidt vielleicht als ein dem Dichter des „Ahasver in Rom" und des „Königs von Sion" Ebenbürtiger? Wahrscheinlich, denn sonst hätte er seine Meinung über ihn, die er selbst als eine Privatansicht bezeichnet, wohl für sich behalten. Er hätte sich sonst wohl auch gehütet, seine wegwerfende Besprechung der Werke Hamerling's mit den Worten zu schließen: „Ich mag ihn nicht, das ist mein Katechismus." So dürfte ein Mann reden, dessen Publikum die ganze Nation ist, ein Mann, vor dessen Leistungen auf dem Gebiet der Wissenschaft man sich beugt, auch wenn man seinen Ansichten in einem bestimmten Falle nicht beipflichten kann. Wenn man aber nun fragt, welche Bedeutung Herr Erich Schmidt in seinem Fach hat, so geräth man über die Antwort in einige Verlegenheit. Er ist in so jungen Jahren Professor geworden, daß er nicht Zeit hatte, sich vorher auf dem Felde der germanistischen Forschung hervorzuthun. Mit einem wahren Saltomortale kam er von der Schulbank auf die Lehrkanzel. Zwei Umstände bewirkten das Wunder, das sich an Hochschulen äußerst selten ereignet. Er ist der Sohn eines hochverdienten Gelehrten, und in Professorenfamilien wird die Vererbungstheorie weidlich ausgenutzt. Aus unserer Heidelberger Studentenzeit erinnern wir uns daran, wie im Laufe weniger Semester drei Söhne ihren Vätern im Lehramte folgten. Vielleicht wäre Herr Schmidt trotz seiner Abkunft nicht so glücklich gewesen, wenn ihn nicht Wilhelm Scherer patronisirt

und empfohlen hätte. So erhielt er in einem Alter, das kaum für einen Privatdocenten ausreichte, den Professorstitel. Man nannte ihn damals in Wien den „Schönsten der Germanisten“, und die Frauen hielten ihn für bedeutend, die Fachgenossen äußerten wohlwollend, er werde sich entwickeln.

Seine erste kleine Schrift germanistischen Inhalts behandelte zwei Minnesänger: Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge und war für einen einundzwanzigjährigen Jüngling gar nicht übel. Man durfte erwarten, daß er in einem Decennium den Platz ausfüllen werde, den er zu früh eingenommen. Indes fand der junge Professor die eigentliche Forschung bald zu langweilig, und seine erste philologische Arbeit blieb auch seine letzte. Er war nicht umsonst Scherer's Schüler und Liebling. Schon sein Meister hatte die Germanistik mit mehr Eleganz als Tiefe betrieben, hatte oftmals die schöne Form über den wissenschaftlichen Inhalt gesetzt — und damit Glück gemacht. Nicht ohne Verdienst, denn es war eine Neuerung, in den altdeutschen Wäldern stilvoll spazieren zu gehen. Gerade von den Germanisten war man gewöhnt, daß sie schwerfällig und unlesbar schrieben, uneingedenk des leuchtenden Beispiels, das ihnen Jakob Grimm in seiner herrlichen Sprache gegeben. Scherer nahm sich ihn zum Muster, ohne ihn zu erreichen. Er vergaß jedoch nicht, daß ein Gelehrter auch die Wissenschaft fördern muß, und er stieg wiederholt zu den geheimen Quellen der Sprache hinab, um eigene Beobachtungen an diesem ewig jungen Bronnen zu machen. In diesem Stücke ahmte Herr Schmidt seinem Gönner nicht nach; mühevolle philologische Studien waren nicht seine Sache. Er hielt sich an die bequemere Seite seines Faches und warf sich auf die Litteratur des vorigen Jahrhunderts. Erst beschäftigte er sich mit Lenz, Klinger und H. L. Wagner, dann verlegte er sich auf Lessing und Goethe.

Seine Lessing-Biographie in allen Ehren. Wir wollen die Ungerechtigkeit, deren er sich selbst schuldig macht, nicht nachahmen, sondern die vorliegenden zwei Halbbände als eine fleißige Arbeit gelten lassen. Viel mehr kann man ohnedies

darüber nicht sagen. Aber seine Rolle als Goethe-Forscher — es wird Einem schlecht, wenn man das Wort niederschreibt. Es ist eine beklagenswerthe deutsche Nationalunart, die Papierkörbe unserer litterarischen Größen umzukehren und jeden von ihnen weggeworfenen Zettel der Oeffentlichkeit zu übergeben. Was ein Genie selbst verdammt und als seiner unwürdig erkannt, das soll man nicht nach seinem Tode sammeln und drucken. Wird etwa Goethe's Ruhm durch die oft recht unsauberen Wische vermehrt, die Erich Schmidt jetzt aus allen Winkeln hervorsucht? Soll die Kenntniß oder der Genuß von Goethe's Werken erhöht werden infolge einer Ausgabe, die auf mehr als hundert Bände berechnet und ganz geeignet ist, dem deutschen Volke seinen größten Dichter zu verleiden? Nein, deshalb, weil Einer die Abfälle in einer künstlerischen Werkstätte zusammenfegt, ist er weder ein Forscher, noch ein bedeutender Schriftsteller, und wenn er sich herausnimmt, über einen Dichter wie Hamerling zu schmähen, so läuft den Zuhörern die Galle über und sie entgegnen ihm mit seinem eignen Citat: „Wir mögen ihn nicht.“

Herr Schmidt irrt nicht nur in seinem ästhetischen Urtheile über Hamerling, er irrt auch in betreff der Verbreitung seiner Dichtungen. Er spricht von der „geringen Resonanz des Hamerling'schen Dichternamens außerhalb der Heimath, die sich darin leicht und völlig täuscht“. Er will damit wohl sagen, daß man Hamerling nur etwa in Ober- und Niederösterreich und Steiermark verehre. Vermuthlich sind die fünfzehn Auflagen des „Ahasver in Rom“ und die zehn des „Königs von Sion“, besonders die Prachtausgaben der beiden Dichtungen, die fünfzig bis siebzig Mark kosten, meistens von den Bauern der drei Kronländer gekauft worden! „Eine Dankesschuld an Robert Hamerling hat die deutsche Nation nicht zu entrichten,“ sagt Professor Erich Schmidt ferner. Er verschweigt oder vergißt, daß Hamerling mit ganzer Seele an Deutschland hing, daß er rastlos für den Gedanken der deutschen Einheit kämpfte und im Jahre 1870 mit glühender Begeisterung die deutschen Siege erflehte und bejubelte. Der

Patriotismus allein verleiht gewiß keinen Anspruch auf ein Denkmal, aber von einem Dichter, der so mächtige nationale Töne angeschlagen, zu behaupten, man kümmere sich außerhalb der Steiermark wenig um ihn, das ist nur ein zu jugendlich gebliebener Professor im stande, welcher sich für einen Litteraturpapst hält, weil er Goethe's Waschzettel herausgiebt.

So Karl von Thaler. Wir möchten seinem wuchtigen Worte nur hinzufügen, daß man wohl annehmen darf, es sei persönliche Abneigung[1] gewesen, welche das Dictum E. Schmidt's veranlaßt hat über jenen Poeten, dessen in schier sämtliche Kultursprachen[2] übersetzten Werke das Augenmerk der gesamten gebildeten Welt — wie einst nur noch Lenau's Gedichte — auf Oesterreich gelenkt und dessen „Ahasver" selbst den alten, gegen die Neuerscheinungen unseres Schriftthums ablehnendsten Grillparzer hingerissen hat zu dem Begeisterungsrufe: „Ein wahrer Dichter . .!" . . . Die Gerechtigkeit aber heischt indes nachdrücklich zu

[1] „In früheren Zeiten pflegte man zu sagen, daß Künste und Wissenschaften rauhe Sitten mildern; aber es werden wohl die Fortschritte der Wissenschaft sein, welche dem menschlichen Gemüthe eine gewisse thatkräftige Schärfe verleihen. Es machen sich wenigstens einzelne Symptome eigenthümlicher Art bemerklich, nicht bloß unterhalb des Katheders, sondern auch auf demselben, und wenn ein zu Zeiten seelenguter Mann, wie der frühere Grazer, jetzt Straßburger Professor Dr. Oscar Schmidt, sich kürzlich getrieben fühlte, dem hiesigen Bürgermeister ein Dankschreiben des Gemeinderathes zerrissen zurückzuschicken, weil er den Bürgermeister in Verdacht hatte, daß derselbe im Streite der beiden protestantischen Pfarrer Schulz und Leidenfrost sich heimlich auf die Seite des Letzteren neige, so ist es Zeit, einen Preis auszuschreiben über den Einfluß, welchen die darwinistische Weltanschauung ausübt auf Lebererhitzung und Gallenbereitung im menschlichen Leibe." (Hamerling's „Grazer Gedenkblätter" [Aus Graz, 20. December 1872] in Prosa, Neue Folge, I. Band, S. 74.)

[2] Hamerling ist wie kein anderer deutscher Dichter unseres Jahrhunderts — nur Heine ausgenommen, dessen Lieder ja selbst ins Japanische übertragen — in fremde Sprachen übersetzt worden. Selbst Hamerling's weniger bedeutenden Werke — z. B. sein Revolutionsdrama — fanden den Weg zu anderen Nationen durch Uebersetzungen.

betonen, daß die Männer des Katheders dem Gedächtnisse Robert Hamerling's weit weniger nahezutreten vermochten, als jene Partei, die unsern Dichter von marmornem Piedestal herabzuzerren suchte in den Staub des Tageskampfes und ihn als „ihren“ Nationaldichter proklamirt hat. Das Jubelgetobe dieser Strömung dargebracht ihm, der — hoch über dem wüsten Parteienhader unsrer Tage — „in den Kämpfen des Zeitlichen das Ewige stets vertreten“, es ist das herbste, unverdienteste Ungemach, das Robert Hamerling zu widerfahren vermocht.[1] — — —

— — Befremden mag es vielleicht für den ersten Augenblick, daß diesem Bande — selbstverständlich ebenfalls im Einverständnisse mit den Erben des Dichters — als Anhang Hamerlings bisher unveröffentlichtes, aber ausdrücklich vom Dichter für die Oeffentlichkeit bestimmtes[2] umfangreiches „Tagebuch meiner Heimathreise im Jahre 1867“ — also Aufzeichnungen des siebenunddreißigjährigen Poeten — beigegeben ist. Aber eine nähere Betrachtung dieser schier klassisch schön geschriebenen Tagebuchblätter wird ihre Veröffentlichung am Schlusse der Geschichte von Hamerling's erster Jugend wohl rechtfertigen.

Daß ich in meinem Buche oft auf Hamerling's

[1] Rosegger weist in „Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling“ S. 116—133 dokumentarisch nach, wie ängstlich Hamerling sich dem Parteileben ferne gehalten, dem — ohne Ausnahme — er Recht, Ehrlichkeit und Sittengesetz absprach. Uebrigens — wer Hamerling's Werke auch nur einmal gelesen und nicht bloß dem Zusammenhang entrissene Theile eines gewissen Homunkulusgesanges — bedarf der Rosegger'schen Ausführungen nicht, um den Idealismus des Dichters zu erkennen, dessen Muse niemals gekämpft, sondern, wo's noth that, nur gerichtet.

[2] Hamerling, „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“, S. 332; vergl. auch die dem „Tagebuche meiner Heimathreise“ vorgestellte Bemerkung Hamerlings.

Selbstbiographie „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" hingewiesen, sie auch vielfach benützt, wird wohl Jedermann begreiflich finden. Abgesehen davon, daß die „Stationen" für die allerersten Kindesjahre des Dichters thatsächlich beinahe die einzige Quelle sind, müssen sie auch bei Zeichnung der weiteren Jugendjahre und des weiteren Lebens Hamerling's trotz Tagebücher und Briefe stets in Betracht gezogen werden. „Kein Biograph Hamerling's darf diese oft peinlich genauen, für das Verständniß des Dichters aber unentbehrlichen und überaus werthvollen Mittheilungen übersehen."[1]

Zuzueignen erlaubte ich mir mein Buch jener edlen hochsinnigen Dame, die als „Minona" in Robert Hamerling's Gedichten fortlebt, der bereits genannten Freundin des Dichters Frau Dr. Clotilde Gstirner. „Es wird wohl einmal offenbar werden, was dieses opferfreudige Frauenherz unserem Dichter gewesen; dann wird das deutsche Volk eine rührende Gestalt mehr zählen im Kranze seiner edlen Frauen."[2]

Und nunmehr obliegt es mir nur noch, allen Denen, welche mein Werk irgendwie gefördert, Dank abzustatten. Ich schulde — nächst den beiden Erben des

---

[1] K. E. Kleinert, R. Hamerling, ein Dichter der Schönheit, S. 58.

[2] Rosegger, Persönliche Erinnerungen, S. 175; die liebenswürdige Bescheidenheit von Frau Dr. Clotilde Gstirner hat aus dem Manuskripte der „Letzten Grüße aus Stiftinghaus" ein Gedichtchen entfernt, dessen wir durch Zufall habhaft geworden und das hier — die Indiskretion wird wohl entschuldigt werden — seine Stelle finde. Es lautet:

An Minona!
(In ein Exemplar des „Ahasverus' geschrieben.)
Dies Buch ist dein von Anbeginn:
Im weiten Leserreigen
Nennt Keiner in so tiefem Sinn
Es je wie du sein eigen!

Dichters — solchen den Damen Wilhelmine Baronesse Geusau und Excellenz Baronin Amalia Toms geb. v. Geusau; dem hochwürdigen Herrn Professor Dr. Pittner in Stift Zwettl (dem Lehrer Hamerling's in der Zwettler Klosterschule); dem kunstsinnigen Stifte Zwettl mit seinem liebenswürdigen vornehmen Abte P. Stephan Rößler und seinem gelehrten Bibliothekar P. Benedict Hammerl; den Kollegen Hamerling's im Zwettler Sängerknabendienste Kais. Rath Carl Weinwurm in Wien und Pfarrer Michael Böhm in Weistrach (N.-Oest.); den Pfarrämtern zu Kirchberg am Walde und Groß-Schönau; dem Dichter Peter Rosegger; dem Wiener Domkuraten Johann Maria Stöber; meinen Freunden Volksschriftsteller Joseph Allram, Schriftsteller und Scheffelbund-Gründer Anton Breitner (Herausgeber der preisgekrönten »capsa«) und Dr. René Merores; Dank, innigsten Dank schulde ich aber auch meinem unvergeßlichen Lehrer Dr. Vincenz Knauer († 20. Juli 1894), dem begeisterten Interpreten Hamerling'scher Philosophie an der Wiener Universität,[1] der — ein wärmster Anhänger unseres Dichterphilosophen — innigen Antheil an einem Gelingen meines Buches nahm und mir eine Reihe hochschätzenswerther Rathschläge zutheil werden ließ, deren freilich die Mehrzahl erst im zweiten Bande meines Werkes Verwendung zu finden vermag. Dieser zweite Band wird

[1] „Die Hauptprobleme der Philosophie in ihrer Entwickelung und theilweisen Lösung von Thales bis Robert Hamerling. Vorlesungen, gehalten an der k. k. Wiener Universität. Von Vincenz Knauer." Wien und Leipzig 1892 (408 Seiten). — Als Sonderabdruck erschien aus diesem Buche: „Robert Hamerling gegen den Pessimismus Schopenhauer's und Hartmann's". Ebendaselbst 1892.

sich u. a. eingehend mit den philosophischen Jugendschriften Hamerling's beschäftigen.

— Des bangen Gefühls aber, das mir das Bewußtsein der Mangelhaftigkeit meiner Arbeit trotz solcher Unterstützung und auch eigenen Fleißes bereitet, vermag ich mich, da ich diese Vorrede schließe und das Manuskript der Verlagsbuchhandlung zu übermitteln im Begriffe bin, mehr als je nicht zu erwehren. Man fasse dies Bekenntniß nicht als Ausfluß jener falschen Autorenbescheidenheit, in der sich nur der höchste Hochmuth verbirgt. Fühl' ich's ja doch nur zu deutlich, es wären, eine Darstellung des Lebens und Dichtens Robert Hamerling's zu schreiben, Berufenere, weit Berufenere da — Berufenere durch Alter und durch Fähigkeit. In einem Punkte nur wähn' ich, wird mich Niemand — wer es auch sei — zu überflügeln vermögen: in der begeisterten Liebe zu unserem Dichter, diesem großen und guten Manne. Aber trotzdem soll mein Werk sich nicht zu einer Apologie der sämtlichen Schöpfungen Hamerling's gestalten. Und hinwiederum scheint's mir doch nicht unpassend, auf Goethe's unsterbliches Wort zu weisen: „Es kann auch an meiner augenblicklichen Stimmung liegen, mir kommt aber immer vor, wenn man von Schriften, wie von Handlungen nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit einem parteiischen Enthusiasmus spricht, so bleibt so wenig daran, daß es der Rede gar nicht werth ist."

Wien, Ostern 1895.

Dr. **Michael Maria Rabenlechner.**

Inhalt.

III. Neues Leben.

(15. August 1844 bis 13. September 1846.)

Anhang:

Hamerlings Jugend.

Erster Theil. Waldheimath.

(24. März 1830 bis Juli 1840.)

Wo Kamp und Thaya in granit'nen Betten
Traumhaft-melodisch rauschen, wo von Wäldern
Ein ewig-grüner Gürtel flüsternd sich
Hinüberschlingt bis zu den Riesenforsten
Des Böhmerland's, — in der geliebten Waldmark,
Wo meine Wiege stand, wo meine Kindheit
Den Heimathwässern gleich, in rauhem Bette
Und doch melodisch-traumhaft hingeflossen . . . . .

Hamerling.

. . . Dies beweist eben, daß unglückliche Kinder früher reifen, als glückliche . . . .

Turgènjew.

In den nordwestlichen Theil Niederösterreichs schiebt sich von Norden her eine krystallinische Erdscholle von gewaltiger Mächtigkeit vor. Sie wird im Süden vom Donaustrom nicht umgangen, sondern vielmehr durchbrochen, so daß sich ihr Gebiet noch etliche Meilen südlich des Ufers erstreckt. Granit und der stark verwitternde Gneis bilden die Hauptbestandtheile des Bodens; Amphibol und Syenitschiefer, Granulit, Urkalk, Graphitschiefer und Serpentin sind nur in untergeordnetem Maße vertreten. In den Becken von Horn und Wittingau haben sich die tertiären Schichten der Mediterranstufe in sehr großer Mannigfaltigkeit erhalten. Eine uralte Festlandsscholle — weist also das Gebiet keine paläozoische und mesozoische und — mit Ausnahme eben jener Becken — auch keine kanäozoische Meeresbedeckung auf. Gebilde jüngsten geologischen Alters freilich finden sich: — — es sind Hochmoore, die — doch nur in geringem Umfange — sich in der Umgegend von Gmünd auf den Granit breiten.[1]

[1] Vergl. „Tagebuch meiner Heimathreise". 11. Septbr.

Dieses also zusammengesetzte Gebiet ist ein Hochland von sieben Meilen in der Länge und sechs Meilen in der Breite. Westlich und südlich erhebt es sich in einzelnen Gipfeln bis über tausend Meter, fällt aber östlich in absoluter und relativer Höhe ab. Man kann im allgemeinen sagen, daß drei Fünftel des Gebietes auf die höheren, zwei Fünftel auf die niederen Schichten fallen.

Die Oberfläche selbst zeigt zwar keinen einheitlichen Charakter, doch vermählt sich gleichsam strenge Plateaubildung mit der gewellten Form der Hügellandschaft: — „keine Bergkolosse, die auf dunkle Thalschluchten herabschauen, und keine einförmig sich hinstreckende Ebene — Berg und Fläche berühren sich in schön ausgeglichener Mischung in nicht erhabenem, aber anmuthigem Wechsel“.[1]

Geologischem Urtheile zufolge trug dieses ganze Hochland — ein mächtiger Komplex der urzeitlichen Erdgesteine — seit den unvordenklichen Zeiten des Aufbaues der Erdrinde den Waldcharakter.

Geograph und Geolog bezeichnen darum den gesamten südlichen Theil des böhmischen Massivs in Niederösterreich als „das niederösterreichische Waldviertel“.

Aber nicht so der Mund des Laien.

In ihm hat das niederösterreichische Waldviertel so recht eigentlich keine festgesetzte Gemarkung.

Johannes Nordmann erkennt mit vielen Anderen das „Viertel ober dem Manhardtsberge“ mit dem

[1] Hamerling, Die schönste Gegend der Erde (Prosa, II. Bd., S. 253).

Begriffe des Waldviertels noch so ziemlich identisch. Hamerling nennt es den Landstrich, der sich von Krems an der Donau über Gföhl, Zwettl und Weitra gegen die böhmische Grenze hin erstreckt — Josef Allram aber, unbestritten der gründlichste volksthümliche Kenner und Schilderer des Waldviertels, charakterisirt aus dem ganzen Viertel ober dem Manhardtsberge das niederösterreichische Waldviertel nur als den Theil, der durch die drei politischen Bezirke Horn, Waidhofen und Zwettl gekennzeichnet ist, resp. durch die bezüglichen Flußgebietstheile des Kamp, der Thaya und der Lainsitz.[1]

Zum ersten Male — so berichtet uns Allram — dröhnte in der Zeit der letzten Babenberger in diesem Urwaldländchen die Axt des Ansiedlers. Gemach ward die Wildniß gelichtet, die abgeholzten Stellen wurden urbar gemacht und bebaut und die Ansiedlungen zu Gemeinden erweitert. Eine große Anzahl von Ortschaften des Waldviertels erinnert durch das bezeichnende Grundwort ihres Namens an ihre derartige Entstehung.[2]

Aber die Siedlungen vollzogen sich nur langsam, und noch zu Beginn unseres Jahrhunderts gehörten zwei Fünftel des Waldes dem Urbestande an, und

---

[1] Vergl. für dies und das folgende über das Waldviertel Gesagte: J. Allram, Aus der Heimath Hamerlings. Den Manen des Dichters gewidmete Bilder aus dem Waldviertel. Wien 1890. S. 30 ff.

[2] Das Grundwort dieser Ortsnamen ist gewöhnlich „Schlag" oder „Reut", von den Zeitwörtern „schlagen" und „reuten" (ausroden) abgeleitet, also z. B. Kirchschlag, Pfaffenschlag, Grafenschlag, Ottenschlag, Wappoltenreit, Minnigreit, Elfenreit u. s. w.

heute bedecken noch trotz der massenhaften Holzschlächterei, die betrieben wird, vierzig Prozent Wälder den Boden: — auf jeden Bewohner kommt nahezu ein Joch Wald — und fast jede Ortschaft umkrönt dichtes, harzduftiges Tannen- und Fichtenimmergrün.

In der That, wie noch in grauen Zeiten, so ist auch noch heute in unserem Ländchen der Wald Herr. Und wo er Wiesen und Feldern weichen gemußt, „da drückt er diesen sein Siegel auf, und man sieht, daß diese Grund und Boden nur gleichsam von ihm zu Lehen haben. Mitten auf Wiesen bemerkt man Hügel wie Maulwurfshügel, aber von der Größe der Ameisenhaufen, reichlich bewachsen mit Heidekraut. Wachholdergesträuch wuchert auf kleinen Grastriften zwischen den Aeckern — Haselstauden, die zur Zeit, wenn die Nüsse reifen, einen angenehmen Geruch verbreiten, stehen dicht an den Rainen, dazwischen das unvermeidliche Heidekraut — und nicht bloß Heidekraut, sondern Waldmoos polstert die Raine, sowie die Hügel der Wiesengründe. Lauter vorgeschobene Posten des Waldes, des souveränen Beherrschers der Landschaft".[1]

Das Klima ist ein scharfes: — 8° mittlere Jahrestemperatur; dazu noch häufige Niederschläge — und wir werden begreifen, daß der an sich ungünstige Boden nur von mittlerer Ertragsfähigkeit zu sein vermag; das Erträgniß besteht aus Hafer, Korn und Kraut, ganz besonders aber aus Kartoffeln, die durch einen Glasführer aus Arbesbach, Namens Andreas Kreuzer, vor ungefähr 120 Jahren bekannt wurden

[1] Hamerling, Die schönste Gegend, l. c. S. 254.

und seit dieser Zeit mit der täglichen Milchsuppe das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung bilden; auch wird Lein und Mohn gebaut — letzterer auch in den Handel gebracht und ist als „Zwettler Mohn" selbst auf dem Londoner Markte bekannt; Wein indes gedeiht nicht, Obst nur wenig, oft wird es nicht reif; an einigen Orten versucht man es mit Pflanzung der Weide behufs Korbflechterei, aber ohne bedeutenden Erfolg: — Summa, der Landwirth wäre froh, wenn er mit dem Erträgnisse des heimathlichen Bodens ebenso zufrieden sein könnte, wie der Fremde beim Anblicke der Saatfelder in der Blüthezeit. . .[1] Zur Armuth der Bevölkerung tragen neben den ungünstigen Bodenverhältnissen, die auch durch die an vielen Orten betriebene Vieh-, besonders Schweinezucht nicht paralysirt zu werden vermögen, die zahlreichen Fabriken und Kunstmühlen redlich das ihrige bei.[2] Der häusliche Handwebestuhl mit dem tanzenden Weberschiffchen und seinem Wollfaden, durch den sich der fleißige Ar-

[1] „Hinter dem grünen Wälderschmuck" — so malt Hamerling den Blüthenzauber des Waldviertler Bodens — „wird man denken, müsse der Reiz des bebauten Ackerlandes zurücktreten. Im Gegentheil! Nirgends stehen die Saatfelder schöner über weite Strecken verbreitet, das Aug' erfreuend durch die Farbenpracht der Blüthen jener Fruchtarten, die hier vorzugsweise gebaut werden. Was kann man sich herrlicheres denken, als weitgedehnte purpurblühende Mohnfelder? Was spricht das Auge sinniger an, als der zarte blühende Lein, auf weiten Strecken im Windhauch wallend und wogend? Dieser bezaubernd schöne Anblick blühender Mohn- und Leinfelder, anderswo so selten, hier ist es etwas Gewöhnliches. Dazu die unabsehbaren Roggenfelder im Glanze der goldenen Aehren! Und hat am Ende nicht selbst die Kartoffel — der Stolz des Waldviertels — ganz hübsche Blüthen, wie nur irgend eine der stolzeren Schwesterpflanzen aus dem Solaneengeschlechte?" Hamerling, Die schönste Gegend, l. c. S. 255.

[2] Vergl. „Tagebuch meiner Heimathreise", 19. Septbr.

beiter 20—30 Kreuzer täglich zu verdienen vermochte,[1] weicht mehr und mehr der auf mechanischem Wege mit Dampf- und Wasserkraft betriebenen Weberei und ein Mühlrad um das andere bringt die künstlich-mechanische Mahlung zum Stillstande. Und mit diesen Mühlen schwinden wohl die schönsten Zierden der lieblichen Thäler des Waldviertels.

Der Menschenschlag ist mittelgroß — gewöhnlich braunhaarig und braunäugig und regelmäßig — ja, man könnte sagen — schlank und fein geformt; verkümmerte Gestalten finden sich selten; die Orte sind stark bewohnt, auf einen Quadratkilometer kommen dreiundfünfzig Menschen; die Frauen, unter denen sich verhältnißmäßig zahlreiche schöne Gestalten von edlem Bau und zartestem Inkarnat finden, wiegen vor. Geheirathet wird wenig — auf fünfundfünfzig Paare fällt nur eine Hochzeit; aber auf je siebenundzwanzig Bewohner kommt eine Geburt und auf je vierunddreißig nur ein Sterbefall. Dem Stande nach finden sich unter tausend Bewohnern ungefähr zwei Geistliche, vier aktive Beamte, fünf Lehrer, drei Land- und Forstwirthe, vierhundertsechzig Bauern, zweihundertsiebenundzwanzig Dienstleute, vierundfünfzig Weber und zweihundert Gewerbsleute.

[1] Kaiser Joseph II. hat 1783 auch den Einzelverkauf gestattet, demzufolge jeder Weber seine Waare selbst feilbieten konnte, was bis dahin nicht gestattet war. „Und so durchzogen vor hundert Jahren die ersten Verkäufer mit ihren Kraxen auf dem Rücken als Bandkrämer die Welt und brachten dem Waldviertel — das sie überall und jederzeit mit Stolz ihre Heimath nannten — den Spottnamen das „Bandlkramerlandl“ mit nach Hause“ — eine Bezeichnung, die gegenwärtig ohne spöttischen Beigeschmack im Volksmunde für das Waldviertel allgemein üblich ist.

Der Waldviertler ist fleißig und genügsam — aufgeweckt, gern lustig, warmblütig, ungeheuchelt-gottesfürchtig, doch nicht übertrieben bigott; in seinem durchaus treuen und redlichen Charakter — Diebstahl, Landstreicherei, ja selbst der Bettel sind im Waldviertel selten — paart sich Bescheidenheit mit Entschiedenheit; gegen Fremde höflich und gastfreundlich — ist er seinen Eltern in unbegrenzter Liebe, seinen Verwandten in warmer Anhänglichkeit ergeben; mächtig ist in ihm das Heimathsgefühl entwickelt; seinen Stammesgenossen bleibt er auch in der Ferne treu —, „die Landsmannschaft ist für ihn kein leerer Name"; vor allem aber ist an ihm jeder Zoll ein Deutscher —, sein reindeutsches Ländchen bildet die scharfe Grenzwacht gegen das slavische Zwischenreich im Norden. Das Waldviertel ist es auch, das der gegenwärtigen deutschen Kaiserdynastie seine Stammmutter gegeben: im Schlosse zu Raabs stand im zwölften Jahrhundert die Wiege der Gräfin Sophie von Raabs, die sich mit dem Burggrafen Friedrich von Hohenzollern vermählte.[1]

---

[1] Viel zu wenig gekannt sind die goldenen Worte, die Hamerling der Zwettler Heimathskunde von J. Traxler als Einleitung vorausgeschickt:

„Das Waldviertel war von den ältesten Zeiten her die Grenzwacht gegen das slavische Zwischenland im Norden und sollte dies auch bleiben. Die Thatsache nicht unbedeutender tschechischer Ansiedelungen und Arbeiterkolonien diesseits der Nordgrenze in neuester Zeit ist keine erfreuliche. Es wäre zu wünschen, daß unser gegenwärtig noch kerndeutsches Gebiet nicht im Laufe der Zeit herabsinke zu einem zweisprachigen Misch- und Zwitterlande, in welchem der Deutsche sich nicht mehr heimisch fühlen könnte und in welchem die Heimathsliebe des Waldviertlers erlöschen müßte. Auch in Regierungskreisen wird man nicht wünschen, das Slaventhum selbst über seine natürlichen Grenzen hinaus sich auf rein deutsche Gebiete verbreiten zu sehen, und so wäre es vielleicht möglich, von Regierungs- und Gemeindebehörden Maßregeln gegen die drohende Gefahr zu erwirken. Wie immer die Würfel des

Noch bis vor kurzem ward das Waldviertel nur als zurückgebliebener, vergessener Erdwinkel gekannt und genannt. Erst seitdem die Eisenbahn das Ländchen berührt und so seiner Weltabgeschiedenheit entrückte, schwindet langsam diese Meinung: man beginnt die Schönheiten des Waldviertels touristisch zu bewundern — vorab das Thayathal bei Raabs und die Rosen-

---

Deutschthums innerhalb der Grenzen Böhmens fallen mögen, die Schranke des Slaventhums sollte geachtet und aufrecht bleiben, welche die Natur selbst durch das große Waldgebirge in unserem Norden demselben gesetzt hat.

„Aus dem Schlosse zu Raabs ging im zwölften Jahrhundert die Gräfin Sophie von Raabs hervor, welche sich mit dem Burggrafen Friedrich von Hohenzollern vermählte, dem Begründer der preußischen Königs- und deutschen Kaiserdynastie. Diese Thatsache sollte dem Bewohner des Waldviertels zum Sporne gereichen, daß er ein Sohn des deutschen Gaues, welcher dem regierenden Hause des heutigen deutschen Reiches seine Stammmutter gegeben, als ein treuer Sohn Oesterreichs zwar, aber auch als des deutschen Namens würdig sich erweise, Volksthum, Gesinnung, Sprache seiner Heimath ungemischt und in jedem schönen Sinne des Wortes deutsch erhalte für alle Folgezeit."

Auch der ernsten Worte im Gedichte „In der Waldmark" (Letzte Grüße aus Stiftinghaus, S. 16) sei hier gedacht:

Gegönnt ist Slave dir ein Vaterland
. . ein Herd ein Vätergrab in eigner
In theurer Heimatherde — eine Stätte,
D'rauf deines Stammes Gaben du erprobst:
Gegönnt sei dir's bis an der Zeiten Ende,
Das Vaterland, das wahrhaft dein geworden!
Doch das, was niemals wahrhaft dein, was du
Nomadenhaft durchstreift in rauher Vorzeit,
Und was von uns'rer Väter Schweiß getränkt
Längst wahrhaft unser, wahrhaft deutsch geworden,
Das ford're niemals vom Geschick zurück!
Der eh'rne Würfel fiel; das Siegeslos
Muß achten, wer im Wettkampf unterlag
Und der Erfolg ist auch ein Gottesurtheil.
Wenn uns das Schicksal gab, was es dir nahm,
War's eingedenk der Sendung, die geworden
Im Völkerreigen dem Germanenstamm!

burg bei Horn —, und man erkennt auch, daß das Ländchen sich ohne weiteres in kultureller Hinsicht sehen lassen kann: in jedem Dorfe besteht eine Volksschule, vielfach in neuen Gebäuden, in Waidhofen a. d. Thaya und in Horn finden sich Mittelschulen, und das Stift Zwettl, in dessen Nähe sich die landwirthschaftliche Schule „Edelhof" befindet, bietet gegenwärtig alljährlich nicht bloß zwölf talentirten Knaben Gelegenheit, sich während ihres Sängerknabendienstes zur Prüfung über die erste bis vierte Gymnasialklasse vorzubereiten, sondern gestattet auch auswärtig wohnenden Burschen, an diesem Privatunterrichte der Chorsänger als Schüler theilzunehmen.

In diesem Ländchen nördlich von Zwettl, drei Stunden von der böhmischen Grenze, eine halbe Stunde von der Staatsbahnstation Pürbach-Schrems entfernt, liegt auf einem Hügelrücken ein langgestreckter Markt. Seine lichte, reinliche Kirche mit dem hübschen Thurmknauf und das stattliche, einen ausgedehnten, viele Stunden langen Wildpark besitzende Schloß, das sich in nächster Nähe des brunnengezierten Hauptplatzes erhebt, grüßen uns schon von ferne freundlich

---

Zerfall in Sand und Staub auf immerdar,
Verscholl'ner Slavengott auf deutscher Erde!
Nie sollst du feiern eine Auferstehung
In dieser Waldmark grünendem Bereich,
Auf den der deutsche Geist gedrückt sein Siegel
Für immer, und wo rein und ungemischt
Nun seit Jahrhunderten in Sang und Rede
In Lust und Leid erklang der deutsche Laut,
Der Dichter-, Denker-, Heldensprache Laut!
Zerfall in Sand und Moder, Slavengott,
Nie wieder blüht dein Reich auf deutscher Scholle!

entgegen. Gegenwärtig besteht der Ort aus hundertachtundzwanzig Häusern mit cirka neunhundert Einwohnern, die sich von Ackerbau und Viehzucht und zum Theil auch von Weberei ernähren.

Dieser stille Ort ist es, welcher seit ungefähr zwei Jahrzehnten unter den meist genannten Orten des Waldviertels obenan steht: — im Markte Kirchberg am Walde stand die Wiege Robert Hamerlings!

Der Wanderer, der vom Dörfchen Pürbach an der Staatsbahn zwischen üppig-grünen Wiesen und singenden Wäldern nach Kirchberg gekommen war und vorbei an der Kirche dem Platze entlang auf der nach Zwettl führenden Straße seinen Weg nahm, kam dem Schlosse schräg gegenüber noch vor wenigen Jahren an einem kleinen Hause vorbei.

Es war ein schlichtes, ebenerdiges, schindelgedecktes Häuschen mit sechs Fenstern Gassenfront, welches rechts ober der Thür die Nummer 88 und links von ihr zwischen den zwei ersten Fenstern eine rothe Marmortafel mit goldletteriger Inschrift trug. Ein mächtiges Einfahrtsthor schloß die Vorder- (Süd-) Front des Hauses gegen Westen ab. Trat man durch die (mittlere) Eingangsthür in das Vorhaus ein und wandte man sich von hier aus rechts, so gelangte man in ein Wohnzimmer, das 19 Fuß in der Länge und 14 Fuß in der Breite maß und von der Südseite durch drei Fenster Licht erhielt; anstoßend daran fand sich ein kleines Zimmerchen von 13 Fuß Länge und 9 Fuß Breite mit einem Fenster, das vom Hofraume

aus das Licht einließ; an beide Zimmer schloß sich dann die Küche an. Links vom Vorhause öffnete sich die Thür in eine zweite, doch kleinere Wohnung, bestehend aus Zimmer und Kämmerchen — ersteres beiläufig 15 Fuß im Quadrat mit zwei Südfenstern — letzteres 10 Fuß lang und 6 Fuß breit. Unter diesen Räumen befand sich der Keller. Durch die nördliche Thür gelangte man in den mit Fruchtbäumen bepflanzten Hof. Dieser war gegen Westen und Osten durch einige Wirthschaftsbaulichkeiten und die Mauer des anstoßenden herrschaftlichen Wildgartens begrenzt — an der sich verengenden Nordseite aber ließ links ein Holzzaun den Blick in den nachbarlichen Obstgarten frei, während rechts eine kleine Wohnung, Zimmer, Keller, Stall und Scheune an das Haus angebaut war. — — —

So unscheinbar auch und armselig das Häuschen dem nachbarlichen Schlosse gegenüber sich ausnahm, so umwob es die Natur doch mit seltsamem Zauber.

Von seinen Fenstern dufteten die Rosen und Violen des anmuthigen, an Laubgängen und Blumenbeeten reichen Schloßparkes, und gegen Westen umschatteten die kirchthurmhohen Fichten und Birken des Wildgartens das traulich-schlichte Gebäude.

Es ist die schönste Parthie des Wildgartens, von dem sich das kleine schimmernd-weiße Häuschen abhob: „eine von sechs Säulen getragene Rotunde — eine Art von griechischem Tempelchen spiegelt sich in den Fluthen eines lieblichen Weihers, des von seiner Form so genannten Sternteiches, in den sich in künstlichen Kas-

kaden die Wässer dreier sich aneinanderreihenden Bassins ergießen, während das Auge einen Ruhepunkt findet an der auf mäßiger, waldumgrenzter Höhe sich befindlichen, oben mit entsprechender Brustwehr versehenen offenen Grotte, die in drei großen steinernen Muscheln die durch Röhren zugeführten Gewässer auffängt, um sie bald im sanften Rieseln, bald im lauten Geplätscher über deren Rand wieder zu entleeren".

Rings um die Rotunde aber erheben sich die reckenhaften Fichten, Tannen und Eschen und hellenisches Schönheitsbild und deutsche Waldromantik grüßten geheimnißreich-segnend das nachbarliche Gehöft jenseits der Mauer.[1] — — —

---

[1] Ueber die Geburtsstätte Hamerlings vergl. u. a. J. Th. Waldheim, „Das Geburtshaus des Dichters Robert Hamerling" im „Wiener Sonntagsblatt" vom 12. Januar 1873. — — Das Bildniß des Geburtshauses hat zum ersten Male der Wiener Dichter Josef Tandler gezeichnet und diese Zeichnung, die dann nachträglich wiederholt vervielfältigt wurde, dem Dichter übersandt. Der Brief, den Hamerling aus diesem Anlasse an Tandler gerichtet, mag hier Platz finden:

„Hochgeehrter Herr! Ich habe in meinem bisherigen Dasein einiges Erfreuliches und viel niederdrückend Trauriges erlebt. Das letztere, nicht das erstere, hat mich beinahe abgestumpft gegen Eindrücke überhaupt. Es kommt nur noch selten vor, daß ich mich über etwas betrübe oder über etwas freue. Ich bin abgestumpft gegen das Vergnügen, welches mir vor Jahren eine „schöne Rezension" in der Zeitung zu bereiten im stande war — abgestumpft auch gegen die nicht „schönen" — abgestumpft gegen mündliche Liebenswürdigkeiten, abgestumpft gegen die brieflichen Komplimente Derjenigen, welche um „Vergebung" bitten, „daß ein Unbekannter es wagt" u. s. w. Es war Ihnen, hochgeehrter Herr, vorbehalten, einen Menschen, der, wie gesagt, stumpf geworden durch ein Uebermaß des Schlimmen gegen das Gute und Schlimme aus seiner Lethargie wieder einmal aufzurütteln. Daß Jemand, der mir persönlich völlig fern steht – ein Mann in Amt und Würden — hinwandert in den stillen Flecken, der mich geboren, meine Geburtsstätte dort zu zeichnen und mich mit dem Geschenk des schön ausgeführten Bildes zu überraschen — das ist so etwas Originelles und dabei so sinnig Herzliches, daß es mich aufs innigste rührte. Schon die Freude, welche meine beiden

Im eben geschilderten Häuschen im dreifenstrigen rechtsseitigen Zimmer wurde Mittwoch, den 24. März 1830, zwanzig Minuten vor acht Uhr Abends, „unter einem heftigen Regengusse“ dem damals einunddreißigjährigen Franz Hammerling, der als Weber im Orte ansässig war und jenes Haus als Eigenthum besaß, von seiner Ehegattin Franziska ein Knabe geboren, der zwei Tage später, am 26. März, um 1/2 10 Uhr vormittags in der dortigen Pfarrkirche von dem damaligen Kirchberger Kaplan Jacob Renoth auf den Namen „**Rupertus**“ getauft wurde, wobei der Schwager der Mutter, Anton Katzenberger, Rechnungsführer in der Glasfabrik Georgenthal bei Gratzen in Böhmen, als Taufpathe gegenwärtig war.[1]

Eltern an dem Bilde hatten — dem Bilde des Häuschens, aus welchem widrige Schicksale sie vor bald vier Dezennien, als ich noch in der Wiege lag, in ein heimathloses und mühreiches Dasein hinausgetrieben — schon diese Freude hätte mein Herz bewegen müssen.

Ich kannte den K. K. Ministerialrath — wenn auch nur dem Namen nach —, ich ehrte den Dichtergenossen, den Menschen lernte ich jetzt kennen aus der Art, wie er es versteht, einem anderen Menschen Freude zu machen — und mit innigem Danke drücke ich ihm im Geiste die Hand.

Mögen diese wenigen Zeilen, hochgeehrter Herr, Ihnen ein schlichter Ausdruck der Empfindung sein, mit welcher ich im Anblick der schönen Gabe, die Sie mir gebracht, Ihrer immer gedenken werde, und mit welcher ich immer sein werde

Ihr in aufrichtiger Hochachtung und Dankbarkeit ergebener

Graz, 17. Mai 1871. Robert Hamerling.“

[1] Laut Taufbuch der Pfarre Kirchberg am Walde: Mittheilung des Herrn Pfarradministrators Engelbert Hetzendorfer. — — St. Rupert, Bischof von Salzburg — nicht zu verwechseln mit St. Robert (7. Juni) —, ist im Kalender der katholischen Kirche Tagesheiliger des 27. März. Es ist in ländlichen, katholischen Gegenden schier allgemeiner Gebrauch, ein Kind auf den Namen des Heiligen, an dessen Tage es zur Welt kam, taufen zu lassen, oder doch wenigstens auf den Namen eines Heiligen, dessen Fest dem Geburtstage benachbart. So kam unser Dichter zu dem Namen „Rupert“.

Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts treffen wir den Namen Hammerling in Kirchberg. Der Urgroßvater Franz Hammerlings war Bauer in Nondorf bei Hoheneich gewesen; dessen Sohn Johann kam nach Kirchberg, ward daselbst Kleinhäusler und betrieb die Weberei; von den drei Söhnen dieses Johann — Leopold, Ignaz, Johann, sämtlich Weber — brachte Leopold das Haus Nr. 88 in Kirchberg käuflich an sich. Er hinterließ vier Söhne: Leopold, Weberfaktor in Kirchberg, der kinderlos blieb, Ignaz, der sich als Weber in Vitis niederließ und 1840 mit Hinterlassung eines Sohnes (der seinen Vater nicht lange überlebte) und mehrerer Töchter starb, Joseph, der den Militärdienst erwählte, aber schon 1805 starb, und Franz, geboren am 7. Februar 1799, der sich als fünfundzwanzigjähriger Mann am 9. November 1824 in der Pfarrkirche zu Groß-Schönau mit der im neunzehnten Jahre (geb. am 6. April 1806) stehenden Tochter Franziska des Gastwirthes von Groß-Schönau, Johann Markhart, vermählte,[1] welcher Ehe als einziges Kind der am 24. März geborene Knabe entsproß.

---

[1] Im Traubuche der Pfarre Groß-Schönau finden wir bezüglich dieser Trauung folgende Einschreibung:

„Der trauende Priester: P. Ambros Haßlinger.

Bräutigam: Franz Hammerling, 25 J., Sohn des Leopold Hammerling, Kleinhäuslers und Webermeisters in Kirchberg am Walde Nro. 88 und dessen Ehegattin Franciska geb. Ederer von Kirchberg.

Braut: Franciska, 19 J., Tochter des Johann Markhart, Gastwirth in Großschönau Nro. 18 und dessen Ehegattin Anna Maria geb. Haßlinger in Großschönau.

Beistände: Anton Markhart, Bauer in Kirchberg. Ignaz Hammerling, Weber in Vitis.“

Oft schon ward darauf hingewiesen, daß künstlerisch begabte Naturen ihr Talent der Mutter danken. Bei unserem Dichter scheinen sich die Eltern in der Zutheilung der Gaben getheilt zu haben. Die Mutter zählte zu den sog. starken Frauen — so beiläufig charakterisirt sie Rosegger[1] und dämpft damit das, was der Wirklichkeit entspricht, tief unter die Hälfte des Thatsächlichen —; bei ihr überwog der zielbewußte, berechnende Verstand weitaus das Gemüth; sie konnte dem Kinde nicht mehr geben, als was sie besaß: — des Sohnes scharfer, durchdringender Geist war das Erbe seiner Mutter . . . Der Vater des Kindes, ein schlichter, munterer Mann besaß, — das gerade Gegenstück von seinem Weibe — viel Herzenstiefe. Waren des Sohnes Güte und von aller Selbstsucht freier Edelmuth entschieden Geschenke seines Vaters, so dürfte vielleicht auch Robert Hamerlings tiefes und reiches Gemüth, vermittelst welchem er Dichter ward, eine Gabe seines Vaters genannt werden, ja vielleicht

---

[1] Rosegger, Persönliche Erinnerungen. S. 180. — Es thut uns ungeheuchelt leid — aber im dritten Bande unserer Biographie wird wohl die Wahrheit ein wenig zu rütteln heischen an den überschwenglichen Schilderungen, welche die Tageslitteratur von der mütterlichen Liebe, Sorge und Aufopferung der Franziska Hammerling bot. Wir werden uns aber hierbei lediglich auf Hamerlings eigene Aufzeichnungen stützen, in denen er sich über sein unsäglich-trauriges häusliches Leben in seinen letzten Lebensjahren unumwunden aussprach. Seit Erscheinen der „Stationen" übrigens, die dem aufmerksamen Leser bereits den wahren mütterlichen Charakter ahnen lassen, hat man schon wiederholt in Artikeln über Hamerling — von heftigen, lediglich der Mutter geltenden Gemüthsbewegungen der letzten Jahre des Dichters lesen können. Um so mehr mußte es uns darum überraschen, daß wir erst kürzlich wieder einem Aufsatze begegnet, der — wäre er nicht so ernsthaft gemeint — die reinste Satire auf die Thatsächlichkeit genannt werden müßte (Joseph Wichner, „Erlauschtes" [Wien 1894], S. 287 ff.).

auch die Phantasie, die ja ebenfalls der Weber Franz Hammerling bis zu einem gewissen Grade sein eigen nennen konnte.[1]

Kurze Zeit nach der Geburt erkrankte der Säugling schwer. Bereits lag er für todt in den Armen seiner Mutter. Nur durch die Heftigkeit, mit welcher der schmerzerfüllte Vater sein todt geglaubtes Kind an sich riß, soll dieses noch einmal zum Leben aufgerüttelt worden sein.

Die Eltern des Kindes waren Kleinhäusler und

---

[1] Franz Hammerling war ein schlichter, munterer, tiefgläubiger, herzensguter Mann. Er verstand sich trefflich auf mechanische Arbeiten, reparirte z. B. Uhren und bewährte seine Kunst einmal an der Thurmuhr Gainfahrns, nachdem sich die gelernten Uhrmacher vergebens an ihr versucht. Er war sogar ein Stück Poet. (Vergl. Stationen, S. 34.) In seinem späteren Alter vertrieb er sich die Zeit mit Holzschnitt- und Holzstiftarbeiten. Er verstand es, aus kleinen Holzstiften zierliche Luster, Bilderrahmen, Kreuze u. s. w. zusammenzusetzen. (Das Kruzifix, das man Robert Hamerling ins Grab mitgab, war eine Arbeit seines Vaters gewesen.) Er starb — wie wir ja von all dem noch ausführlicher hören werden —, nachdem er durch zwanzig Jahre an der Seite seines Kindes ein ruhiges, sorgenfreies Alter verbracht, am 2. Mai 1879 — über achtzig Jahre alt, tief betrauert von seinem ihm innig zugethanen Sohne. „Ja, liebster Rosegger," äußerte sich Hamerling brieflich einige Tage nach der Bestattung, „wir haben ihn wirklich vorgestern aus der leuchtenden Frühlingspracht des Stiftingthales heraus in die dunkle Friedhofserde von St. Leonhard vergraben den guten, jovialen Alten, der noch viel lieber weiter gelebt hätte, als sein Sohn. Allen Ernstes will ich mich lieber selbst begraben lassen, als noch einmal einen lieben Angehörigen begraben . . . ." — Ueberhaupt — Robert Hamerling hat die Pflicht des Kindes gegen seine Eltern in einer Weise und mit einer Aufopferung erfüllt, die in unseren Tagen fürwahr Seltenheit geworden ist. Doch davon eingehend zu sprechen, wird ebenfalls in einem späteren Abschnitte erst unsere Pflicht sein. Bemerken wollen wir nur noch, daß sich der Elternliebe seines Sohnes der alte Franz Hammerling auch voll bewußt war. Bei Gelegenheit seines achtzigsten Geburtstages fragte ihn Frau Dr. Clotilde Gstirner, ob er die Werke seines Sohnes lese. „Verstehe sie ja nicht," antwortete er rasch, „aber das eine weiß ich: — ein Sohn, der seine Eltern so gestellt hat, wie der Robert uns, der schreibt nichts Schlechtes in die Bücher. Der ist ein Ganzer! Der ist ein Ganzer!"

Weber. Des Kindes früheste Jugend wäre demnach in schlichten, aber doch immerhin erträglichen, ungetrübten Verhältnissen verlaufen. Da aber, kaum zwei Jahre nach der Geburt des Kleinen, traf die Eltern ein schwerer Schlag: der Vater hatte gemeinsam mit seinem Bruder Leopold ein Weberfaktoreigeschäft betrieben und verlor hierbei seine bescheidene Habe. So vollzog sich das Traurige: der Mann mußte auf Erwerb in die Fremde ziehen, die Mutter aber das Haus, in dem der Webstuhl, an welchem ihr junger Gatte gesessen und das Gewebe ihres häuslichen Glückes gewoben, leer stand und das nicht mehr ihr und ihr Mannes Eigen war, verlassen. „Jenseits des Gartenzaunes — um das tannenumschattete Tempelchen — mag eine Muse umhergeschwärmt sein, und als die Mutter mit dem Kinde schluchzend auf Nimmerwiederkehr über die Schwelle des Hauses trat, da mag diese Muse über den Gartenzaun herüber dem Kinde einen flüchtigen Kuß zugeworfen haben . . .“[1]

[1] Stationen, S. 4. — Das Geburtshaus Robert Hamerlings steht heute nicht mehr. Nach der Auswanderung der Eltern Hamerlings war es in den Besitz des damaligen Kirchberger Oberförsters Langhammer gekommen, der es aber bald an einen Ortsgenossen, den Gastwirth Einfalt, verkaufte. Beide hatten das Haus als bloßes Zinshaus benutzt, jedoch mit ihm mehrfache Veränderungen vorgenommen; so wurde an der rechten Nordseite des Hofes an Stelle einer Scheune die kleine, aus Zimmer, Keller, Stall und Scheuer bestehende Wohnung gebaut, und die Südfront des Hauses gegen Westen verlängert, wodurch das Einfahrtsthor und ein neues (das sechste) Fenster der Vorderseite zugefügt wurde. Um diese Zeit wurde auch die alte Zwettler Straße, die im Winkel am Schlosse vorbeiführte, umgelegt. Durch den Bau der neuen, die zwischen Schloß und Thiergarten führte, fiel nicht nur ein Theil des Thiergartens zum Opfer, sondern mit ihm auch ein Gemüse- und Blumengärtchen, welches an der linken Vorderfront unseres Häuschens angelegt war, so daß diese nun ganz frei stand. — Nachdem das Haus in

Die Mutter begab sich — ihren noch nicht ganz zweijährigen Sohn auf den Armen tragend — nach ihrem Heimathsorte Groß-Schönau. Sie suchte und fand bei ihrem Bruder, der daselbst das ererbte väterliche Gasthaus besaß, Hülfe in ihrer Noth. Er wies seiner Schwester und ihrem Kinde im rückwärtigen Theile seines Hauses ein Stübchen an, das beide durch länger als sechs Jahre bewohnten.[1] Der

solcher Gestalt noch zweimal weiter den Besitzer gewechselt, kam es schließlich durch Kauf an einen im Dienste des Kirchberger Schloßbesitzers Fischer von Ankern stehenden Kutscher. Poesiefreundliche Hände brachten indessen zwischen den ersten zwei Fenstern zu linker Hand von der Thüre eine rothe Marmortafel an, welche die Goldinschrift trug: „Geburtshaus des Dichters Robert Hamerling." — Einige Wochen nach dem Tode Robert Hamerlings trat an eben jenen Kutscher der einstige österreichische Reichsrathabgeordnete Georg (Ritter von) Schönerer mit einem hohen Angebote — man spricht von fünftausend Gulden — heran. Der Kauf ward abgeschlossen, und das Geburtshaus Robert Hamerlings ging in den Besitz der nach dem Tode des Dichters ins Leben gerufenen deutsch-nationalen Hamerling-Stiftung über, als deren Gründer und Geschäftsvollzieher Georg Schönerer fungirte. Und nun geschah das *Unglaubliche*: — die deutsch-nationale Hamerling-Stiftung ließ Nr. 88 in Kirchberg am Walde von Grund aus **demoliren**, so daß vom Geburtshaus Robert Hamerlings thatsächlich kein Stein auf dem anderen verblieb. Auf der Stätte, wo das Haus gestanden, wurde ein dem Andenken Hamerlings bestimmtes Giebelhaus erbaut, vor dessen Eingangsthüre sich eine lebensgroße, doch wenig originaltreue Erzbüste des Dichters erhebt, während das Gebäude-Innere Räumlichkeiten für einen Kindergarten und für die aus Hamerlings Nachlaß erworbene Bücherei (4000 Bände) birgt. So angenehm seinem Aeußeren nach sich nun auch dieses Hamerling-Stiftung-Haus präsentirt, so licht auch der Zweck, dem es gewidmet — der Besucher des Hauses mag sich der überbitteren Stimmung nicht erwehren, daß hier, gelinde gesprochen, die Pietät aufs schwerste verletzt wurde! Wie leicht wäre doch das liebe, ebenerdige Häuschen in besseren Stand zu setzen gewesen und eventuell nach Aufsetzung eines Stockwerkes auch für Realisirung des in Aussicht genommenen Zweckes eines Kinderheims geräumig genug geworden! So aber ist jenes stille Haus für ewige Zeiten vom Schauplatze verschwunden, ein Haus, an das sich freilich „keine Jugenderinnerungen des Dichters knüpfen", in dem sich aber das Wichtigste seines Erdenlebens vollzog, in dem er — — — *geboren* wurde . . .

[1] Der gegenwärtige Besitzer dieses Gasthauses zeigt den bei ihm vorsprechenden Fremden dieses Stübchen als Dorfrarität.

Tod des Bruders erst zwang die junge Mutter, das freundliche Heim zu verlassen — sie zog nunmehr in das letzte Haus des Dorfes auf der nach Engelstein führenden Straße.

Groß-Schönau liegt fünf Stunden von Kirchberg am Walde zu beiden Seiten des — Weitra mit Groß-Gerungs — verbindenden Fahrweges; es ist ein kleines Dorf mit ehrwürdiger alter, durch wechselreiche Geschichte ausgezeichneter Pfarrkirche, in deren Inneren sich ein interessantes Sakramentshäuschen findet; die Umgebung des Ortes hat manches Eigenthümliche.[1]

Hier — in Groß-Schönau — verbrachte das Kind seine Jugendzeit vom zweiten bis zum zehnten Jahre. Sie verfloß — getrübt von Noth und bitterster Armuth: die Mutter fristete ihr und des Knaben Leben durch Näharbeit und durch die geringe Unterstützung, die ihr die Verwandten und später auch ihr aus der Fremde zurückgekehrter Mann angedeihen lassen konnte.[2]

Unglückliche Kinder reifen früher, als glückliche... So auch Rupert ... In der ersten Jugend schon machte sich bei ihm ein warmes Empfinden geltend — das Gemüth erwachte, und lebhafte Phantasie regte ihre Schwingen.

---

[1] Vergl. „Tagebuch meiner Heimathreise", 28. August.

[2] „Aus gewissen Rücksichten darf ich es einstweilen gar nicht verrathen, wie arm wir gewesen sind. Ich bin der festen Meinung, daß meine Krankheit ihren ersten Grund in der entbehrungsreichen Kindheit hat", äußerte sich Hamerling einmal zu Rosegger (Rosegger, Persönliche Erinnerungen. S. 90). — Als Hamerling als Sängerknabe in Zwettl weilte, hatte er bereits über schlechte Verdauung zu klagen: er erbrach sich oft nach Tische. Seine Mutter bei einem Besuche im Stifte über die Ursache eines so frühen Uebels befragt, gab die Antwort, daß die Nahrung, die sie ihm als Kind gab, und die — entsprechend ihren Mitteln — eine nur schlechte gewesen, daran Ursache sei.

Frühzeitig offenbarte sich dem Kinde der Zauber weiblicher Schönheit . . . Noch war es nicht sieben Jahre alt, als es ihm das junge hübsche Frauchen, das der Groß-Schönauer Schulmeister aus Weitra heimgeführt, angethan hatte: er starrte es, als er es zum ersten Male erblickte, entzückt an — und um die Ursache dieses unverwandten Anstarrens befragt, gab er eine so naive Antwort, daß die Anwesenden alle auflachten, das Schulmeisterfrauchen aber verschämt erröthete . . . Kurze Zeit darauf erkrankte er neuerdings — getroffen von Amors Pfeil. Er entbrannte leidenschaftlich in seine kleine Schulkollegin Anastasia;[1] und was namentlich den Anblick des Kindes so bestrickend für ihn machte, das war das Haar, das sie, schön geflochten, aus ihrem Kopftuche hervorgucken ließ. Die Schule war der Schauplatz seiner zarten Liebeleien, die in dem Ritterdienste gipfelten, seiner Huldin die zum Schreiben nöthigen Federn aus Gänsekielen zurechtzuschneiden. Und der Knabe verstand dieses Geschäft so meisterhaft zu verrichten, daß bald alle seine Mitschüler und Mitschülerinnen ihre Federn nur von ihm geschnitten haben wollten. Der gute Kleine verstand sich auch dazu; nun hatten sich aber seine Kollegen gewöhnt, wenn sie ihm vor der Schule die Kiele brachten, ihm mit vielen Worten einzuschärfen, er möge sie ihnen ja sehr gut und überaus schön schneiden, — ja sie überboten sich in derlei Ausdrücken und in Schmeicheleien, und weil sie ihm endlich lästig damit fielen, so that er ihnen unter einem kund und

[1] Gegenwärtig noch als Schullehrersgattin in Weitra am Leben.

zu wissen, daß er fortan Demjenigen die Feder am besten schneiden würde, der es in den kürzesten und derbsten Ausdrücken von ihm verlangte, wogegen er die Federn Derjenigen, die ihn mit langen Ermunterungen und Liebkosungen bestürmten, so übel als nur möglich zuzurichten willens wäre. Infolgedessen wetteiferten sie von da an in Grobheiten gegen den Meister des Federschnittes, kleideten ihr Ansuchen immer in Ausdrücke, wie: „Spitzbube, zerschneide mir diesen Federkiel allsogleich recht abscheulich“ und fügten dem mitunter auch einen herzhaften Puff in die Seite bei. Bei Anastasia bedurfte es aber solcher Absonderlichkeiten nicht — sie durfte bitten, ja nicht einmal das, — sie brauchte bloß zu winken, und ihre von ihm zugerichteten Federn schrieben göttlich. Da aber die Kleine ihren schmachtenden Liebhaber manchmal etwas gar zu hochnasig behandeln zu dürfen glaubte, so zerschlug sich die Sache mit Anastasia bald ganz und gar. . . . Der Kleine aber, gar nicht faul, fing allsogleich ein Bäckerstöchterchen, Namens Thekla, zu lieben an, ein Mägdlein mit rundlichen klaren Augen und lilienweißem Gesichtchen, das oft frühmorgens an den Fenstern der Wohnung des Knaben in einem großen Korbe Semmeln vorbeitrug. „Mir klopfte das Herz, wenn sie vorbeiging, und ich empfand eine Art von Andacht vor ihr, denn sie glich gar zu sehr einem der weißen Engel, welche auf dem Altare in der Kirche standen.“[1] Eines Tages kam eine Schauspielertruppe mit ihrem Kram ins Dorf. Sie

[1] Stationen. S. 11.

gaben auch geistliche Pantomimen und verwendeten hierzu die Kinder des Dorfes. So ward „Die Geschichte des ägytischen Joseph" angekündigt. Thekla wurde zur Rolle des Joseph auserſehen. Aus den Schulknaben erlas man die fügsamsten zu Teufeln, welche Madame Putiphar im fünften Akte zu holen hatten — der kleine „Rupert" weinte vier Wochen, daß er bei diesem Teufels-Debüt übergangen worden war, und ahnte in seinem Schmerze nicht, zu welcher Soloscene ihn das Geschick aufgespart.

Endlich kam der Tag der Aufführung heran, — die Welt schien in Groß-Schönau aus ihren Fugen treten zu wollen, — sogar der Verwalter aus dem nahen Schlosse Engelstein hatte sich mit seiner Familie eingefunden, — — — — und dem kleinen „Rupert" pochte das Herz, so er an den ägyptischen Joseph dachte. Im Theatersaale wurden die Lichter angezündet, die Bänke hatten sich gefüllt — die Geschichte sollte bald beginnen. Der Kleine stand ganz vorn, unfern der Bühne, an dem einen Ende der Sitzreihen. Da rief ihn Jemand an der entgegengesetzten Seite zu sich, er wollte hinüber, mußte aber an den vordersten Bänken, die dicht vor dem Vorhange standen, vorbei. Ein Dickbauch in dieser vordersten Zuschauerreihe zwang ihn, auszuweichen — in der Eile hierbei stolperte er, fiel an den Vorhang — und weil dieser nachgab in die Scene — — — Gelächter der dichtgedrängten Zuschauermenge, Schamröthe auf dem Gesichte des bestürzten Kleinen, der sich langsam auf-

rafft und erhebt.[1] Endlich hebt sich auch der Vorhang, — der Kleine sah nur Thekla. Als sie ihr schönes Auge in frommer Andacht zum Himmel wandte, als Alles staunend an ihrem Antlitz, an ihren Mienen hing und im dritten Akt selbst über die Nase der Frau Verwalterin Thränen liefen, da ward ihm so wohl und so weh, sein Herz schwamm in Andacht gegen Gott und in Liebe zu Thekla, und seine Seele durchzitterten die ersten Lieder, damals noch Lieder ohne Worte! — Längst waren die Flitter des Schaugepränges verflattert, längst waren die Klänge des Orchesters verrauscht, längst war Joseph in Abrahams Schoß erhoben und Putiphar von den Teufeln geholt — der Knabe saß noch immer sinnend und trunken da, bis die Mutter ihn anstieß und mit fortnahm. Beide besuchten noch eine befreundete Familie im Dorfe

[1] „Von diesem Momente an" — erläutern die „Stationen" dieses tragikomische Ereigniß — „datirt mein gespanntes Verhältniß zur deutschen Schaubühne und meine ängstliche Abneigung, für dieselbe zu schreiben. Nicht, als ob der früh gewonnene Einblick in die Verhältnisse der Bühne so belangreich und so abschreckend gewesen wäre — ich sah ja weiter nichts, als daß der Direktor der Truppe die Stiefel des ägyptischen Joseph mit einer Bürste überfuhr und der kleine Benjamin sich mit einem Teufel um einen Kamm raufte — aber eine gewisse, heilsame Scheu vor den weltbedeutenden Brettern ist dennoch von diesem Erlebniß in mir zurückgeblieben, war ich doch im eigentlichen Sinne des Wortes auf der Bühne *durchgefallen* — unter dem Gelächter eines mitleidlosen Publikums! Das wollte ich nicht ein zweites Mal erleben und wußte, als ich viele Jahre später mich doch in dramatischen Dichtungen versuchte, die Aufführbarkeit derselben so geschickt zu verbergen, daß ein Kritiker nach dem Erscheinen von „Danton und Robespierre" mir das Zeugniß ausstellen zu können vermeinte: „Robert Hamerling hat ein Stück schreiben *wollen*, welches sich nicht für die Bühne eignete, und dieses Vorhaben ist ihm gelungen." Derselbe Kritiker war — nebenbei bemerkt — selbst dramatischer Dichter; aber ihm ist sein Vorhaben nicht so gut gelungen, wie mir das meinige. „Er wollte nämlich Stücke schreiben, welche für die Bühne sich eigneten."

und blieben bei ihr bis gegen Mitternacht. Während dieses Besuches blickte der Kleine immer durchs Fenster die Sterne an und dachte dabei an Theklas klares, schönes Auge; endlich traten sie den Heimweg an; der Weg zur Wohnung führte am Hause Theklas vorüber. Aus der Ferne schon sah der Knabe an der Thüre dieses Hauses etwas Weißes und etwas Schwarzes; er kam näher — neugierig blickte er hin — das Weiße war Thekla im Unterrock, und das Schwarze — ach das Schwarze war — — ein Bauernbursche, der mit ihr schäkerte. Der Kleine ging vorüber, legte sich daheim nieder, schlief sehr ruhig, — und nie mehr, wenn Thekla mit dem Semmelkorbe am Fenster vorbeiging, sah er ihr nach.

Erregbares Gemüth und lebhafte Phantasie sind im stande auch dem ärmsten Kinde geheimnißreiche Wonnen zu reichen — es zu beseligen und zu beglücken ... Auch dem kleinen „Rupert" verklärten Gemüth und Phantasie die Düsterheit seiner armen Jugend ... „Wie hätte ein Büblein nicht glücklich sein sollen, das täglich die allerbeste Hühnersuppe aß? .. Einmal bekam ich — Gott weiß, durch welchen Zufall — Hühnersuppe zu kosten. Von da an wollte ich keine andere Suppe mehr, als Hühnersuppe. Meine Mutter wußte Rath. Sie versprach mir täglich Hühnersuppe, und mittags stellte sie mir jede beliebige Suppe mit den Worten vor: „Iß! da ist Hühnersuppe!" Dies Zauberwort wirkte auf meine kindliche Einbildungskraft so, daß ich jede Art von Suppe in demselben festen Glauben

und mit demselben Appetit für Hühnersuppe aß, wie die Hypnotisirten des Herrn Hansen rohe Kartoffeln auf sein Wort für süße Birnen nehmen und verspeisen! ... Wie tief wirkten die kirchlichen Festzeiten auf mich ein! Mir brauchte das Christkind nichts zu bescheren; es erschien mir ja leibhaftig — das war mehr als genug. Des Nachts im Bette aufsitzend, erzählte ich mit glühenden Wangen der Mutter, wie es zu mir gekommen, das Christkind, was es mit mir gesprochen und wie wunderschön es gewesen. ... Es ist Thatsache, das ich einmal zu weinen anfing vor Freude, als ich an einem Frühlingsmorgen eine Wiese ganz mit goldgelben Butterblumen bedeckt fand" („Stationen" S. 16.)

Die Mutter und ihr Stübchen war dem Kleinen die Welt. Das zarte, geschwisterlose und ohne Vater einsam aufwachsende Knäblein, das den Verkehr mit anderen Knaben nicht suchte, liebte mit rührender Zärtlichkeit seine Mutter und hing sehnsüchtig an ihr. Keinen Augenblick wollte er ohne ihre Gesellschaft sein. Mußte er abends längere Zeit ohne sie im dämmerigen Zimmer bleiben, so stand er Unsägliches aus. Einmal — als sie lange, lange nicht kam, und sein Schluchzen und Weinen wirkungslos verhallte, zerschlug er — die Thüre war versperrt — mit einer Hacke die Fensterscheiben und ließ sich vom Erdgeschosse auf den Erdboden hinab, um den Ort aufzusuchen, wo er die Ersehnte vermuthete. Fast beständig so um sie, kam er in die verschiedensten Häuser, saß wohl auch mit ihr, deren Beistand bei Erkrankungen in der Nachbarschaft gern in Anspruch genommen wurde, an

manchem Kranken- und Sterbebette und hatte so Gelegenheit, die Nachtseiten des Daseins frühzeitig zu erfahren — Nachtseiten, in die sich oft geheimniß-schwere dunkle Räthsel mystischen Geisteslebens reihten.[1]

Das Temperament des Kleinen war in den ersten Lebensjahren nicht unlebhaft. Er war ein munterer Knabe voll heiterer Freude. . . . Gern suchte er öffentliche Tanzunterhaltungen auf und stand dann in einer Ecke des Tanzlokals als stillseliger Beobachter und schaute und lauschte und berauschte sich an dem Gebrause der Tanzlust und lernte so zum Ernst des Lebens auch frühzeitig die sonnigen Seiten desselben

[1] „Stationen." S. 29 ff.: „Der Bruder meiner Mutter, in dessen Hause wir wohnten, ein ursprünglich sehr kräftiger Mann, verfiel im besten Mannesalter in eine Nervenschwindsucht und siechte langsam hin. Viele Wochen vor seinem Tode phantasirte er beständig. Ich brachte halbe Tage in seiner Krankenstube zu. Er machte mich zum Zeugen und Genossen seines krankhaft-visionären Lebens, deutete bald in diesen, bald in jenen Winkel: „Robert, sieh dort — sieh da — die schwarze Katze — jage sie hinaus — Ei! guten Morgen, Herr Pfarrer! wie geht es Ihnen u. s. w. Ich hörte mit einer Mischung von Grauen und kindlichem Interesse zu, ging auf die Wahnvorstellungen des Kranken ein, jagte die gespenstige Katze und spielte den Herrn Pfarrer, wie er es haben wollte . . . An einer ähnlichen, aber noch weit merkwürdiger sich äußernden Nervenkrankheit, litt der Wirthschaftspfleger im Schlosse Engelstein, zu welchem ich gleichfalls öfter kam . . . Als er noch gar nicht bettlägerig war und seinem Berufe nachging, hatte er schon immer Visionen. Meist waren es weiße Gestalten, die er sah. Einige Minuten vor seinem Tode sagte er ruhig zu Denen, welche eben um ihn waren und unter welchen sich auch meine Mutter befand: Seht auf die Uhr, wenn der Zeiger dort steht, so sterbe ich. Dabei wies er mit dem Finger auf eine bestimmte Stelle des Zifferblattes. Man achtete nicht viel auf diese seine Rede, weil er sich eben an diesem Tage ungewöhnlich wohl zu befinden schien. Als aber der Zeiger jene von ihm bezeichnete Stelle erreicht hatte, verlöschte der Kranke plötzlich wie ein Licht, so daß eine der anwesenden Frauen vor Schreck über die so grauenhafte Erfüllung der Prophezeiung in Ohnmacht fiel . . ." (Ueber diesen Wirthschaftspfleger im Engelsteiner Schlosse vergl. Prosa. Neue Folge. II. Bd. S. 211.)

kennen. . . .[1] Gerne schweifte er an sonnigen Tagen im Freien herum, nicht auf der Gasse mit anderen Knaben, „aber auf strauchbewachsenen Auen“ auf den sog. „Panzermauern“ — merkwürdig terrassenförmig abgestuftes Acker- und Waldland, das sich hinter Groß-Schönau erhebt, bald im romantischen waldbach-durchtosten „Rabenloch“ — „im hellen, würzig-duftenden feldreichen Kiefergehölz, wo die Schläge der Axt erklangen und der Specht an die Stämme klopfte und in den Wipfeln der Vogel sein Lied sang“[2], — oft gesellten sich dann auf den Feldern die Hirtenknaben zu ihm, die gerne mit ihm ihre auf offenem Feldfeuer gebratenen Kartoffeln theilten, sofern er von seiner Kunst zu fabuliren Gebrauch zu machen geneigt war, und ihnen Geschichten eigener Erfindung mittheilte. . . . Mehrmals drohte ihm auf seinen Wegen das Verhängniß: einmal fiel er in einen Wassertümpel und

---

[1] „Ich wußte die Gottesgabe heller, heiterer Freude gar wohl zu schätzen. Oeffentliche Tanzbelustigungen zogen mich immer lebhaft an. Wenn in unserem oder in einem anderen Dorfe der Umgebung, etwa in Engelstein oder in Wernharts, eine Kirchmeß mit nachmittägigem und abendlichem Tanzvergnügen gefeiert wurde, so lief ich hin . . . da stand ich . . . als stillseliger Betrachter und schaute und lauschte, berauschte mich an dem mich umwogenden Gebrause der Tanzlust, an den lächelnden Gesichtern blitzäugiger, purpurwangiger Dorfschönheiten. Und wenn die Fluthen des Weines aus dem Faß in der Ecke in die Gläser sprudelten, oder wenn ich die straffen, heißen Würstchen unter den Fingern der Schwelger krachen hörte und den lockeren Fettsaft daraus hervorspritzen sah, da schöpfte ich gleichsam den idealen Schaum von diesen Genüssen ab und ließ mir manchmal, wenn meine Mittel soweit reichten, wohl gar selbst eine Semmel oder ein Stück weißes Brot schmecken. Frühzeitig bekam ich so einen Begriff von überschäumender Weltlust und Sinnenfreude, die mir später bei poetischer Schilderung von Bacchanalien und dergleichen zu statten kam. Wer das für einen Scherz hält, der versteht mich nicht.“ („Stationen“. S. 27.)

[2] Stationen. S. 17.

verdankte nur seinem — fast gleichalterigen — Vetter Hans Markhart das Leben; einmal fiel er in einen Bach, einmal gerieth er in die Fluthen des Engelsteiner Schloßteiches; einmal stürzte er von einem hohen Baume herab, glücklicherweise, ohne sich das Genick zu brechen — er verrenkte sich's bloß; und einmal — rannte das zarte Knäblein das vorauslaufende Pferd einer ankommenden Schauspielertruppe über den Haufen — derselben Schauspielertruppe, die den ägyptischen Joseph inscenirte und ihm so schon bei ihrer Ankunft einen Vorgeschmack des ihm durch sie bereiteten Mißgeschicks bot. . . .

Sein fast einziges Kinderspiel bildete fleißiges Messelesen, wobei die Ofenbank den Altar bildete. . . . Gleicht hierin der Knabe dem kleinen Lenau, dessen besonderstes Vergnügen es ja auch war, vor einem zum Altar hergerichteten Stuhle die Messe zu lesen, wobei ihm seine Schwester Therese Ministrantendienste verrichten mußte, so denken wir der Jugend des Dichters der — — „Götter Griechenlands“, gleich dem auch der kleine „Rupert“ predigte und das Evangelium auslegte. Und wie bei dem jungen Schiller, geschah es auch bei unserem Knaben mit ernstester Begeisterung und Ehrfurcht vor Gottes Wort: — eine arme alte Frau, die seit Jahren krank lag, sah Niemanden lieber, als den „Rupert“ an ihrem Bette sitzen — ja ließ ihn gar öfter zu sich bitten, da er das Evangelium so schön auszulegen verstand. . . . Bald ward er auch zu dem Amte eines Ministranten vor dem Hoch-

altare in der Kirche zugelassen[1] — er fühlte sich stolz und glücklich hierüber. . . . Und gar „das Fest aller Feste" war es dann für ihn in dem tannenumkrönten Kirchlein auf der Spitze des hinter Groß-Schönau und Engelstein sanft emporsteigenden „idyllischen" Johannisberges bei der alljährlich zur Ehre des Kirchenpatrons daselbst gelesenen feierlichen Messe dem Priester dienen zu können; „der Weg auf den Berg hinauf, das festtägliche Treiben auf der sonst so stillen Höhe, das romantische Kirchlein und schließlich meine Theilnahme an der priesterlichen Verrichtung, das alles wirkte erhebend in mir nach. Mein Herz selber war dann so ein Bergkirchlein, in welchem eine Festmesse gelesen wurde. Den ganzen Tag ging ich wie verklärt umher, schwelgte in schönen Vorsätzen und Hoffnungen und fühlte mich mit allen guten Geistern im Bunde!"[2]

Mit zu den schönsten Stunden seiner Jugend aber mußte der Knabe den Aufenthalt bei seinem Taufpathen, Anton Katzenberger, dem Manne einer Schwester seiner Mutter, der in der Glashütte zu Georgenthal Rechnungsführer war, zählen. Im Hause des Vetters mag ihm wohl zum ersten Male die eigene — anfänglich kaum bewußte — Armuth und Entbehrung zu Bewußtsein getreten sein. „Im schroffsten Gegensatz zum eigenen Heim erschien mir diese, obgleich bescheidene Stätte wie ein Schlaraffenland. O Himmel, da gab es immer einen gedeckten Tisch — und keine

[1] Vielleicht mag es interessiren, daß auch — — — Johannes Scherr in seiner ersten Jugend Ministrantendienste geleistet! Scherr stammte aus einer katholischen Schulmeisterfamilie.

[2] Stationen, S. 25.

Sorge — und weiche Betten und eine trauliche, anmuthige Wohnstätte: Es war das Land, wo Milch und Honig floß. . .[1] Es waren ohne Zweifel die schönsten Tage meiner im ganzen trüben und entbehrungsreichen Kindheit, welche ich da verlebte. Wie klopfte mir das Herz vor Freude, wenn so ein Morgen anbrach, an welchem wir, wie der übliche Ausdruck lautete, in die Hütte fuhren. Welch ein Zauber umwob für mich das Wort: in die Hütte!" . . .[2] Georgenthal existirt gegenwärtig nicht mehr. Es war ein Ort, der — im Böhmischen nahe der niederösterreichischen Grenze bei Gratzen inmitten tiefer Wälder gelegen — außer der Glasfabrik nur noch aus den holzgezimmerten improvisirten Wohnungen der Bediensteten und Arbeiter bestand. Man ließ später die Fabrik auf; dadurch wurde auch der Ort überflüssig — man brach die hölzernen Wohnhäuser ab, und auf dem Boden, der einstmals Georgenthal, das Jugendtuskulum Robert Hamerlings getragen, wuchert heute junger, frischer Wald. . . . Hier in Georgenthal — das freundliche Heim des Oheims — der trauliche Garten mit seinen Rosenhecken vor den Fenstern des Hauses — der weite, weite Wald mit seinen Lichtungen und kleinen Wiesen, mit seinen Weihern und moorigen Stellen, die schönen runden, meist rothen Kiesel auf allen Wegen ringsum: welch beseligenden unauslöschlichen Zauber übte das alles auf das empfängliche Gemüth des Knaben. „Vor den

[1] Stationen, S. 38.
[2] Stationen, S. 47.

Fenstern . . . des Hauses des Oheims . . . lag ein wohlgepflegter Garten. Er bestand fast ganz aus Rosenhecken, aber es fehlte auch nicht an Stachelbeer- und Johannisbeersträuchern und mancherlei Küchengewächsen. Der persische Sänger hat die Rosen ohne Zweifel schöner besungen, als ich; aber mit größerem Vergnügen kann er als Knabe nicht in den Rosengärten von Schiras umhergewandelt sein, als ich im Rosengarten des Vetters Katzenberger. Es ist ein Beweis für die Zähigkeit, mit welcher Eindrücke der Kindheit in der Erinnerung haften, daß ich noch heute diese Rosenhecken vor mir sehe und die kindische Lust nachempfinde, mit welcher ich allmorgendlich die funkelnden Tropfen aus den Rosenkelchen schüttelte, um mein eigenes Gesicht damit zu besprengen. Hier saß ich auch am liebsten und las. Dann wurde der ganze Garten für mich zur verzauberten Welt, an welche meine Phantasie ihre Märchenträume knüpfte. Aus den Rosen nickten mir Gesichter von Elfen zu und von verwunschenen Prinzessinnen, zu deren Füßen Gnomen und Kobolde in den grotesken Gestalten riesiger Gurken und Kürbisse am Boden lagen. . . .[1] Und ging man ins Freie hinaus, da war alles voller Wunderdinge,[2] eigenthümliche Natur ringsumher, die auf mich wirkte, bei Tag sowohl, als auch wenn der Mond aufging über den weiten dunklen Wäldern. . . ."[3] Ungefähr vierzig Jahre später hat Hamerling diese Natureindrücke dichterisch fixirt: „Als ich ein Knabe

[1] Stationen, S. 38.
[2] Stationen, S. 39.
[3] Stationen, S. 47.

noch war ein freier — Sah ich die Forste des Böhmerlands — Strahlten mir seine silbernen Weiher — Tief in die Seele geruhigen Glanz — Ruht' ich dann unter den Bäumen zu lauschen — Kaum von den einsamen Raben gestört — Hört' ich ein mächtiges Urwaldrauschen — Tief, wie ich kaum es wieder gehört. . . ."[1] Aber auch das Treiben in der Hüttte, die lodernden, funkensprühenden Gluthöfen, das feurigflüssige Glaselement, besonders aber die Glasschleiferei und Glasvergoldung wirkten auf das kindliche Gemüth überaus anregend: — — „auf meine Phantasie wirkten diese wie Höllenrachen im weiten dämmerigen Raum der Hütte lodernden, funkensprühenden Gluthöfen; ich sah das feurig-flüssige Glaselement in seinen brodelnden Hexenkesseln . . .[2] ich glaube, daß ich vom Elemente des Feuers hier, wo ich es so im großen, so gewaltig vor Augen hatte, maßgebende Eindrücke erhielt, und daß ich es hier lieben und verstehen lernte, wie später am Meer das feuchte Element. . . .[3] die Glasschleifer — mehr instinktmäßig als denkend — empfand ich Achtung und Sympathie für die Thätigkeit dieser anspruchslosen Menschen im Dienste des Schönen. . . .[4] die Wohnung des Vergolders — es roch in diesen Räumlichkeiten immer so köstlich von Firnissen und allerlei Tinkturen. Und es stand da immer alles voll von Prunkgefäßen, bemalt und goldberändert, von

[1] „Einem deutschen Dichtergreise in Böhmen" in „Blätter und Winde", S. 182.

[2] Stationen, S. 42.

[3] Stationen, S. 43.

[4] Stationen, S. 44.

schöngeformten Pokalen, klein und groß, von merkwürdigen, herrlich geschriebenen Flaschen und Fläschchen, von Krystallgläsern, die auch einen ganz anderen Klang von sich gaben als, gewöhnliche Gläser, und die, wenn man mit dem Finger über die Ränder strich, so rein und so wunderfein nachtönten, wie Silberglocken. Ein Alchymist des Mittelalters in seinem Gemach hätte mir nicht größeren Respekt einflößen können, als dieser Vergolder in dem seinigen."[1]

In seinem sechsten Jahre betrat der Kleine zum ersten Male die Schule. Er besuchte sie in Groß-Schönau, doch auch in Georgenthal, wenn sich der Aufenthalt daselbst etwas in die Länge zog. Er lernte in ihr gut lesen, mittelmäßig schreiben und schlecht rechnen. Mit dem Schulmeister stand er im großen und ganzen auf gutem Fuße — aber seine leidige Gewohnheit, zu lachen, just da zu lachen, wo er hätte ernsthaft sein sollen, das brachte es mit sich, daß öfter des Knaben hellblondes[2] Schöpfchen in die innigste Berührung mit des Lehrers Rechten kam. . . . Der liebste unter den Schultagen war ihm der Samstag; da mußte er und seine Kollegen auf Befehl des Schulmeisters — zu jener Zeit war das Amt eines Dorfschulmeisters von dem des Küsters noch ungetrennt —

---

[1] Stationen, S. 42.

[2] Im Besitze von Frau Dr. Clotilde Gstirner befindet sich — hinter Glas und Rahmen — ein mittelst Zwirn und Siegellack auf Papier befestigtes blondes Haarbüschel. Ober den Haaren ist auf das Papier geschrieben: „Beiliegendes weißblondes Büschel Haare, aus meiner ersten Kinderzeit stammend, übergebe ich Frau Clotildens Hand zu treulicher Aufbewahrung. Robert Hamerling. Graz, Sept. 63."

die Kirche lehren: das weltliche Gebahren in dem heiligen Orte übte auf ihn einen seltsamen Reiz. Zu besonderem Vergnügen gereichte es ihm auch, wenn er während der Schulstunden vom Unterrichte weg-befohlen wurde, der Frau Schulmeisterin Holz aus der Kammer herbeizuschaffen — ein Vergleich der damaligen Dorfschulverhältnisse mit den heutigen ist absolut unmöglich: „es herrschten damals noch patriar-chalische Sitten in Dorfschulen"[1] — oder wenn ihm geheißen ward, vom Brunnen des Fleischhauerhauses, dessen Naß in besonderem Ansehen stand, Wasser zu holen. Letztere Mission traf ihn häufig — „vielleicht darum, weil ich dabei doch nicht gar so lange aus-blieb, wie mancher Andere, der etwa eine halbe Stunde auf seine Rückkehr warten ließ, besonders wenn man ihm einen Zweiten nachsandte, der nach ihm sehen oder ihn holen sollte. Zwei Knaben unterhielten sich natürlich im Hofe des Fleischers noch besser, als einer, und sahen zu, wie der Fleischer ein Kalb oder ein Schwein schlachtete oder ein Rind vor den Kopf schlug. Ich dagegen vergaß mich zwar auch manches Mal etwas länger am Brunnen, indem ich die Brosamen meiner Tasche mit einer frommen Henne theilte, oder einen Kampf mit einer bösen Gans bestand, welche mich beißen wollte; aber Kälber und Schweine abschlachten zu sehen, war meine Sache nicht, und lieber lief ich mit dem leeren Kruge wieder heim, als daß ich mich in den Bannkreis des Metzgers gewagt hätte, wenn er sein blutiges Messer schwang."[2]

[1] Stationen, S. 20.

[2] Stationen, S. 21.

Von 1837 bis 1839 weilte an der dem Cisterzienserstifte Zwettl inkorporirten Pfarre Groß-Schönau als Kaplan P. Hugo Traunmihler. Derselbe ertheilte in der Schule den Religionsunterricht. Ein geduldiger, sanfter, stets wohlwollend lächelnder Priester, der niemals heiterer als in der Schule und im Verkehr mit den Kindern war, übte er auf den kleinen „Rupert" Einfluß, und das helläugige, aufgeweckte Kind verfehlte auch nicht seinen Eindruck auf den empfänglichen Katecheten. Der Kleine durfte mit P. Hugo verkehren, ihn auf Spaziergängen, Ausfahrten und kleineren Reisen begleiten, und das Kind, dem ja als höchstes Ideal das Priesterthum vorschwebte, wußte diese Ehre genügend zu schätzen — ja dünkte sich an P. Hugos Seite selbst schön eine Art von geistlicher Person — und gab einmal von seinem frommen Eifer eine gar köstliche Probe. Auf einem Spaziergange an einem Sonntag Nachmittag kamen P. Hugo und der Knabe durch ein kleines benachbartes Dorf. Aus einem Hause daselbst, an dem sie vorbeigingen, scholl nicht geringer Lärm, Lachen und Kreischen. P. Hugo lauschte anfangs, dann trat er ins Haus — der Kleine mit ihm: — eine Anzahl junger Leute, Burschen und Mädchen, tummelten sich da in etwas allzu großer Freiheit. P. Hugo gab den Leutchen eine kleine Ermahnung, aber in seiner ruhigen, milden, frommen Art. Der kleine „Rupert" aber fand, daß viel zu wenig des Guten gesagt worden wäre, und war noch dazu empört, daß einige der Angesprochenen bei den ermahnenden Worten heimlich zu lachen sich

erdreistet hatten. Er blieb deshalb, als P. Hugo fortging, noch einen Augenblick zurück, trat etwas vor und warf, ehe er sich gravitätisch zur Thüre begab, einen ernsten, strengen, strafenden Blick in die Runde — einen Blick, der freilich nur ein höhnendes „Schau der Bertl" zur Folge hatte . . . . P. Hugo hatte bald erkannt, daß im Kleinen Talente schlummerten, die ihn zu einer höheren Lebenslaufbahn befähigen könnten; er glaubte deshalb, den Knaben am besten durch Einführung in die Elemente der deutschen Sprachlehre auf einen eventuellen Gymnasialbesuch vorzubereiten. Die Aufmerksamkeit des Knaben aber war für die Regeln der deutschen Grammatik nicht zu fesseln. „Ich verhielt mich damals" — bekennen die „Stationen"[1] —, „obgleich vom Schicksal zum deutschen Schriftsteller bestimmt, gegen die deutsche Schulsprachlehre so ablehnend, wie später gegen die theoretischen Lehrbücher deutscher Poetik und Metrik." P. Hugo erkannte die Abneigung bald — und er quälte in richtiger Einsicht das Kind nicht weiter mit Dingen, über die es bezeichnenderweise bereits hinaus war, bevor es dieselben noch recht kannte. Er versuchte es beim Knaben mit den Geheimnissen des Französischen — und dies ließ sich der innerlich wißbegierige Kleine schon eher gefallen: sein priesterlicher Freund ertheilte ihm Unterricht, und Beide betrieben fleißig französische Vokabelkunde.

Im Französischen hatte der Knabe übrigens schon vor P. Hugo Unterricht erhalten — Unterricht erhalten

[1] S. 25.

durch — weibliche Lehrer, durch die jungen Töchter des Besitzers des Groß-Schönau nahegelegenen Schlosses Engelstein.

Dieses nach drei Seiten von Weihern und Gärten, gegen Westen aber von Hochwald malerisch umgebene Schloß, zu dem auch ein kleines Dorf gleichen Namens gehört, besteht aus einer alten, auf hohem Felsen romantisch ragenden Ritterburg, an die ein sanfter Neubau angefügt ist. Es stammt aus dem dreizehnten Jahrhundert — doch sind vom ältesten Theile nur mehr ruinenhafte Ueberreste vorhanden: ein kleiner Burghof — ein tiefer Ziehbrunnen — ein ehrwürdiger Rittersaal, den zu Zeiten in mitternächtiger Stunde die weiße Frau durchwandeln soll. Der Erbauer des Schlosses soll den Namen Ingelo geführt haben. Später unter dem Namen „Engelozz" ein Lehensitz der Chuenringer — ging es um 1417 auf den schwäbischen Ritter Georg von Klinger über, nach dessen Tode zwischen dem Abte von Zwettl und der Stadtobrigkeit von Weitra ein heftiger Streit um den Besitz des Schlosses entbrannte. Kaiser Friedrich III. trug sich übrigens mit dem Gedanken, Engelstein zur Veste gegen die in jener Gegend zahlreich umherschwärmenden Magyaren umzugestalten. Im Laufe der Zeit hat es dann wiederholt den Besitzer gewechselt, bis es im Jahre 1810 der durch seine Straßenbauten bekannte Baron Geusau erwarb, der den Winter in Wien, die Sommermonate aber auf Engelstein verbrachte.[1]

[1] Vergl. Allram, l. c. S. 60. — Die unter dem Titel „Hamerlingstätten

Bei Baron Geusau hatte Franz Hammerling nach seiner Rückkehr aus der Fremde als Diener Anstellung gefunden.

Fast täglich nun — während der Sommermonate — begab sich der Knabe in den Nachmittagsstunden nach Beendigung der Schule ins Schloß Engelstein zu seinem Vater, dessen Gemach in der romantischen alten Ritterburg lag. Regelmäßig ließ dann der Vater seinem Söhnchen den Rest seines Mittagstisches zukommen und gab sich — soweit es seine Zeit zuließ — spielend und lernend mit ihm ab.

Die drei jugendlichen Töchter des Schloßbesitzers — Lina, Wilhelmine und Amalia[1] —, sowie deren junge Gouvernannte, Fräulein Antonie v. Malfatti, wurden auf den Knaben, der auch allsonntäglich Ministrantendienste in der Schloßkapelle verrichtete, aufmerksam. „Da war Baronesse Lina, die älteste;

---

des Waldviertels" zusammengefaßten Skizzen des Allram'schen Buches (S. 45 bis 69) wurden von Allram noch im Manuskripte unserem Dichter vorgelegt, von ihm durchgesehen und zum Theil auch korrigirt. Sie erschienen kurze Zeit nach H.'s Tode in Rosegger's „Heimgarten", und sodann im citirten Buche und dürfen den Anspruch auf durchaus sorgfältige Forschungen in stilistisch abgerundeter Form erheben.

[1] Baronesse Wilhelmine und Baronin Amalia, die sich noch recht lebhaft des blondlockigen, kleinen „Rupert" erinnern — rühmen mir seine auffallende Auffassungsgabe und seine besondere Bescheidenheit. Er war im Schloß Engelstein bekannt als das „herzige Buberl". — — — Obwohl eigentlich nicht in diesen Abschnitt gehörig, mag hier eine Aeußerung des Vaters Hamerlings gegenüber Baronesse Wilhelmine Mitte der vierziger Jahre verzeichnet werden. Die junge Dame fragte ihn gelegentlich einer Begegnung in der Stadt Wien: „Nun, Herr Hammerling, was wird denn der Rupert werden?" Dieser erwiderte vollständig ernsthaft: „Der Rupert — nun was soll denn aus ihm werd'n — ein Schiller oder ein Goethe wird halt aus ihm!" — Das skeptische Lächeln der Dame über solche Antwort — es ist so halb und halb zu Schanden geworden . . . .

Baronesse Wilhelmine, die es am besten mit mir meinte; Baronesse Amalia, die jüngste und schönste, welche sich aber am wenigsten um mich kümmerte, was mir einigen heimlichen Kummer verursachte. Dazu die Gouvernante Frl. v. M., eine stattliche junge Dame, welche auch sehr gefühlvoll gewesen sein dürfte, denn ich erinnere mich dunkel, daß sie pfeildurchstochene Herzen mit daruntergesetztem Datum in ihr Notizbüchlein zu zeichnen pflegte."[1]

Den Damen gefiel der Kleine, und sie machten sich den Scherz, ihm zu eigener Zerstreuung Unterricht im Französischen zu geben, theils indem sie ihm französische Wörter aufschreiben und auswendiglernen ließen, theils indem ihn eine mit einer französischen Meldung zur anderen schickte, wobei deren Vermittelung oft recht drollig ausfiel, was ihnen große Erheiterung bereitete. Manchmal durfte er auch mit ihnen an einer kleinen Spazierfahrt im Wagen theilnehmen oder des Abends beim Thee verbleiben „in duftigen, traulich-schönen Gemächern von anmuthreichen Frauengestalten umgeben!"[2]

Seine ersten Verse schrieb er in seinem siebenten Jahre. Sie sind uns aber nicht mehr erhalten.

Das siebente Jahr zählt überhaupt zu den bedeutungsreichsten seiner Kindheit.

Hören wir ihn ausführlich hierüber selbst:

„Zu den bedeutsamsten, aber freilich am schwersten mittheilbaren Erinnerungen meiner Knabenzeit gehören

[1] Stationen, S. 35.

[2] Stationen, S. 35.

die oft seltsamen Stimmungen, die theils als lebhafte Eindrücke und Anregungen des Moments, meist vom Naturleben um mich ausgehend, theils als wache Träume und Ahnungen durch die Seele des umherschweifenden Knaben zogen. Der Mystiker Jakob Böhme erzählte von sich, daß der höhere Sinn, das mystische Geistesleben, auf wunderbare Weise in dem Momente bei ihm erweckt worden sei, als er sich träumend in den Anblick einer in hellem Sonnenlichte funkelnden zinnernen Schüssel versenkte. Vielleicht hat jeder geistige Mensch so eine Jakob Böhme'sche Zinnschüssel irgend welcher Art gehabt, von welcher seine eigentliche innere Erweckung sich herschreibt. Ich erinnere mich sehr lebhaft an einen gewissen Abend, an welchem mir — ich mochte etwa sieben Jahre zählen —, als ich einen Bergabhang herunterging, der Sonnenuntergang im Westen wie eine Wunder- und Geistererscheinung entgegenleuchtete und mein Gemüth mit einer unvergeßlich merkwürdigen Stimmung, mit einer Ahnung erfüllte, die mir heute wie eine Berufung erscheint, und in welcher mein ganzes künftiges Geschick sich spiegelte. Ich eilte mit gehobener Brust einem unbekannten Ziele entgegen, und zugleich lag eine Schwermuth über meiner Seele, daß ich hätte weinen mögen. Wäre jener Moment ein aus seinen nächsten Bedingungen erklärlicher, nicht in seiner Art einziger gewesen, er hätte sich gewiß nicht so unauslöschlich in mein Gedächtniß eingegraben."[1] ... „Träumend und sinnend" — so heißt es an einer anderen Stelle

[1] Stationen, S. 18.

der „Stationen",[1] wo er über die von ihm verbrachten Stunden im romantischen Zimmer seines Vaters im Schlosse Engelstein spricht — „blickte ich durchs Fenster hinaus in die Ferne. Jenseits der Niederung, über welche der Theil des Schlosses, in welchem ich weilte, emporragte, stand auf dem Gipfel einer ländlich-stillen Anhöhe ein einzelner Baum. Auf diesen pflegte ich bei dem stundenlangen Hinbrüten mein Auge zu richten; der Anblick seines einsam im Winde wehenden Wipfels auf stiller Höhe war mir so vertraut: es war, als theilte sich die rhythmische, still bewegte Regsamkeit des Wipfels aus der Ferne meiner Seele mit, versetzte sie in sympathische, sanfte Schwingungen und Regungen . . . Lange Zeit stand im Winkel des Fensterbrettes ein kleines versiegeltes Fläschchen, gefüllt mit goldgelber Flüssigkeit. Ich weiß nicht, wie es dahin kam und warum es eine unendliche Zeit da wie vergessen und verschollen stand. Das sei Tokaierwein, hatte mir der Vater gesagt und mir erzählt, was für eine köstliche Weinsorte das sei, und wie nur Barone und Grafen und sonstige reiche Leute sie zu trinken bekämen. Die reine goldgelbe Fluth, die, wenn ich sie schüttelte, schimmernde Bläschen, Quecksilberkügelchen ähnlich, bildete, war mir überaus merkwürdig. Und wie jener Baum, so regte dies geheimnißvolle Naß in meinem Gemüthe Verwandtes an. Wie meine Seele sich mit dem Baumwipfel träumend im Winde wiegte, so fing sie gelinde an zu gähren und Bläschen zu werfen mit dieser goldgelben Tokaierfluth . . . Vielleicht war auch dies

[1] S. 32

Fläschchen so eine Jakob Böhme'sche Zinnschüssel der früher erwähnten Art für mich."

Um diese Zeit herum war es auch, daß der Knabe entsetzlich schüchtern wurde. Seine Rede wurde „ja" und „nein"; — mit seiner Kunst, Anderen seine Phantasien zu erzählen, war es zu Ende — auch die köstlichsten Bratkartoffeln vermochten seine Zunge nicht mehr zu lösen — — und weder den Baronessen Geusau noch dem Verwalter-Ehepaare auf Engelstein, das den Kleinen freundlich zu Besuchen lud, gelang es, das Ungewöhnliche, das sie in ihm vermutheten, auf dem Wege gesellschaftlicher Unterredung herauszubekommen: die Seele des Knaben hatte sich mit sich selbst zu beschäftigen begonnen, das innere Leben war leise erwacht, und mit dem gesteigerten Innenleben ging Hand in Hand eine immer größere Abschließung gegen die Außenwelt. Nur ein Einziger war's, bei dem sich ihm Herz und Mund öffnete —, ein gleichalteriger Spielkamerad, Namens Leopold, der Sohn der Gärtnersleute im Schlosse Engelstein, in deren Wohnung er sich gerne und oft zu kürzerem Aufenthalte einfand.

Am 24. März 1840 wurde der Knabe zehn Jahre alt, vier Monate später — Juli desselben Jahres — kam er ins Stift Zwettl als Sängerknabe. P. Hugo Traumihler und Baron Geusau, ein guter Freund des damaligen Zwettler Abtes Julius Hörweg, hatten sich für den nicht besonders stimmbegabten Knaben in Rücksicht auf seine große Armuth und seine außergewöhnlichen Talente verwendet. Auch ein priester-

licher Großoheim des Kleinen, der im Stifte die Stelle eines Bibliothekars bekleidete, war für ihn eingetreten, und somit konnte der Knabe nach erwiesenen genügenden Vorkenntnissen[1] Oktober 1840 die Gymnasialstudien beginnen.

* * *

[1] Vor der Aufnahme mußte sich der Kleine einer Prüfung aus den Gegenständen der Volksschule unterziehen. Dies geschah an der Hauptschule in Krems. Das bezügliche Prüfungszeugniß ist uns erhalten und lautet:

Von der Hauptschule zu Krems wird hiemit bezeuget, daß Rupert Hammerling, Schüler der dritten Classe, die Schule privatim besucht, sich in den Sitten — — verhalten und die im Schuljahr 1840 vorgeschriebenen Lehrgegenstände folgendermaßen erlernt hat:

Den Katechismus	sehr gut.
Die Religionsgeschichte	gut.
Die Evangelien	gut.
Das Lesen des	
Deutschgedruckten	sehr gut
Deutschgeschriebenen	
Lateinischgedruckten	
Lateinischgeschriebenen	
Die Aussprache	
Das Rechnen	
im Kopfe	gut.
in Brüchen	
in der Regel-Detri	
Das Schönschreiben	
Current	sehr gut.
Latein	gut.
Canzlei	gut.
Die Rechtschreibung	sehr gut.
Das Dictandoschreiben	
im Deutschen	sehr gut.
im Latein	sehr gut.
Die Wortfügung	gut.
Die deutsche Sprachlehre	gut.
Schriftliche Aufsätze auf die einfachste Art	gut.
Lateinlesen	sehr gut.

Dieser Schüler verdient daher die erste Classe mit Vorzuge.

Krems, den 22. Juli 1840.

Vincenz Preiß, Director an der Hauptschule.

Ferd. Bruckner, Katechet.

So verfloß die erste Kindeszeit Robert Hamerlings. Still und einsam wuchs er auf. Nur wenige gute Stunden erhellen gleich Lichtstrahlen die Nacht seiner Armuth. Von gesellschaftlichen Einflüssen nur äußerlich berührt — genießt er keinen anderen Unterricht, als den einer gewöhnlichen Dorfschule; Lektüre steht ihm so gut wie keine zur Verfügung — das, was ihm der Zufall entgegenbringt, ein alter vergilbter Kalender, oder ein abgegriffenes Gebetbuch oder ein altes Kräuterbuch — ist zu geringfügig, als daß es als hinreichende Nahrung seines Geistes in Betracht gezogen werden könnte. Aber in ihm lebt die Natur und das Empfinden, und verbunden damit eine schönheitsselige optimistische Stimmung — eine Stimmung und Weltanschauung, die Robert Hamerling nie verließ, sondern ihm treu geblieben ist bis ans Ende.

Zweiter Theil. »In clara valle.«

(Juli 1840 bis 15. August 1844.)

. . . O, wer schildert die Wonne, zu welcher auf himmlischer Andacht
Schwingen der Geist sich erhebt im stillen Gemache, die süßen
Schauer, mit welchem die Hallen der Kirche den Beter umwittern:
Ruhe, so süß, wie sie schwebt um den Altar, wie von den hohen
Wölbungen nieder sie quillt, winkt nirgends auf Erden! . . . . .

Hamerling.

. . . Die Seele der Jugend ist groß in ihren ersten Träumen, wie der Riesendunstkreis der ersten Erdenschöpfung, aus der sich erst später die Erde fester, aber auch kleiner niederschlug.

Wolfgang Menzel.



Der die größte Stadt des Waldviertels, die Stadt Zwettl, mit der Staatsbahnstation Schwarzenau verbindende Fahrweg führt etwa eine halbe Stunde von ersterem Orte an einem länglichen Wirthschaftsgebäude vorbei — an einem Gebäude, dessen Gemäuer einen Schluß auf das beiläufige Alter des Gehöftes thun läßt. Der Volksmund nennt das Haus den Dürnhof.

Ein wurmstichiger, wetterverwaschener Holzarm weist an dieser Stelle von der Straße ab. Ein mäßig breiter Weg führt hier sachte bergab gegen Sonnenaufgang. Er ist etwas holprig und leitet in Krümmungen ans vorgesteckte Ziel. Aus einem kleinen Teiche zur Rechten mag in der Sommerhitze ein feuchter Lufthauch ersehnte Kühlung zufächeln.

Jetzt grüßt — aus dem Waldthale emporlugend — die goldene Spitze eines Kirchthums — wie Feuer funkelt sie im Sonnenstrahle — bald läßt sich seine zierliche Kupferbedachung sehen — die Schritte verdoppeln sich — jetzt dringt das milde Rauschen des eisenhaltigen Kamp ans Ohr — und jetzt, jetzt liegt vor unseren Blicken in ganzer stolzer Mächtigkeit »in clara valle« ein waldumkröntes, vom Kamp umflossenes »monasterium.«

Sein Name ist **Stift Zwettl**, und seine geistlichen Insassen gehören dem reichverdienten Orden der **Cisterzienser** an.

Der Orden der Cisterzienser ward von Abt Robert von Molesme 1198 zu Citeaux im Bisthum Châlon an der Marne gegründet. Er sollte im Gegensatze zu den durch Reichthum im damaligen Frankreich arg erschlafften Benediktinern sich durch strengste Ascese und Fernbleiben von allen Geschäften außerhalb des Klosters auszeichnen.

Papst Paschalis II. hat dann diesem Orden seine Bestätigung gewährt. Aber erst nachdem Bernardus 1113 der Gemeinschaft beigetreten und in einem schier undurchdringlichen Walde, später Clairvoux (clara vallis) genannt, mit cirka dreizehn Gefährten ein mächtiges Kloster gegründet hatte, erst seit dieser Zeit hat der strenge Orden der Cisterzienser — wohl auch nach ihrem bedeutendsten Mitgliede Bernardiner genannt — Rang und Ansehen erreicht.

Beim Tode Bernards (20. August 1153) war der Orden bereits nach allen Reichen Europas verbreitet — verbreitet in zweitausend (nahezu sämtlich in Thälern erbauten) Klöstern. Unter diesen befanden sich auch vier Abteien in österreichischen Landen, die bis auf den heutigen Tag bestehen und blühen: Rain in der Steiermark, Wilhering in Oberösterreich, Heiligenkreuz im Wiener Walde und das »monasterium beatae Mariae virginis in clara valle« — das Stift Zwettl im Waldviertel.[1]

[1] Vergl. für das folgende, über das Stift Zwettl Gesagte das kleine, aber recht ansprechend geschriebene Werk von Abt Stefan Rößler: „Das Stift Zwettl. Seine Geschichte und seine Sehenswürdigkeiten." (1893. Selbstverlag.)

Hadamar I. aus dem muthigen thatlustigen Geschlechte Derer von Chuenring, die vor grauen Jahren als angesehenste und reichbegüterte Ministerialen im jetzigen Waldviertel gehaust, beschloß, da seine Ehe kinderlos blieb, im Einverständnisse mit seiner Gattin Gertrud, einen Theil seiner Besitzungen zur Stiftung eines Klosters zu verwenden.

Der Orden Roberts von Molesme war damals im schönsten Aufblühen und hatte eben erst eine Kolonie in den Wiener Wald gesandt und Heiligenkreuz gegründet.

Hadamar beschloß darum, ein Cisterzienserkloster zu gründen, und wandte sich zu diesem Behufe an Abt Gottschalk von Heiligenkreuz. Dieser sandte ihm in der Adventzeit 1138 zwölf Mönche unter der Führung des Abtes Hermann in seine Burg nach Zwettl. — Da so erzählt die fromme Legende — sei die Himmelskönigin in der Neujahrsnacht 1138 auf 1139 Hadamar im Traume und Hermann in der Betrachtung erschienen und habe ihnen den Auftrag gegeben, sie sollten kampabwärts reiten und wo sie eine grüne Eiche unter den schnee- und eisverhangenen Bäumen fänden, dort — sei ihr Wille, — möge ihr zu Ehren das neue Kloster erstehen.

Und so geschah es: an der Stelle, wo am Neujahrstage 1139 die grünende Eiche auf schneestarrender Halbinsel des Kamp gefunden ward, erhob sich Madonnen zu Ehren der goldene Hauptaltar und um den Hauptaltar das Kirchgewölbe und um das Gotteshaus die Klosterbaute.

Bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gelangte das Stift unter Leitung tüchtiger Aebte und in munifizenter Weise, von der Familie des Gründers und hervorragenden Adeligen gefördert, zu solcher Blüthe, daß es zu den bedeutendsten Abteien Oesterreichs zählte.

Was in jener Zeit Stift Zwettl dem „Waldviertel" gewesen, das verzeichnen — die Annalen der Kulturgeschichte Oesterreichs.

Aber auf diese Periode des Aufschwungs folgte eine dreihundertjährige Periode des Niederganges — zum Theil hervorgerufen durch eigene Schuld, zum Theil bedingt durch die traurigen Zeitverhältnisse, unter denen die Hussitenkriege und der Schwedenkrieg dem Stift die furchtbarsten Verheerungen bereiteten.

Erst nach 1648 erholte sich langsam das Haus. Gemach heilten die tiefen und schweren Wunden, welche unglückliche Abtwahlen, Plünderung und Kriegskontributionen geschlagen, neue Bauten erstanden zu den alten, und zu Beginn unseres Jahrhunderts erhob sich das Stift — der Aufhebung unter Joseph II. wie durch ein Wunder entgangen — innerlich gekräftigt in jener imposanten äußeren Gestalt, in der es noch heute — trotz seines uneinheitlichen Baustiles — die Bewunderung all seiner Besucher erregt.

Gemach hat sich auch im Laufe der Zeit der Geist des Hauses den modernen Verhältnissen anbequemt: St. Bernhard ist »in clara valle« kein strenger Mann geblieben, und unter der schwarzweißen Cisterzienserkutte trägt man dort heute kein Cilicium mehr . . .

Stift Zwettl — ein durchaus selbständiger Ort mit Volksschule und Gemeindeamt — hat mit der in einstündiger Entfernung liegenden Stadt nichts anderes gemeinsam, als den Namen. Es liegt auf einer von West nach Ost geneigten, von drei Seiten vom Kamp umflossenen Abdachung und besteht aus zahlreichen Gebäuden und großen Höfen, aus sorgfältig gepflegten Gärten, Fischteichen, Forsten, Wiesen und Feldern. — Die von Mauern umgebene Area des Stifts ist um etliche Quadratmeter größer, als die Area des gleichnamigen Städtchens.

Zahlreiche Sehenswürdigkeiten birgt das Stift: — den kunstvollen Kreuzgang mit seinen Hunderten von Granitsäulchenkapitälen, zu den stilistisch interessantesten und ältesten Bauten dieser Art zählend — er stammt aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert; den Kapitelsaal — an die Ostseite des Kreuzganges sich schließend — ein herrliches Werk des romanischen Baustils, dessen Gewölbegurten auf halbsäulenförmigen Diensten ruhen, die in ihrer Vereinigung das Kapitäl der hochoriginellen Granitsäule bilden, welche so die ganze Last des Steingewölbes trägt; — ein (Sommer-) Refektorium mit prächtigen Stuccaturarbeiten des Joh. Mich. Flor aus Ravelsbach (1748) und fünf großen, leider im Laufe der Zeit recht dunkel gewordenen Gemälden von Paul Troger; — eine mit herrlichen Fresken von Paul Troger geschmückte Bibliothek, die gegen 50000 Bände zählt — darunter 420 Manuskripte — meist Pergamenthandschriften mit prächtigen Miniaturen — und werthvolle, höchst seltene Inkunabeln —

eine wahre Fundgrube für den vaterländischen Historiker; — eine interessante, an ehrwürdigen Stücken reiche Schatzkammer und Abtei; und endlich die Stiftskirche, die herrliche Marienkirche —: auf der schmalen, aber hohen Fassade mit drei großen Thoren und wirksamen statuarischen Verzierungen erhebt sich der neunzig Meter hohe, im schönsten italienischen Stile aus Quadern gebaute, kupfergedeckte Thurm mit vergoldetem Heiland an der Spitze: — „man kann nicht satt werden, diese schwunghaft aufstrebende Front und die edle, nicht überladene Fülle seines Schmuckes zu betrachten;"[1] im Innern ist die Kirche ein gothischer, dreischiffiger Hallenbau — das Querschiff und der Chor zählen zur prachtvollsten und stilistisch reinsten Gothik, die man in Oesterreich finden mag; leider harmonirt die an sich allerdings reiche Einrichtung nicht mit dem Baustile und scheint zudem noch mitunter geschmacklos überladen, aber trotzdem „gewährt das Innere der Kirche mit dem prächtigen Hochaltar, den zahlreichen Seitenaltären, der hohen Wölbung und den ihr entsprechenden hochragenden Säulen einen merkwürdigen und seltsamen Anblick".[2] Es mag hier erwähnt sein, daß die Luxusbeleuchtung der Kirche durch elektrische Bogenlampen erfolgt, wie auch das Kloster seit einigen Jahren keine andere Nachtbeleuchtung kennt, als elektrisches Glühlicht: die Wasserkraft des Kamp treibt die Maschine.

Wenn wir nach Eintritt durch das äußere Thor

[1] Hamerling, Die schönste Gegend, l. c. S. 260.
[2] Ebend.

des Stiftes den ersten großen Hof, den eine wohl schon mehr als hundert Jahre alte riesige Linde charakterisirt, durchschritten haben, gelangen wir über eine Stiege durch ein zweites Thor in einen vollkommen regelmäßig gebauten Hof. Es ist der sog. Abteihof, dessen einstöckige Baulichkeiten von Abt Kaspar Bernard (1672—1695), in der jetzigen Gestalt aufgeführt, ein regelmäßiges Viereck bilden. Während gegen Osten die Klosterpforte in den stillen, weltabgeschiedenen Bezirk des Konvents leitet, begrenzt die nördliche Seite des Hofes ein Gebäude, das man scherzweise auch wohl „die Karlsschule des Waldviertels" genannt hat: — es ist das Zwettler Sängerknabenkonvikt — die Lehrsäle der Sängerknaben, ihre Wohnungen und die ihres Präfekten enthaltend. . . . Zahlreiche österreichische Stifte der verschiedensten Orden haben das Institut der Sängerknaben in ihren Häusern eingeführt. Alljährlich werden eine bestimmte Anzahl stimmbegabter und talentirter Knaben im Kloster unentgeltlich verpflegt und in den Gegenständen der Klassen des Untergymnasiums unterrichtet gegen die Verpflichtung, alle Sonn- und Feiertage und bei sonstigen festlichen Gelegenheiten am Chore zur Orgel den Kirchengesang zu besorgen. . . . Im Stifte Zwettl wurde das Institut der Sängerknaben schon vor mehr als hundert Jahren eingeführt, doch beginnen verläßliche Aufzeichnungen über dasselbe erst mit dem Jahre 1819. Die Knaben, welche Aufnahme anstreben, müssen circa zehn Jahre alt sein und haben sich einer

strengen gesanglichen Aufnahmsprüfung zu unterziehen. Bestehen sie dieselbe, so zählen sie zu den Sängerknaben, wohnen im Konvikte, werden vom Regens chori in Gesang, Klavier und Violine unterrichtet, stehen unter der Aufsicht eines (geistlichen) Präfekten und erhalten vollständige Verpflegung, sowie den Unterricht in den Gegenständen des Untergymnasiums, der ihnen — als Privatunterricht — von Novizen, Klerikern und Kapitularen des Stiftes ertheilt wird — ein Unterricht, an dem sich (wie bereits erwähnt) auch eine große Zahl auswärtiger Knaben als Schüler betheiligen darf. Allsemesterlich fahren sie dann nach Krems, um sich durch eine Prüfung im dortigen Gymnasium staatsgültige Noten zu erwerben. — — —

In dieser Chorsängerschule des Stiftes Zwettl hat Robert Hamerling seine Studienlaufbahn als Sängerknabe begonnen.

„Glänzende Stimmmittel und virtuose Kehlenfertigkeit" besaß er — wie wir bereits angedeutet — nicht — — und gerade damals, als er Aufnahme anstrebte, ward in der Auswahl der Sängerknaben äußerst wählerisch vorgegangen: nur die stimmbegabtesten waren dem Abte Julius gerade gut genug. Allein was that's; der Kleine — von gewichtigen Stimmen warm empfohlen — war ja schon aufgenommen, ehe er noch die gesangliche Aufnahmsprüfung abgelegt — und der einmal gefaßte Beschluß des Abtes wäre nicht umgestoßen worden, wenn auch der wohlmeinende, biedere Regens chori und Stiftsschullehrer Valentin

Rießner ein wahrheitsgetreues Kalkül über die Leistungen des Prüflings abgegeben hätte.[1]

So ward denn der Kleine Sängerknabe und trug in Ausübung seines Berufes die bezügliche Uniform — ein graues Jäckchen mit blauen Aufschlägen, graue Beinkleider und eine graue Kappe mit blauen Bordüren und hatte mit seinen fünf Kollegen den mitunter schwierigen Kirchengesang am Chore zu besorgen. „Aber ich verschmähte es hartnäckig, mit der Kastratentugend einer trillernden Nachtigallstimme prunken zu wollen, und der wackere Regens chori zürnte mir deshalb nicht. Er hatte mich trotzdem lieb und nicht ein einziges Mal beging er die Taktlosigkeit, durch die an mich gestellte Zumuthung, ein Solo auf dem Chore zu singen, das schöne Einvernehmen, das zwischen mir und ihm bestand, aufs Spiel zu setzen. . . ." [2]

So sang ich mit im kleinen Sängerreigen
Wie? Drüber herrschte ein unheimlich Schweigen.
Nur einmal, als der beste der Lateiner
Zu sein ich prahlte — düstern Angesichts
Und dumpfen Tons sprach der Präfekt: „Mein Kleiner,
Du lernst für dich; jedoch es ziemt, daß Einer,
Der sich an Stiftskost labt, an nicht gemeiner,

[1] „Ich kam ins Zwettler Stift vor Gottes Chore
Diskant zu singen auf dem hohen Chore . . .
— — zu leise klang, als meinem Knabenlose
Entscheidung ward der Ton, der mir entquoll,
Um falsch zu singen, und der Regens chori
Herr Rießner war des guten Geistes voll,
Sacht klopfend auf den Deckel seiner Dose
Sprach er: „Der macht sich noch!" geheimnißvoll . . ."
(„Den Genossen des Waldviertler Sängergauverbandes" in „Letzte Grüße aus Stiftinghaus", S. 163.)

[2] Stationen, S. 50.

Fürs Stift was leiste — und du leistet nichts"
Er sprach's — — — — — — — — — — — — — — —[1]

Das Amt eines Sängerknabenpräfekten hatte damals P. Ferdinand Schojer inne, ein Priester, der fast sein ganzes Leben der Erziehung der Jugend widmete .... Geboren 1783 zu Wien, trat Schojer nach Vollendung seiner Gymnasialstudien ins Stift Zwettl, wurde nach empfangenen Weihen 1808—1816 Konviktspräfekt und Lehrer im Stifte, wirkte von 1816 bis 1833 als Gymnasialprofessor zu Wiener-Neustadt (er zählte daselbst u. a. den Opernsänger Staudigl und den Hofkapellmeister Proch zu seinen Schülern) und kam 1833 wieder ins Stift, um neuerdings die Konviktspräfektur zu übernehmen, die er bis 1851 verwaltete. Nur mit Wehmuth schied er von dem ihm liebgewordenen Institute, um noch zehn Jahre, bis zu seinem 1861 erfolgten Tode, das Amt eines Novizenmeisters zu verwalten. . . . P. Ferdinand Schojer war ein echter Schulmann — aber nicht etwa verknöchert in seinem Berufe. „Es war ein charakterfester, tüchtiger, verständiger, in seiner Art sehr schätzenswerther Mann."[2] Er liebte die Ordnung und Pünktlichkeit und forderte diese auch mit Entschiedenheit und Strenge von den ihm untergebenen Zöglingen, welche an ihm bei Beachtung der Vorschriften einen liebevollen väter-

[1] „Den Genossen u. s. w." l. c. — Hamerlings Sängerknabenkollege, Kais. Rath Weinwurm, theilt uns mit, daß dieses dumpfe „Nichts" des Sängerknabenpräfekten kein ungerechtes Urtheil gewesen. Nicht als ob H. musikalisches Gehör gemangelt hätte — aber er besaß keine Stimme, und so wurden seine gesanglichen Leistungen von Kollegen, wie vom Präfekten gleich Null angesehen.

[2] Stationen, S. 56.

lichen Freund, bei Nichtbeachtung aber den strengen Richter erkennen mußten. Von der Tageseintheilung wurde nicht abgewichen. Frühmorgens fünf Uhr mußten die Sängerknaben aufstehen. Das Wecken besorgte der Präfekt selbst. „Dieses Wecken ging in einer Anzahl von sinnreichen, ein für allemal feststehenden Normen vor sich. Vom neckischen Zupfen am Ohrläppchen und scherzender Ermunterung bis zum bloßen frostigen Oeffnen der Thür und Ausstoßung eines artikulirten oder — eine Stufe tiefer — eines unartikulirten Lautes, und bis ganz hinunter zum schweigenden, aber zornigen Aufreißen der Thür und lautem Wiederzuschlagen derselben lief eine Skala von Schattirungen, welche für Jeden die Thermometergrade der Gunst und Ungunst des Vorgesetzten mit fast mathematischer Schärfe markirten."[1] Nach dem Aufstehen gemeinsames Frühgebet und Kirchenbesuch, dann Schulstunden, abwechselnd mit Studirstunden im gemeinsamen Studirzimmer unter unmittelbarer Ueberwachung des Präfekten und dann wieder Gesangsproben und dazwischen nur Viertelstunden der Erholung und wöchentlich nur einige Male Spaziergang mit Spiel im Freien. Durch nichts durfte die Grenze des Schulunterrichtes überschritten werden. Die Lektüre eines Buches unterhaltenden, belehrenden oder poetischen Inhaltes war den Zöglingen nicht gestattet — — an Ferialtagen höchstens ein Blick ins „Pfennigmagazin" oder in Jurendes „Vaterländischen Pilger"! Verstand es P. Ferdinand, zu rechter Zeit zu loben und —

[1] Stationen, S. 57.

gewöhnlich durch Verabreichung von Backwerk — zu belohnen, — so blieb auch gegebenenfalls die Strafe nicht aus! Wehedem, der die Tagesordnung oder die Verordnungen des Präfekten verletzte oder sich sonst einer Übertretung schuldig machte; dann wurde P. Ferdinand Schojer ein censor castigatorque minorum im buchstäblichen Sinne: das spanische Pfefferrohr brauchte dann nicht zu feiern. Nur daß der Präfekt im Interesse des Stiftseigenthumes die Hosen schonte. „Grundsätzlich vollzog er keine Exekution dieser Art, ohne den Delinquenten zu veranlassen, jene äußere Hülse abzustreifen und die Heilkraft des spanischen Rohres unmittelbar auf sich wirken zu lassen.“[1] Der kleine „Rupert“ sollte davon in der ersten Zeit seines Aufenthaltes im Stifte an sich selbst die Erfahrung machen. Die übergroße Strenge, mit der P. Ferdinand seinen Zöglingen die ersehnten Schätze der Poesie und Belletristik verschloß, um eine allzu frühzeitige, jugendliche Phantasieentfaltung zu verhindern, hatte den Knaben zu einer kleinen Rechtsverletzung veranlaßt, die auf furchtbare Weise ihre doppelte, ihre dreifache Sühne finden sollte; die humorvolle Darstellung dieses Delikts in den „Stationen“[2] sei hier wiedergegeben. „Das schwerste aller Zorngewitter des Präfekten, deren ich mich entsinne, entlud sich gleich in den ersten Jahren meines Aufenthaltes im Stifte über meine eigene Person. Aber mein Verbrechen war auch in der That kein geringes; es war, wie der Präfekt es nannte, ein „Diebstahl“ — genauer

[1] Stationen, S. 57.
[2] Stationen, S. 58.

besehen war es mehr als das: ein Einbruch — ein Raub also! Ich wußte zufällig, daß gedruckte und beschriebene Blätter zahlreich an einem Orte aufgestapelt lagen, welcher dem Präfekten vorbehalten war und welchen keine Menschenseele außer ihm betrat. Bücher und Manuskripte reizten mich damals um so mehr, je strenger aller Lesestoff aus unserer Nähe verbannt war. Die verwünschte Neugier nun, die ungestillte Sucht nach Gedrucktem und Beschriebenem verleitete mich, eine hohe, hölzerne Zwischenwand zu überklettern, den Leib durch eine schmale, nicht fest genug verwahrte Oeffnung zu zwängen, dreist bis ins Innere jenes Raumes vorzudringen und eine Musterung der Papiere vorzunehmen. Ich hatte im „Pfennigmagazin“ etwas von den Klöstern des Athos gelesen und von den werthvollen Manuskripten, welche die Gelehrten dort aufgefunden. Leider fand ich unter dem Papierwust, den ich durchstöberte, weder die verloren gegangenen Bücher des Livius, noch sonst irgendwelche werthvolle Kodexreste, aber doch ein vergilbtes Manuskript von Belang: ein Liebesgedicht — ein Gedicht „An Ida“ — abgeschrieben von der Hand des Präfekten — offenbar schon vor langer, langer Zeit, ohne Zweifel in seinen Studentenjahren. Ein Gedicht „An Ida“, abgeschrieben — gleichviel wann — von dem jetzigen Todfeinde alles Gereimten, von dem jetzigen hochwürdigen Herrn Präfekten Pater Ferdinand Schojer! Mir und Allen, welchen ich das Blatt zeigte, stand der Verstand still! Die Sache machte ungeheures Aufsehen unter uns — sie machte

Lärm — einen Lärm, dessen letzte Wellenschläge am Ohr des Präfekten selbst verzitterten. Ich wurde verrathen. Nie habe ich den geistlichen Herrn so zornig, so unerbittlich, so unversöhnlich gesehen! Das erste Wort sprach mit mir natürlich die Binsennymphe des spanischen Rohres — aber acht Tage lang mußte ich überdies in Sack und Asche büßen, mit Abstinenzen von Speise und Spiel, mit Knien und Prangerstehen! — „Das war ein Diebstahl" und „du bist ein Dieb!" Mit diesen Worten donnerte mich der gestrenge Richter und Rächer immer von neuem nieder. Er hätte, wie gesagt, mich auch Einbrecher, Räuber nennen können; aber das hätte von einem Kerlchen meiner Sorte doch zu drollig geklungen, und der beschämte Priester, der uns das Lesen von Gedichten wie eine Todsünde verbot, während er selbst in seiner Jugend nach Herzenslust Gedichte „An Ida" abgeschrieben — er gönnte mir nicht den Glorienschein, den das Heroische meiner That über meine Person verbreiten konnte — er qualifizirte sie vor der Welt als gemeinen Diebstahl! — Kein Tempelraub ist je härter geahndet worden! . . . Aber freilich — der Streich war keck und konnte leicht zu noch Schlimmerem führen. — Was hätte ich nicht unglücklicherweise noch alles finden können!"

Unter den Sängerknaben bestand eine Rangeintheilung, die durch die Zeit des Eintrittes ins Institut — man nennt dieses gewöhnlich Alumnat und die Sängerknaben Alumnen — bestimmt war, aber nach persönlichem Verdienst und Mißverdienst vom Präfekten geändert

wurde. Unser Kleiner war zunächst der Letzte, rückte aber bald zum Vorletzten vor. Er gehörte in dieser Eigenschaft „zu Denjenigen, welchen es oblag, mittags mit den Zinnschüsseln über den Hof hin nach der Stiftsküche zu wandern, wo uns verabreicht wurde, was man unsere Mittags- und Abendkost nannte: ein Gemisch von guten und schlechten Bissen, wie es ein großer Haushalt immer erübrigt; in der einen Schüssel Suppe, in der anderen ein Ragout von Fleischstücken jeder Herkunft, Sorte und Gestalt und eine Tunke darüber von gleichfalls unerschöpflicher Mannigfaltigkeit der Art des Geschmacks und vielleicht auch des Alters. Waren diese beiden Schüsseln auf die gemeinsamen Tische gestellt, so eigneten wir uns den Inhalt derselben in der durch die Rangordnung bestimmten Reihenfolge an. Vom Festen stocherte sich der „Erste" natürlich das Beste heraus, nach ihm der Zweite das Nächstbeste u. s. w. Dem Letzten blieb oft nur eitel Gebein und Flechsen; aber das fand er so natürlich, daß es ihm nicht einfiel, dagegen zu murren, sich höchstens dadurch angespornt fühlte, nach einer höheren, besser dotirten Stufe in der Rangliste emporzustreben."[1] Lange blieb der Knabe in dieser Stellung. Da — eines Tages wurden seine fünf Kollegen in das Zimmer des Präfekten gerufen, hatten ein strenges Verhör zu bestehen und erhielten schließlich eine solenne Anerkennung mit dem Röhrchen.[2] Der Aufseher, der

[1] Stationen, S. 64.

[2] Hamerling klagt scherzhaft in den „Stationen", daß er den Grund dieses Inquisitionsgerichtes nicht zu erfahren vermochte. „Es wurmt mich noch

sich mit unter den Delinquenten befunden hatte, verlor zudem sein Amt, das dem kleinen „Rupert", dem zur Zeit einzig „Gerechten", übertragen wurde. Der kleine, schwache „Rupert" der Erste im Range und Aufseher zugleich! Nun konnte er, so oft er es wollte, den früheren Aufseher, der ihn jeden Morgen gezwungen hatte, die Hände zweimal zu waschen, — indem er nach dem ersten Male behauptete, sie seien nicht rein genug — bloß weil sie nicht so schön krebsroth waren, wie die seinigen — herausknien lassen. Aber solches lag ihm ferne, er mißbrauchte überhaupt als „glücklicher Emporkömmling" seine Stelle nicht; er blieb auch als Aufseher seinen Kollegen gegenüber gutherzig, aufrichtig und freundlich und überraschte sie sogar im Laufe seiner Regierungsthätigkeit mit einer Art „Konstitution". Unter seinen „Unterthanen" war nämlich stark die Angeberei eingerissen. Jeder lief, wenn es ihm beliebte, zum Präfekten und denunzirte hinter dem Rücken des Aufsehers. Dem sollte nun anders werden. Der Aufseher „Rupert" erließ ein Angebereigesetz. Keinem sollte es mehr gestattet sein, direkt beim Präfekten anzugeben. Wer eine Anklage vorzubringen

heute, daß ich niemals erfahren, was die Schuldigen heimlich verbrochen. Nur meiner Jugend kann ich es zuschreiben, daß sie mich gerade in diesem Falle nicht von der Parthie sein ließen. So blieb ich um einen „Schilling", aber auch um Gott weiß was für eine schöne Erfahrung ärmer." (S. 54.) Nun, die Ursache war — wie uns Hamerlings Sängerknabencollega Böhm, dem sich die Erinnerung an die bezüglichen Pfefferrohrstreiche des Präfekten dauernd eingeprägt, mittheilte — keine gerade komplizirte: die fünf Sängerknaben waren über einige, einem Stiftsgeistlichen — P. Ambros Haßlinger — gehörige Obstbäume hergefallen und hatten dieselben gründlich geplündert, dabei aber dem „Rupert", als einem Großneffen dieses Geistlichen von ihrem Vorhaben und dessen Ausführung nichts verrathen.

hatte, sollte dieselbe erst in einer hierzu wöchentlich gehaltenen Sitzung vorbringen, die dann mit Majorität beschlösse, ob die Sache vor den Präfekten gehöre oder nicht. P. Ferdinand, der die Angeberei ebenso wie die Lüge haßte und eigentlich am liebsten gesehen hätte, daß sich jeder Uebelthäter selbst angebe, verweigerte dem Gesetze seine „Sanktion“ nicht.

Bitter empfand der Knabe im Beginne seines Verweilens im Stifte die Qualen des Heimwehs. Er, der keinen Augenblick ohne die Gesellschaft seiner Mutter zu sein vermochte, mußte nun fern — fern von ihr weilen: — „es ist eine schwere Aufgabe für einen zehnjährigen Jungen, sich in einer Welt ohne Mutter zurechtzufinden, nachdem ihm bis dahin die Mutter und ihr Stübchen die Welt gewesen“.[1] Dazu gesellte sich des Nachts die Gespensterfurcht, die bald den höchsten Grad des denkbar Möglichen erreichte. Einige Sterbefälle waren im Stifte eingetreten; die Phantasie des Knaben, die bereits durch außergewöhnliche, an Sterbenden beobachtete geheimnißreiche Vorfälle in frühester Jugend nach dieser Richtung hin seltsam erregt worden war, wurde nach Eintritt der Todesfälle ganz gewaltig gepeinigt. Der Kleine litt im einsamen Schlafgemach — jeder der Sängerknaben schlief allein in einem Zimmer — die peinlichsten Torturen. „Das traurige, einsame Schlafgemach . . . in mondhellen Nächten war dieses Schlafgemach so schauerlich! Die Fenster gingen auf die hochragende Kirche und auf eine Mauer mit Bildern des Leidensweges

[1] Stationen, S. 51.

Christi hinaus, dessen Gestalten wunderlich im fahlen Lichte zu glänzen und sich zu regen schienen ..... ich verlebte schreckliche Nächte. Zuletzt ging ich zum Präfekten und bat ihn geradezu, mir zu sagen, ob es Geister und Gespenster gebe. Er erwiderte mit ehrlichem Achselzucken, er wisse es nicht. Aber wo mich alles im Stich ließ, fand mein Uebel in dem eigenen Uebermaß seine Schranken und seine Heilung. Wieder einmal lag ich, im Angstschweiß des Gespenstergrauens gebadet, mit geschlossenen Augen schlaflos im Bette. Plötzlich hatte ich das Gefühl, als ob ein Finger sich sachte auf meine Stirne legte. Das wäre nun, sollte man denken, der Moment für mich gewesen, vor Schreck zu vergehen. Seltsamerweise geschah das Gegentheil. Die Angst war wie weggeblasen; ich öffnete die Augen und blickte furchtlos im leeren und monderhellten Gemache umher."[1]

Den Studien oblag der Kleine zur Zufriedenheit seiner Lehrer[2] — in den linguistischen Fächern hatte er bald alle seine Kollegen[3] überflügelt und konnte

---

[1] Stationen, S. 52. „Ich erzähle die Sache" — schließt der Bericht —, „wie sie mir in der Erinnerung vorschwebt, unfähig, zu sagen, wie sie etwa psychologisch zu erklären sein möchte."

[2] Als Lehrer Hamerlings fungirten im Stifte anfänglich zwei Novizen: Heinrich Floh und Wilhelm Pittner (letzterer als Kapitular des Stiftes Zwettl noch am Leben). Da aber diese Beiden nach vollendetem Noviziatjahre als Kleriker behufs Theologiestudiums vom Stifte für längere Zeit schieden, übernahmen den Unterricht in Ermangelung von Novizen Patres, und zwar vorerst P. Benedikt Hammerl und nach dessen Tode der Präfekt P. Ferdinand Schojer.

[3] Hamerling hatte in der Zwettler Privatschule eine nicht geringe Zahl von Mitschülern; aber nur fünf aus diesen trugen mit ihm die Sängerknabenuniform. Diese waren: Johann Büchler aus Zistersdorf (als junger Weltpriester der Wiener Erzdiözese gestorben), Franz Zeugswetter aus Rudmanns (der Ende

sich in der That den besten der Lateiner unter ihnen nennen. Nur die böse „Arithmetik“ — die spielte ihm so manchen argen Streich und ließ ihm sogar im ersten Semester der ersten Klasse die Note „ungenügend“ erhalten. Ein Glied neuerdings in der Kette der Beweise des — freilich viel bestrittenen und viel bestreitbaren — Satzes, daß die Zahl der Antagonismus der Phantasie.

Das Aeußere des Knaben konnte nicht ungefällig genannt werden: — im Verhältnisse zu seinen Kollegen zwar klein, ja der kleinste unter ihnen, war er von schlankem Wuchse; das dichte Haar — in frühester Jugendzeit weißblond — hatte eine dunkelbraune Färbung angenommen; im länglichen, bleichen Gesichte blitzten hinter buschigen Augenbrauen zwei tiefliegende Augen hervor, die in Momenten der Erregung Feuer sprühen mußten . . . . Was das Herz und Gemüth des Kleinen betrifft, schien dasselbe seiner Umgebung einem unaufgeschnittenen Buche zu gleichen, in das man wohl Blicke werfen und dessen Inhalt man ahnen, in dem man aber nicht lesen kann. Der tief-

---

der achtziger Jahre als Provinzial der barmherzigen Brüder in Wien starb), Michael Böhm aus Rudmanns (als Pfarrer zu Weistrach in der St. Pöltner Diözese noch am Leben), Josef Schanda (als Regimentsarzt bereits gestorben) und Karl Weinwürm aus Scheideldorf (als pensionirter Oberpostkontroleur und Kaiserlicher Rath in Wien noch am Leben). Carl Weinwurm ist der Bruder des bekannten Condichters Rudolf Weinwurm, der ebenfalls — doch einige Jahre später — Sängerknabendienst zu Zwettl leistete. Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß aus der Zwettler Chorsängerschule bereits eine Reihe von Männern hervorgegangen, die ihrer ersten Bildungsstätte nur höchste Ehre bereitet, so z. B. der berühmte Pflanzenphysiolog Professor Dr. Böhm, der Wiener Universitätsbibliothekdirektor Grassauer, der verstorbene Abt Moser von Mölk, der gegenwärtige kunstsinnige Prälat Rößler von Zwettl u. s. w. u. s. w.

denkende Knabe antwortete schüchtern und beklemmt, wenn er gefragt wurde, stellte aber nie aus Wißbegierde eine Frage. Nur selten sah man ihn lachen. Wenn seine Mitschüler in den Zwischenpausen des Unterrichts sich herumbalgten, stand er, wie seine Lehrer beim schnellen Eintritt ins Lehrzimmer wahrnahmen, ruhig bei seinem Sitze und sah ihnen, ohne eine Miene zu verziehen, zu. Auch bei lärmenden, mit Balgereien verbundenen Spielen im Freien that er nicht gerne mit, und öfters wurde er darob von P. Ferdinand ein Feigling genannt. Das Schneeballwerfen, ein vielbeliebtes Wintervergnügen der Knaben, war ihm verhaßt. Persönliche Zuneigung und Abneigung gegen Jemanden konnte man an ihm äußerlich nicht bemerken — dafür aber einen entschiedenen Zug von Gutherzigkeit, der sich namentlich offenbarte, wenn einer seiner Kollegen eine Strafe erhalten: dann tröstete er den traurigen Kollegen, so gut er es vermochte, ihm die Wange streichelnd und leise Trostesworte zuflüsternd . . . Im Stifte nahm zu dieser Zeit die Stelle eines Bibliothekars und Archivars ein Großoheim des Kleinen ein — P. Ambros Haßlinger, „eine ebenso würdige, als sympathische, damals fast in ganz Niederösterreich bekannte und beliebte Persönlichkeit.“[1] Geboren 1768 zu Groß-Schönau, wurde er, der 1791 ins Stift Zwettl eingetreten war, nach seiner Priesterweihe Kooperator an verschiedenen Pfarreien, 1802 Theologieprofessor im Stifte Heiligenkreuz, wirkte hierauf als Pfarrer an verschiedenen

[1] Stationen, S. 60.

Orten und kam 1813 zurück ins Stift als Archivar und Bibliothekar, welche Stelle er bis zu seinem am 5. April 1846 erfolgten Tode bekleidete. Vorübergehend war er auch von 1817 bis 1819 und von 1832 bis 1842 als Novizenmeister thätig... P. Ambros Haßlinger war ein überaus fleißiger und hochgebildeter Mann. Er repräsentirte im Stifte den „Gelehrten". Zahlreiche (jedoch ungedruckt gebliebene) historische, bibliographische und numismatische Werke aus seiner Feder — über fünfzig Foliobände — finden sich theils in der Bibliothek, theils im Archiv des Stiftes Zwettl. Im Verkehr war er stets heiter und redselig; „unter der Kutte trug er das Herz eines Hafis, und hinter den Folianten der Bibliothek hatte er immer Gebinde stehen, welche das erlesenste Naß des Kronlandes bargen — meist Geschenke seiner unzähligen, nahen und fernen Freunde. Wenn er einmal zu Wagen einen kleinen Ausflug über Land machte, wie flogen da die schalkhaften Grüße nach rechts und links! In jedem Neste seitab von der Straße hatte der joviale alte Herr einen alten Freund, mit dem er einmal beim Becher eine heitere Stunde zugebracht, wenn nicht gar — in allen Ehren natürlich — einen „alten Schatz". Jeder schätzte, Jeder liebte ihn, Jeder bot dem würdigen Greise gern den Arm, wenn er einen Freund in der Nachbarschaft besucht hatte und auf dem Heimwege ihm die gichtbrüchigen Beine den Dienst versagten!"[1] ... Auch diesem gemüthlichen Manne gegenüber, den die ganze Welt Freund nannte,

[1] Stationen, S. 60.

blieb der „Rupert“ still und ernst. Mit hängenden Armen stand er vor dem lustigen Greise da und wußte auf dessen gemüthliche Fragen kaum etwas zu erwidern, so daß öfter P. Ambros fast erzürnte und ihn schalt, daß er nichts rede, nicht lache — — ganz aus der Art schlage . . . Dem kleinen, geschwisterlos aufgewachsenen, äußerlich eng umschränkten und in sich zurückgewiesenen Knaben, dem Welt und Menschenleben gleichsam ihre Schatten in sein Inneres voraus-warfen, war das Temperament seines Großoheims und Gönners P. Ambros unverständlich. Dem gemüthlichen Weltmann gegenüber blieb sein Herz verschlossen, sein Mund gefesselt: — — — dem gemüthvollen Asceten gegenüber löste sich Sinn und Sprache aus ihren Banden, — — P. Hugo Traumihler, der dem Knaben die erste Form seines Ideals — das Religiös-Schwärmerische — vorzauberte, verstand es als der einzige Insasse im Stifte, „dem Schüchternen die Zunge zu lösen, ihm sympathisches Vertrauen einzuflößen, und ihn nach manchen Seiten hin gar wundersam anzuregen“, ohne aber der ursprünglich vorbestimmten Richtung von seines Schützlings Wesen den Stempel der eigenen Richtung dauernd aufprägen zu können.

P. Hugo Traumihler wurde 1812 in der Stadt Zwettl geboren. Er trat nach Vollendung seiner Studien in das Stift gleichen Namens, war nach seiner 1837 erfolgten Priesterweihe zwei Jahre als Kaplan in Groß-Schönau thätig, in gleicher Eigenschaft 1839 in Zistersdorf und 1840 in Schweiggers.

1841 kam er als Kurat ins Stift zurück, wurde nach P. Ambros' Tode 1846 Stiftsbibliothekar, kehrte aber 1849 nach Zistersdorf als Kaplan zurück, wo er 1850, von allen Pfarrkindern, namentlich der Schuljugend, tief betrauert, an Gehirntuberkulose gestorben ist. P. Hugo Traumihler — schon von Jugend auf sehr fromm — führte als Priester ein heiligmäßiges Leben. Ihn schien der strenge Geist St. Bernards voll und ganz zu beseelen. „Er allein vertrat im Stifte das eigentlich Klösterliche, Mönchische; er war Ascet, trug mitunter auch einen Stachelgürtel, hatte aber nichts Finsteres, Zelotisches, vielmehr etwas Naives, fast Kindliches an sich und der Schmelz seiner Stimme drang mit sanfter Gewalt zum Herzen. Er taugte zu nichts Weltlichem, er taugte nicht einmal so recht zum Kaplan; er taugte nur zum Gebet, zur Betrachtung und zum sonstigen Kult heiliger Gottes- und Menschenliebe . . . Seine Zelle war immer voll von den schönsten alten lateinischen Büchern über die seligste Jungfrau Maria, die er besonders ins Herz geschlossen hatte, und von sonstigen ehrwürdigen Schweins- oder Kalblederbänden, die mit wunderbaren Kupfern geziert waren und in welchen die merkwürdigsten Anekdoten aus dem Leben der Heiligen, der Frommen, der Büßer oder auch der großen Sünder zu lesen waren."[1]

In P. Hugos frommer Nähe befand der kleine „Rupert" sich wohl; in den Stunden, die ihm die Konviktsordnung frei ließ, weilte er stets bei

[1] Stationen, S. 61.

seinem klösterlichen Freunde, der ihn in die Geheimnisse der Ascese, in die Kunst des Meditirens und in die gebräuchlichsten geistlichen Uebungen des mönchischen Lebens einweihte.

Und das Herz des Kleinen versenkte sich freudig in die wonnigen Abgründe der Betrachtung und empfand beseligt die heiligen Schauer der Mystik.

— — — — — — — — — — — — — —

O, wer schildert die Wonne, zu welcher auf himmlischer Andacht
Schwingen der Geist sich erhebt im stillen Gemache, die süßen
Schauer, mit welchen die Hallen der Kirche den Beter umwittern:
Ruhe, so süß wie sie schwebt um den Altar, wie von den hohen
Wölbungen nieder sie quillt, winkt nirgends auf Erden! Das Taglicht
Hat nichts Irdisches mehr, und es schweben wie spielende Engel
Halb im Dunkel verloren die himmlischen Lichter und Strahlen.
Weihrauchdüfte berauschen, und mächtige Stimmen der Orgel
Sind ein klingender Sturm, der die Seelen wie Blätter dahinreißt,
Brausend nach oben sie führt! Und die Bilder der Heil'gen, sie leben,
Denn sie erwidern die Liebe, in immer erhöhterem Liebreiz
Strahlend, je länger der Blick sie umschmiegt in brünstiger Andacht.

— — — — — — — — — — — — — —

. . . wenn das Herz mir schwoll und zu eng mir wurde die Zelle,
Und ein Sehnen die Brust durchwogte, mir selbst unerfaßlich,
Eilt ich nächtlich hinaus in die schweigende Halle des Kreuzgangs:

Da quoll zauberisch mir in den Busen herab durch die hohen
Fenster der goldige Mond: auf die kühlenden Quadern des Kreuzgangs
Sank ich hin, und trank es in mich, das berauschende Mondlicht,
Und als wären mir leise die rinnenden Adern geöffnet,
Fühlt' ich ein wonnig Zerfließen — —
— — — wie mit glühenden Armen umfaßte
Mich ein unendliches Glück, und in Schauern der Wonne verging ich![1]

Und zwischen die Stunden heiliger Andacht schwebte leis hernieder der Genius der Liebe und der Poesie und umfächelte mit keuschem Fittige sanft die empfindende Seele des Knaben.

Eine jugendliche Verwandte des „Hofrichters" — des Justizbeamten der damals noch bestehenden Stiftsherrschaft — hatte es seinem Herzchen angethan . . .

. . . O wer vermöcht' es, zu schildern das rührend entzückende Schauspiel,
Wenn aus Zügen, die strenge der Welt sich entfremdet, aus düst'ren
Augen, aus bleichem Gesicht — —

[1] Hamerling, Der König von Sion, VIII. Auflage, S. 111 (IV. Gesang). Wie kein anderes Werk Hamerlings, ist „Der König von Sion" aus des Dichters tiefstem Innern herausgeschrieben, ja, manches, z. B. in der Herzensgeschichte Jans, ist unmittelbar aus dem Born eigener Seelenkämpfe und Herzensqualen geschöpft (Stationen, S. 333). — In B. Brukners „Hamerling als Erzieher" (S. 73) stoßen wir auf folgende interessante Stelle: „Der Verfasser dieser Zeilen erinnert sich, aus des Dichters eigenem Munde gehört zu haben, wie tief der Eindruck der religiösen Aufgaben und Pflichten, Uebungen und Erbauungen aller Art auf ihn gewesen, und daß diese zu dem innerlichsten Erlebnisse seiner Seele gehört und auch für sein späteres Wirken als Dichter von unschätzbarem Werthe gewesen seien, ja, daß er gewisse Stimmungen des Gemüthes im „König von Sion" nicht hätte so erfassen und darstellen können, wie es geschehen, ohne eigenes Erlebniß im Kloster."

— — auf einmal schämig ein minneverlangender Purpur
Bricht — — —[1]
. . . , Wer gluthvoll betet,
— — — — Der versteht auch glühend zu minnen . . .[2]

„Ich weiß nicht“ — bekennen „die Stationen“ —,[3] „ob ich in irgend einer Epoche meines Lebens eines so innigen, zärtlichen Empfindens fähig gewesen, wie in jener.“ Wie pochte dem frühreifen Knaben das Herz vor Freude, wenn er mit seinen Kollegen im Hofe Ball spielen durfte und die kleine Annette am Fenster saß — das lockige Köpfchen sanft herunterneigend. Wie bemühte er sich, den Ball recht schön und hoch emporzuschnellen, wenn sie ihn sah! Der Kleine hing seiner Liebe mit ganzer Seele nach und ließ sogar Andacht und Liebe Hand in Hand gehen. War er so glücklich, das Mädchen zu sehen, so betete er in flammendem Doppelgefühle der Freude und des Dankes gegen Gott immer einige Psalmen und Vaterunser, legte sich wohl auch einen Fasttag auf, oder übte sonst ein frommes Werk. So schenkte er in der Freude einst einem Bettler ein Zweiguldenstück, das er eben zum Geschenk bekommen hatte. — — „Ich liebte das Mädchen glühend, die Leidenschaft griff meine Gesundheit an. Ich faßte den Entschluß, meine Liebe Gott aufzuopfern. Ich betete, fastete, beichtete und kommunizirte so lange, bis das Herz wieder stumm und leer und ruhig war . . .“[4]

---

[1] König von Sion, l. c. S. 114.
[2] Ebend. S. 112.
[3] Stationen, S. 66.
[4] Tagebuchblatt vom 5. Oktober 1848 —: ein Rückblick auf das entschwundene Herzensleben der Kindheit. Vergl. auch „Tagebuch meiner Heimathreise“, 7. Septbr.

Gleich im Anfange des Verkehrs mit P. Hugo im Kloster — gestand der Knabe diesem, daß er sich aufs Versemachen verstehe. P. Hugo wollte es ihm nicht recht glauben und forderte ihn auf, ihm bei seinem nächsten Besuche eine Probe mitzubringen. Der Knabe ließ es sich nicht zweimal sagen. Das erste der dem P. Hugo übergebenen Gedichte trug ihm zwar keine dichterische Anerkennung ein — dafür aber einen Groschen: — es war nämlich eine angesichts einer Kirschenverkäuferin geschmiedete Vierzeile:

Jeder kommt dahergelaufen,
Jeder will sich Kirschen kaufen,
Kirschen ißt ja Jeder gern,
Doch vom Geld ist mancher fern.

Es folgte aber bald dieser süßen Reimerei anderes, wodurch für P. Hugo das poetische Talent seines jungen Freundes feststand. Nun betrieb der gutmüthige Mönch mit dem kleinen „Rupert" abwechselnd Ascese und Poesie und förderte seinen Schützling, wo immer er konnte, — kümmerte sich darum auch nicht um die strengen Verordnungen P. Ferdinands, sondern gab ihm nächst Jugendschriften Chimanis und Christoph von Schmids auch Gedichtenbücher verschiedener Verfasser — größtentheils geistliche Gedichte, darunter die von Silbert — zur Lektüre.

Die Dichtungen, welche der Knabe in stillen Stunden seines Klosteraufenthaltes verfaßte und dann regelmäßig seinem klösterlichen Freunde in Abschrift zur Begutachtung übergab, sind von verschiedener Art. . . In Reime versetzte Fabeln sind das erste, was der

dichtende Kleine im Stifte zu Papier gebracht. Sie gemahnen an die Fabeldichter des vorigen Jahrhunderts, deren Werke wahrscheinlich P. Hugo dem Kleinen geliehen. So versifizirt der Knabe die Fabel vom mitleidigen Isegrimm und dem arm gewordenen Schäfer:

Durch einer schlimmen Seuche Wuth
Verlor ein Schäfer all sein Gut,
Da kam nun Meister Isegrimm
Des Mittleids wegen her zu ihm.
„Welch Unglück", sprach der Wolf, „hat dich
Betroffen. Ja, du dauerst mich,
Ich war stets deiner Herden Freund
Und hab es gut mit dir gemeint.
Daß ein solche Herd voll Kraft
So bald die Seuche weggerafft,
O Gott, wer hätte das gemeint,
Ich selber habe sie beweint!"
Ja, sprach des armen Schäfers Hund,
Der Wolf giebt gern sein Beileid kund,
Da liegt ihm freilich viel daran,
Wenn er uns nichts mehr stehlen kann!

Auch die Fabel vom „Fuchs und der Traube" läßt er sich nicht entgehen:

Einst ging ein Fuchs mit leerem Magen
Nach längst ersehnter Beute aus
Und hoffte, sich so manchen Schmaus
Für diesmal sicher zu erjagen,
Da sieht er eine große Traube,
Gut, denkt er, diese Fürstenkost
Ist meinem Magen, wie ich glaube,
Gewiß ein unverhoffter Trost,
Doch ach, an einer Gartenmauer

Hing sie für unsern Fuchs zu hoch,
Doch, denkt er, ist die Müh auch sauer,
Gewiß, gewiß mein wird sie doch.
Doch nie empfängt der arme Wicht
Sie seiner harten Müh zum Lohne.
„Sie ist nicht reif, ich mag sie nicht!"
Ruft preisgegeben er dem Hohne.

Eine Reihe poetischer Erzählungen in Reimen nimmt nach den Fabeln unsere weitere Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Stoffe, die der Kleine episch bearbeitet, holt er sich aus Sage und Geschichte. Freilich sind viele aus diesen Gedichten nicht völlig ausgearbeitet — oft nur begonnen, oft nur skizzirt — nur eine kleine Anzahl aus ihnen hat er vollendet. Unter diesen darf eines — „Zrinys Heldentod" verherrlichend, verfaßt zu Beginn 1843 — Anspruch auf vollständige Mittheilung erheben:

Helden von den Thermopylen,
Die mit tapf'rer Kriegerhand
Kämpfend für die Freiheit fielen
Und fürs theure Vaterland!
Was ihr thatet, sah man wieder,
Grüßt im Orkus eure Brüder.

Gleich dem Schwarme gier'ger Tiger
Kämpft der Muselmänner Schar
Unter Soliman, dem Sieger,
Nur ein tapfrer Magyar,
Wußte ihm ein Ziel zu setzen
Und die Freiheit hochzuschätzen.

Hart bedrängt in seiner Feste
(Szigeth in der Ungarn Land)
Sammelt er die letzten Reste,

Nimmt das Schwert in seine Hand;
Und dann spricht der Graf, der Kühne,
Mit dem edlen Heldensinne:

„Treue Krieger! nicht des Herzens
Tapferkeit wehrt uns're Noth! —
Laßt die herben Trennungsschmerzen,
Denn bestimmt ist uns der Tod,
Doch in dieser Feste Hallen
Soll die Heldenschar nicht fallen.

Kämpfen wir mit Löwenmuthe,
Mit dem Schwert in tapf'rer Hand
Geben wir mit eig'nem Blute
Unsrer Treu ein Unterpfand.
Kommet, Brüder, laßt uns sterben
Und den Lorbeer uns erwerben."

Nicht ein Feiger war aus Allen,
Der mit seiner Brüder Schar
Wollte nicht für Freiheit fallen
Jeder bringt sein Leben dar,
Keiner Trennung bittre Schmerzen
Beugen ihre Heldenherzen.

Heil dem theuren Vaterlande! —
Schallet schon der Ruf empor;
Mit dem köstlichsten Gewande
Angethan stürzt durch das Thor
Zriny mit den seinen Allen
Für das Vaterland zu fallen.

Glühend von des Eifers Brande
Kämpft die kleine Heldenschar,
Bringt dem heimathlichem Lande
Gern ihr Blut und Leben dar,
Wie der Stern in lichten Kränzen
Wird der Name Zriny glänzen.

Helden von den Thermophylen,
Die mit tapf'rer Kriegerhand
Kämpfend für die Freiheit fielen
Und fürs theure Vaterland!
Was ihr thatet, sah man wieder,
Grüßt im Orkus eure Brüder!

Ungleich höheres Interesse indes dürfen die lyrischen Gedichte beanspruchen —, Gefühlsbeichten des Knaben, Poeme, die den inneren Drang, aus dem sie entstanden, nicht verleugnen. So richtet der Zwölfjährige seinen Sangesgruß: „An die deutsche Lyra".

Lyra, holde Himmelsgabe,
Töne mild und rein,
Guter Menschen süße Labe
Sollst du segnend sein.

— — — — — — — — — —

Klinge hell, so lang' auf Erden
Herzen treu erglüh'n,
Wonne sollst du Andern werden,
Mir Begleiterin.

Klopstock, „die Sonne deutscher Sterne", von dessen Oden und Messias ihm der fromme P. Hugo wohl oft begeistert erzählt haben mag, besingt der Kleine:

Dir der Sonne deutscher Sterne,
Dir, o Dichterfürst,
Der du in die Himmelsferne
Singend dich verlierst:

Jubelvoll sei dir geweihet
Heut' mein schwaches Lied,
Die ihr seines Sang's euch freuet,
Singt begeistert mit.

— — — — — — — — — —

In hellen Flammen war damals in ihm die Freundschaft aufgelodert: — einen Knaben im Hause des Hofrichters hatte er sich als Freund erkoren und liebte ihn mit aller Innigkeit.[1] An ihn dürften die die Freundschaft preisenden Zeilen gerichtet sein: . . . „Kennst du das Band, das wonnig bindet . . . und mit der Treue Kraft umwindet — das Herz . . . das Band, das Blumenketten gleichet . . . und das geknüpfet nimmer weichet — dem Schmerz.“

Die Mehrzahl der lyrischen Gedichte aber sind Ergüsse des frommen Gemüthes des Knaben. Die Gefühle, die ihm sein Versenken in die Tiefen der Mystik bereiten und die sein Inneres schwellen — sie ringen nach Ausdruck. In einem langen Gedichte verkündet der noch nicht dreizehn Jahre alte Kleine „Das Lob des Herrn“. Dem Schöpfer werde Lob und Preis erschallen — —

Solange noch die Sonne
Vom blauen Himmel strahlt
Und sich noch Tugendwonne
In unsern Mienen malt;
Solange man auf Feldern
Noch Gottes Segen sieht,
Solange noch in Wäldern
Das schnelle Wild entflieht,
Solange noch in Lüften
Ein Chor von Sängern streift,

[1] „Wir liebten einander mit der naiven Innigkeit, deren nur ein Knabenherz fähig ist. Es war ihm erlaubt, auf Spaziergängen und sonst sich zu uns Sängerknaben zu halten. Saßen wir in der Kirche während der Predigt nebeneinander, so schlang er wie zufällig den Zipfel seines Mäntelchens über meine Knie herüber, und da faßten wir uns unter dieser Hülle bei den Händen, ließen sie ineinander ruhen, stillbeglückt, in reinster Zärtlichkeit“ (Stationen, S. 69). Vergl. auch „Tagebuch meiner Heimathreise,“ 7. Sept.

Solang' auf grünen Triften
Ein Blumenteppich reift,
Solang' auf Blumenauen
Die Gotteshuld gesät,
Wir seine Güte schauen
Vom süßen Duft umweht;
— — — — — — — — —
Solang' der Sterne Flimmer
Die dunkle Nacht erhellt
Und sich des Mondes Schimmer
Zu ihnen traut gesellt!

Jesaias XL, 1—5, inspirirt ihn zu einer Betrachtung: „Im Advente."

Jauchze, o Mensch! dem Erretter entgegen,
Jauchze entgegen dem göttlichen Sohn,
Nieder steigt er von Sion, bringt Segen
Von der Erbarmung geheiligtem Thron.

Ebnet den Fußsteig, ein Gottmensch steigt nieder.
Mach ihm, o Menschheit, die Wege zurecht,
Huld und Erbarmen bringet er wieder
Uns, dem geketteten Sündengeschlecht.

Säubert die Herzen von jeglicher Fehle,
Macht sie von allem Verderblichen rein,
Denn bei der reinen und schuldlosen Seele
Kehret der göttliche Heiland nur ein.

Das „Dasein Gottes" erkennt er aus sich — aus seiner Seele — und rings aus der Natur:

Hat denn wohl die weite Erde
Mit der mannigfalt'gen Pracht,
Ohne eines Schöpfers Werde
Selbst zu stande sich gebracht?
Und die Millionen Sterne,
Deren Licht aus ew'ger Ferne
Sehnsuchtweckend-süß uns lacht?

Zeigen dir nicht weite Fluren,
Wie der stille dunkle Hain,
Nicht der Erde Kreaturen,
Daß ein Schöpfer müsse sein?
Lebt der Mensch mit seinen Gaben,
Die kein Thier, kein einz'ges, laben
Nur für diese Welt allein?

Wer hat alles dir gegeben
Freien Willen und Verstand?
Segnet uns nicht oft im Leben
Ungesehen eine Hand?
Und wer gab dir das Gewissen,
Das mit der Vernunft Beschlüssen
Gutes dich zu üben mahnt?

Wer gab dir den freien Willen
Und den so erhab'nen Geist,
Der mit hohen Gottgefühlen
Seinen Herrn und Schöpfer preist?
Gab es nicht der Herr der Geister
Uns, den der Geschöpfe Meister
Uns're Seele freudig heißt?

Er ist es, der uns das Streben
Und den Trieb zur Seligkeit
Mit der Seele eingegeben,
Uns zu seinen Kindern weiht.
Er ist's, der voll hoher Milde
Uns erschuf nach seinem Bilde,
Krönte mit Unsterblichkeit.

Und so zeigt auf gleiche Weise
Dir der Hain, der Berg, das Thal,
Alles in dem Erdenkreise,
Meer und Fluß und Wasserfall,

Daß ein weiser Schöpfer wäre
Von dem Tropfen bis zum Meere,
Und er walte überall.

Ja, es zeigen tausend Wesen
Von dem Dasein Gottes dir,
Ueberall kannst du es lesen
Auf der weiten Erde hier.
Deshalb laßt ihn uns erkennen,
Mit Vertrauen Vater nennen
Und ihn preisen für und für.

Das „Gefühl der Größe Gottes“ beschleicht ihn zu jeder Stunde und bei jeder Gelegenheit:

Wenn der Sonne erste Strahlen
Sich im Bild des Weihers malen,
Wenn das erste Morgenlicht
Dämmernd durch die Wolken bricht,
Denk' ich: Gott! wie groß bist du!

Zeiget sich uns deine Milde
Klar auf blumigem Gefilde,
Wenn die holde Lenzespracht,
Heiter uns entgegenlacht,
Denk' ich: Gott! wie groß bist du!

Wiegt mich unter'm Blüthenbaume
Stilles Glück im süßen Traume,
Fächelt Labung, süße Ruh'
Mir der kühle Schatten zu,
Denk' ich: Gott! wie groß bist du!

Wenn dein Hauch die Flur belebet,
Wonne alle Herzen hebet,
Und von deinem Sängerchor
Süßer Laut entzückt mein Ohr,
Denk' ich: Gott! wie groß bist du!

Wenn der Sonne letzte Strahlen
Scheidend sich im Weiher malen
Und sie noch den Abschiedsblick
Sendet auf die Flur zurück,
Denk' ich: Gott! wie groß bist du!

Deckt der Nacht geweihter Schleier
Die Natur in stiller Feier,
Wenn der heit're Sternenkranz
Flimmert sanft im Abendglanz,
'Denk' ich: Gott! wie groß bist du!

Und über Leiden und Mißgeschick weiß er sich hinwegzusetzen:

Ja — du lohnest hier die Deinen
Nicht mit eitlem Erdenglanz —
Nein, du reichst der gold'nen Tugend
Oben ihren Myrthenkranz.

Bald war der Ruf des kleinen Poeten aus der Zelle P. Hugos durch das Stift gedrungen. Man zweifelte aber noch, ob er die Gedichte, die er niederschrieb, selbst verfertige, ob er nicht vielleicht nur Eingelerntes zu Papier bringe. Um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, sperrte ihn eines Tages der Stiftsdechant Joseph Schmid unvermuthet zu sich ins Zimmer und gab ihm ein Thema, das er in gebundener Rede bearbeiten sollte: nämlich ein Gebet um die Erfüllung der allgemeinen Anliegen der Menschheit. Der Knabe, damals Schüler der dritten Grammatikalklasse, besann sich nicht lange, griff zur Feder und schrieb in Gegenwart des Dechants in einem Zuge folgendes Gedicht nieder:

Demuthsvoll will ich nun flehen,
Voll Vertrau'n und Zuversicht.
Herr! Laß mein Gebet geschehen
Und verlaß die Deinen nicht!
Gieb mir, daß stets fest ich glaube,
Was der Gottmensch uns gelehrt,
Daß mein Blick sich heb' vom Staube
Zu dem Thron, der ewig währt,
Und daß stets mit reinem Herzen
Ich dir diene lebenslang! — —
Und wenn mein Gebet in Schmerzen
Deinen Wolkenthron durchdrang,
Sende Kraft und Stärke wieder
Segnend her ins wunde Herz,
Steig' dein Engel zu uns nieder,
Tilge tröstend unsern Schmerz! —
Ferner schenk, o Herr, auch Denen,
Die nicht seh'n des Glaubens Licht,
Deine Gnade! Reuethränen
Sieh' mit mildem Angesicht.
Spende auch mit milden Händen
Segen unsrer Obrigkeit,
Die von uns Gefahren wenden
Wachend für die Sicherheit.
Und für Jene, die uns leiten
Auf des Heiles Pfad zu dir,
Deine Wahrheit zu verbreiten,
Beten auch mit Inbrunst wir.
Daß ihr Wort und Beispiel leuchte,
Daß kein Schäflein sich verirrt,
Und ihr Licht den Pfad beleuchte,
Der zu dir — (im Himmel) — führt![1]

---

[1] Dieses Gebet in Versen wurde auf Befehl P. Ferdinands dem gemeinsamen täglichen Morgergebete der Sängerknaben angefügt.

Nach dieser glänzend bestandenen Probe schwand natürlich jeglicher Zweifel und alles Mißtrauen. Die Lehrer des Kleinen begannen sich Hoffnungen für seine Zukunft hinzugeben, und einer aus ihnen, Wilhelm Pittner,[1] gewann den Knaben trotz seiner Verschlossenheit doppelt lieb und ließ ihn während der Ferienmonate auf sein Zimmer kommen, um ihn in den Kenntnissen des Französischen zu vervollkommnen. Gemach veränderte sich ihm gegenüber auch der gestrenge P. Ferdinand: er erzeigte sich duldsam in poetischen Dingen und zog den kleinen „Rupert" manchmal sichtlich den übrigen Sängerknaben vor. Bei festlichen Gelegenheiten im Stifte — Namenstagen, Geburtstagen — wurden bald die Festwünsche des Kleinen, die sich mitunter als kunstvoll gedrechselte Akrostichen repräsentirten, gerne gesehen.[2] Von Fremden, die dann bei solchen Gelegenheiten ins Stift kamen, wies man auf den schüchternen Knaben wie auf eine Stiftsspezialität mit Humor und Stolz, und mehr als einmal wurde ihm von den Gästen anerkennend auf die Achsel geklopft.

Eine Aufmunterung ganz besonderer Art aber sollte dem dichtenden Bürschchen in seinem Geburts-

[1] Dr. Wilhelm Pittner (geb. 1821 zu Budweis), mit dem von Hamerling auf Seite 70 der „Stationen" erwähnten P. Wilhelm identisch (vergl. auch „Tagebuch meiner Heimathreise", 7. Sept.), ist gegenwärtig nach langjähriger Thätigkeit als Professor am Gymnasium in Wiener-Neustadt Senior des Stiftes Zwettl und hält das Andenken an seinen größten Schüler, den „guten kleinen Rupert" — wie er ihn nennt — in hohen Ehren: „Ich bewahre", so schreibt er mir, „sein Andenken, bis mein Auge bricht."

[2] Diese Glückwunschgedichte aus der Zwettler Klosterzeit — im Nachlasse sämtlich noch vorhanden — gäben, gesammelt, ein ganz stattliches Glückwunschbüchlein.

orte zu theil werden. Etwa dreizehn Jahre alt — hatte er einmal vom Stifte aus den Bruder seines Vaters — den „Onkel Leopold", in Kirchberg am Walde besucht. Im Hause seines Oheims wohnte unter anderem auch ein Fräulein — Johanna von Hermannsfeld —, welches die Stelle einer maîtresse de harpe der französischen Prinzessin Luise (Tochter der Herzogin von Berry) bekleidete: — das Schloß in Kirchberg am Walde gehörte nämlich dem entthronten Könige Karl X. von Frankreich und seiner Familie — „angeschossenes Edelwild sucht die Einsamkeit" — und ein zahlreiches Gefolge wohnte in und um Kirchberg.[1] Bei Gelegenheit nun des Besuches des Kleinen bei seinem Oheim kam der Harfenmeisterin das Gedicht „Das Dasein Gottes" in die Hände. Sie war über dasselbe entzückt, mochte aber nicht recht glauben, daß ein so junger Knabe solches zu stande brächte. Sie gab ihm daher, gleich dem Dechant von Zwettl, ein Thema auf — er solle Gedanken und

[1] Der 280 Joch große Thiergarten, der zum Schlosse gehört, hatte Herzog Blacas veranlaßt, das Schloß für den Jagdliebhaber Karl X. zu kaufen, der es in der That mit seiner Familie bezog. Zahlreiche Mitglieder der Königsfamilie, darunter auch der Herzog von Angoulême und Gemahlin (Tochter Louis XVI.), bevölkerten mit ihrem Gefolge damals Kirchberg; und auch nach dem Tode Karls X., der im Winter 1836 in Görz an der Cholera starb, dauerte der Zuzug der Bourbonen und Orleanisten nach Kirchberg fort. Es dürfte hier von Interesse sein, auf ein steinernes Kreuz hinzuweisen, das sich nächst Kirchberg auf dem Wege zwischen Pärbach und Schrems erhebt: während einer Jagd hatte sich an dieser Stelle Graf Chambord bei einem unglücklichen Sturz vom Pferde den Fuß gebrochen, und wurde zum Gedächtniß an dieser Unglücksstelle eben jenes Kreuz errichtet, das noch heute recht gut erhalten ist. — Gegenwärtig gehört das Kirchberger Schloß dem Gutsbesitzer Fischer von Ankern; doch birgt es noch jetzt zahlreiche Erinnerungen an die Bourbonenfamilie. (Vergl. Tagebuch meiner Heimathreise, 10. Sept.)

Gefühle eines armen verlassenen Kindes in Versen schildern. Rasch hatte „Rupert“ das Thema gelöst und übergab dem Fräulein das nachfolgende Gedicht:

Das verlassene Kind.

Erster Kindheit frohe Tage,
Längst entfloh'nes Glück!
Meines Herzens stille Klage
Ist mein Thränenblick.

Nur des Schmerzes bitt're Leiden
Fühlet nun mein Herz.
Ach! es lindern nimmer Freuden
Meinen tiefen Schmerz.

Nicht verlassen nur von Allen,
Was mir theuer war: —
Duld' ich fremder Launen Qualen,
Aller Freuden bar.

An der Seite meiner Lieben
Fand ich stilles Glück.
O, wie denk' ich oft mit trüben
Sinn an sie zurück!

Nur in jenem Freudenthale,
Wo ein Güt'ger thront,
Der einst seine Treuen alle
Nach Verdienst belohnt,

Ist der Ort, wo bitt're Thränen
Nimmermehr man weint,
Der mich dann mit allen Denen,
Die ich liebte, eint.

Zügeln will ich, Gott vertrauend,
Meiner Thränen Lauf,

Und ich blicke, auf ihn bauend,
Trostesvoll hinauf.

Und ich dank' ihm für die Gabe
Fester Zuversicht;
Wer sich stärkt an dieser Labe,
Der verzaget nicht.

Find' ich euch, ihr theuren Lieben,
Auf der Erde nicht,
Find' ich euch im Jenseits drüben,
Wenn mein Auge bricht!

Finde ich das Ziel der Leiden
Auf der Erde nicht,
Find' ich doch die reinsten Freuden,
Wenn mein Auge bricht.

Das Fräulein zeigte dies Gedicht der Prinzessin Luise, die es las und hierüber so gerührt wurde, daß sie die Mutter des kleinen Poeten „Ein glückliche Mutter!“ nannte.[1] Sie machte sich auch — von den traurigen materiellen Verhältnissen des Knaben unterrichtet — anheischig, ihn während seiner weiteren Studienlaufbahn zu unterstützen.[2]

---

[1] Das Gedicht vom „Verlassenen Kinde“ erhielt durch jenes Urtheil aus fürstlichem Munde ein ganz besonderes Ansehen. Nicht nur, daß es handschriftlich im Stifte Zwettl verbreitet ward — der Ruf des dichtenden Sängerknaben, dessen Reime den Beifall einer Prinzessin gefunden, drang nunmehr auch außerhalb der Mauern des stillen Monasteriums. (Vergl. u. a. „Meine Ferien in der Heimath 1851, 9. September, in „Lehrjahre der Liebe“, S. 78 ff.) — Auf Wunsch der Prinzessin hat dann der Kleine „Trostgründe im Unglück“ verfassen müssen, mit denen es, wie er später erfuhr, auf einen Wettstreit mit dem Schloßkaplan in Kirchberg abgesehen war, der dasselbe Thema französisch ausarbeitete! Den Preis der Anerkennung erhielt unser Kleiner.

[2] Doch blieb's, wie in so vielen ähnlichen Fällen, nur beim Versprechen. Mit Ausnahme eines Anzuges, den der Kleine erhielt, geschah für ihn von

Inzwischen war der Knabe vierzehn Jahre alt geworden; nur noch wenige Monate, und es hieß Abschied nehmen vom Stifte Zwettl. In einer an seinem vierzehnten Geburtstage geschriebenen Betrachtung zeichnet der Knabe seine bangen Gefühle angesichts des nahenden Eintrittes in das bunte Treiben der Welt. Diese Betrachtung lautet:

„Hier, wo die stille majestätische Feier der hehren Natur fühlende Herzen zu ernsten Betrachtungen stimmt, hier, wo mich Einsamkeit und Abend still und feierlich umfängt, wo der Teppich der schönen Natur im bunten Farbenwechsel, vom letzten Strahle der scheidenden Sonne vergoldet, vor meinem trunkenen Blicke in hehrer Pracht sich aufrollt, hier, wo die süßen Melodien flötender Sänger verstummen und nur der kühlende West durch die Blumenmatten rauscht und den dunklen Hain durchsäuselt, wo die Außenwelt stille schweigt und kein Laut sich ringsum reget, da werden Gefühle im Innersten reger, da kehret das Herz sinnend zurück zu sich selbst, staunt hinaus in unbegrenzte Fernen, staunt und bewundert, denkt der unenträthselten Zukunft, sinnet vergangener Zeiten.

„Und das will auch ich! das will ich; heute, wo vierzehn Mal bereits diese Flur um mich ergrünte; das will ich heute, am Jahrestage, wo der Schöpfer

---

dieser Seite aus **nichts.** Die Prinzessin war kurze Zeit vor dem Austritte des Knaben aus dem Stifte nach Frohsdorf übersiedelt, vermählte sich dann mit dem Herzoge von Parma, und als sie ein Jahr darauf in Mutterarmen einen kleinen Roberto wiegte, hatte sie schon völlig vergessen auf den bleichen, armen Sängerknaben, der einst Robert Hamerling heißen sollte für eine Welt.

mich liebevoll ins Leben rief —, das will ich! Erinnerungen an verflossene frohe Tage, Erinnerungen der heiteren Tage der Kindheit mögen an meiner Seele vorübergleiten, mögen meinen Sinn erfassen, wie der Nachhall verklingender Saiten leiser und leiser ans horchende Ohr schlägt.

„Der heutige Tag bringt mich näher dem reiferen Alter des Jünglings, näher der Erkenntniß, näher der Welt, näher dem Ziele des Lebens. Bisher lag die bunte Welt mit ihren Reizen, mit ihren Labyrinthen und Irrgängen, mit ihren süßen Freuden unenthüllt vor mir. Er lag vor mir, der ewige Schauplatz des Schaffens und Schwindens, das bunte Theater, wo Jeder seine Rolle spielt und in mannigfaltigen Gestalten auftritt, zuletzt aber hinter den Koulissen zurückkehrt, von denen er ausging, um seine Larven abzuwerfen und seinen wahren Charakter wieder anzunehmen. — Sie lag unenthüllt vor mir, diese bunte Welt; o! dürfte ich sie nimmermehr erkennen, o! brächte kein Tag mich ihrer Enthüllung näher, o! könnte ich wie in schuldloser Kindheit unentweiht durch meine Lebenspfade wallen; — doch der Mensch, dies gottähnliche Geschöpf, ist für höhere Ziele bestimmt, der Mensch lebt nicht allein für sich, er lebt auch für seine Brüder. Deshalb will ich denn getrost und muthig mich hinausbegeben in den bunten Weltenmarkt —, will gewärtig sein der Rolle, die der Lenker unseres Schicksals mir übertragen wird.

„Aber wer ist wohl mein Führer, da ich nun heraustreten soll aus den unumwölkten Tagen? Da ich

hinaustreten soll in eine Welt, wo nur zu oft Trug und Verderben hinter Blumen lauern, wo der feurige und oft unbesonnene Jüngling so leicht auf dem steilen Pfade fehltritt! — Wie anders ist dies freilich in den Tagen schuldloser Kindheit! — Wonne lullt das Kind in sanften Schlummer, Wonne streut ihm auch beim Erwachen aus süßen Träumen Rosen entgegen. Dem ungetrübten Sinne sind die Fluren reizender, klarer eilt der helle Bach voll spielender Fischchen ihm durch beblümte Auen hin; der süße Zauber reiner Freuden rühret unbewußt sein Herz, das sich kaum noch fühlet.

„Wer also ist mein Führer auf dem klippenvollen Wege nun, da die Zeit anders geworden? Wer ist mein Retter denn, wenn ich auf meinem Pfade wanke — der mich aufrichtet, wenn ich ermüdend sinke — der liebend mich zurücke ruft, wenn ich einst verirrte? Der mir den Weg zeigt, der mich bekannt macht mit dem, was mir Verderben bringt? — Der als Freund mich warnt vor dem gefährlichen Wirbel, der den Unvorsichtigen schnell in bodenlose Tiefen hinabschlingt? — —

„Das sei du mir, heilige Tugend, du herrlichste Zier gottähnlicher Geschöpfe; kostbarster Juwel in der Krone der Unsterblichkeit, mit der der erhabenste Schöpfer sein Ebenbild krönte! Das sei du mir, heilige Tugend! Leite du mich, vereint mit dem mahnenden Richter im Innern! Dessen schwingende Mahnung sei dein Zuruf mir; an dich will ich fest in jeder Lage meines Lebens halten, und getrost will ich mich wagen auf den steileren Pfad; getrost und muthig will ich

hinaufstreben auf der steilen Bahn, du heilige Tugend! Dorthin, wo des Lebens schönster Lenz neu beginnt und dauernd währt, wo die Myrthenkrone der Vergeltung ewig die Häupter deiner Verehrer schmückt."

Ergriff den Knaben auch angesichts des nahen Scheidens aus der Stille des Klosters wehmüthig-bange Empfindung: — in seinem Innern überwog doch das Gefühl der Freude, wieder bald zu seinen geliebten Eltern zu dürfen und dann dauernd mit ihnen vereinigt bleiben zu können —; waren diese ihm ja bereits vorausgeeilt in die Großstadt, woselbst sein Vater aus dem Dienste des Baron Geusau in den eines Freiherrn von Pidoll getreten war und seine Mutter durch Näharbeit ein besseres Fortkommen zu finden hoffte, als in Groß-Schönau.

Durch vier Jahre war der Kleine getrennt von seinen Eltern. Es war ihm nur vergönnt gewesen, besuchsweise sie zu sehen und zu sprechen. Und auch das nur selten. So verlangte es die strenge Regel des Alumnats. So suchte er denn einige Entschädigung, indem er zur Feder griff, seinen Eltern Kunde zu geben von seiner getreuen kindlichen Liebe. Nicht ohne Rührung wird man die schlichten, treuen Briefe lesen, die sich in Hamerlings Nachlaß gefunden und die er als Sängerknabe des Stiftes Zwettl in den Jahren 1842—1844 an seinen Vater und seine Mutter gerichtet.[1]

---

[1] Der Abdruck dieser nun folgenden Briefe geschieht in der Reihe, wie sie vom Dichter selbst noch zusammengestellt wurde. Die Briefe fanden sich nämlich im Nachlasse in Umschlag geheftet und auf diesem von des Dichters

Stift Zwettl, am 4. März 1842.

Theuerste Mutter!

Mit Freude kann ich Ihnen berichten, daß ich vor kurzem eine halbjährige Prüfung gemacht habe, die sehr gut ausgefallen ist. Ich habe dabei folgende Klassen erhalten.

Religion: — eminenter (sehr gut).
Lateinische Sprachlehre: — eminenter.
Erdbeschreibung: — eminenter.
Österreichische Geschichte: — eminenter.
Arithmetik oder Rechenkunst: — ad eminenter (= etwas weniger als »eminenter«.)
Sitten: — eminenter.

Ich hoffe, durch diese Klassen mir Ihre Zufriedenheit verdient zu haben; ich war voll Freude, als mir dieselben bei der Prüfung vorgelesen wurden — und als mich der Herr Prälat ermahnte, meinen Fleiß nicht zu vermindern, sondern so fortzufahren. Aber nicht nur im Fleiße allein will ich so fortfahren — mein fester Vorsatz ist es, immer besser, immer sittlicher Gott und guten Menschen gefälliger zu werden, meine Kräfte mit dem göttlichen Beistande vereint zu Ihrer Freude und zur Freude meiner Vorgesetzten, aber auch zum Heile meiner Seele zu verwenden. Das Talent, das Gott mir als kostbares Gut gab, will ich nicht vergraben; ich will es hervorziehen an das Licht und es höher als Reichthum, als äußere Ehre und Glück schätzen. Und wenn ich so an mein vorgesetztes Ziel gelangt bin, wenn ich Jedem gute Zeugnisse zeigen kann, wenn mir mein Gewissen sagt, daß ich, der irdischen Dinge vergessend, meine Zeit zu nützlichen Kenntnissen verwendet habe, wird nicht schon dadurch mir eine Krone aufgesetzt, die zwar nicht von Gold, doch von einem weit edleren, unvergänglichen Metalle und

---

Hand die Ueberschrift: „Briefe an meine Eltern aus den Jahren 1842—1846, meinem zwölften bis sechzehnten Lebensjahre.“ Die Reihenfolge ist so ziemlich chronologisch; bei einigen Briefen fehlt freilich die Angabe des Datums.

mit den schönsten und wertvollsten Edelsteinen geziert ist? ... Was soll mich übrigens auch abschrecken, diesem Ziele zu folgen ... Dann denk' ich, wenn Sie am Sterbebette liegen: „Sieh, kein Fluch entschwebet ihren seligen Mienen, der dich verfolgen soll, nur mit segnender Hand, mit lächelnder Miene krönet sie dich!" Dann werd' ich getröstet vom Sterbebette gehen, wenn Ihr Geist verklärt sich schon in den Reichen der Seligen findet! O welch' eine selige Stunde müßte das sein! Beten Sie für mich zum Herrn! Er wird unser vereintes Gebet erhören und uns verleihen, was unser sehnlichster Wunsch ist.

In dieser Hoffnung ende ich mein Schreiben; möchte doch nie desselben vergessen

Ihr dankbarer Sohn

Rupert Hammerling

principista.

Wiewohl diese Schrift nicht viel beweiset, so muß ich doch gestehen, daß Rupert, wenn er so fortfährt, meine volle Zufriedenheit sich zueignen wird.

Ferdinand, praefectus alumn.

* * *

Stift Zwettl am 29. Juli 1842.

Theuerste Eltern!

Mit Sehnsucht erwartete ich von Ihnen einen Brief, welcher mir von Ihrem Befinden nähere Nachricht geben sollte. Wirklich empfieng ich einen Brief, aber er befriedigte meine Neugierde nicht ... Haben Sie daher die Güte und schreiben Sie mir sobald es sein kann. Indeß kann ich Ihnen in diesem Briefe keine gerade unwichtige und unerfreuliche Nachricht schreiben. Den 26. Juli hatten wir unsere Prüfung gehabt, in welcher ich folgende Classen empfieng: Religio: eminenter; Grammatik: eminenter; Geographia et Hist. eminenter; Arithmetica: ad eminenter. Wie ich glaube, habe

ich ihren Wünschen ziemlich entsprochen. Aber ich werde im folgenden Jahre mich noch mehr bestreben, um mir auch in der Arithmetik die »eminente« Classe zuzueignen; dieses ist mein ernster, aufrichtiger Wunsch, den ich Ihnen, bis ich denselben Ihnen mündlich darbringen darf, — nur schriftlich darbringe. Ich befinde mich jetzt also in den Ferien und hoffe, wenn ich mir anders durch Classen und Sitten der letzteren Zeit die Gunst meines Vorgesetzten erworben haben sollte, bald die Erlaubnis zu erhalten, sie auf einige Wochen besuchen zu dürfen. Dieses wird aber schwerlich vor dem Bernardifeste geschehen können, weil bei demselben Alle versammelt sein müssen.

Was meine Gesundheit betrifft, so bin ich jetzt vollkommen gesund und ich hoffe und wünsche auch von Ihnen dasselbe. Schreiben Sie mir wieder bei der nächsten Gelegenheit, und wenn sich diese nicht findet, auf der Post.

Ich verbleibe Ihr dankbarster Sohn

Rup. Hammerling,
Studiosus.

* * *

Zwettl 6. Octob. 1842.

Verehrtester Vater!

Ich wünsche Ihnen zu Ihrem Namensfeste, Alles was nur immer ein Kind, in dessen Herzen das Gefühl der Dankbarkeit und kindlichen Liebe nicht erlosch, seinem guten Vater wünschen kann. Der allmächtige Gott allein kann Ihnen Ihre Liebe, Ihre Güte, Ihre Aufopferungen lohnen; ich kann nur mit Herzlichkeit danken. Ich will Ihnen nicht Etwas bestimmtes wünschen; Gott wird Ihnen gewiß das Beste geben, um dieses will ich Ihn täglich bitten.

Ich bin Gottlob gesund und hoffe es auch von Ihnen Ihren Brief habe ich empfangen — ich hatte viele Freude

darüber. Ich freue mich schon auch auf die künftigen Ferien, obwohl noch ein Jahr dazwischen liegt.

Heuer ist es auf den wohlgemeinten Beschluß des Herrn Praefecten unterblieben, daß ich Sie besuchte, weil wir Ihren Stand und Ihr Befinden nicht wußten und er Sie nicht des Geldes, das Sie auf mich verwenden würden, berauben wollte. In den künftigen Schuljahren werde ich Ihnen Freude zu machen suchen, damit ich mich mit Recht nennen kann

Ihren dankbarsten Sohn

R. Hammerling.

* * *

Den 24. November 1842.

Theuerste Eltern!

Ich habe Ihren Brief sammt allen Geschenken Ihrer Güte richtig empfangen. Ich habe sehr viele Freude darüber gehabt, und danke Ihnen mit kindlich dankbarem Herzen dafür. Besonders hat mich Ihr Wohlsein, das Gott Ihnen auf immer erhalten möge, erfreut. Ich selbst bin mit Gottes Gnade gesund und befinde mich auch übrigens wohl. Seit der Zeit, in der ich Ihnen das Letztemal schrieb, hat sich für mich Wichtiges zugetragen; und dieses ist der Tod unsers hochw. Herrn Professors, welcher der hochwürdige Herr P. Benedict, den Sie kennen werden, der Sohn des Bäckers in Schweiggers war. Jetzt hat uns zu unserer aller großen Freude der Herr Präfect selbst übernommen, und es ist unser aller aufrichtiger Vorsatz durch Fleiß und gute Sitten Ihm für seine Güte und Aufopferung den innigsten Dank zu bezeigen.

Es ist nun schon eine geraume Zeit, daß ich Sie von meinen Sitten und meinem Fleiße nicht benachrichtigt habe. Damit Sie nun wieder davon bestimmte Nachricht empfangen, so habe ich den hochwürdigen Herrn P. Ferdinand gebeten, er

möchte die Güte haben und selbst am Ende dieses Briefes die wichtige Anmerkung beisetzen.

Der hochwürdige Herr P. Ambros läßt Ihnen seinen Gruß melden und ich schließe nun — die Eröffnung meines heißen Gefühles von Dank und kindlicher Liebe gegen Sie wiederholend — meinen Brief und bleibe

mit Hochachtung
Ihr dankbarster Sohn
Rupert Hammerling
Grammatista 1842.

Rupert hat das vorige Jahr zu meiner Zufriedenheit vollbracht und bis jetzt bin auch die wenigen Wochen, während welchen ich ihn unter meinen Händen habe, ganz gut zufrieden; ich wünsche nur, daß er so bleibe; dies berichtet Ihnen in Kürze sich bestens empfehlend

Ihr aufrichtiger
P. Ferdinand, praefect.

* * *

Den 25. Februar 1843.

Theuerster Vater!

Mit unbeschreiblicher Freude vernahm ich am Ende der Prüfungen bei der öffentlichen Verlesung der Classen, daß ich durchaus eminenter erhalten habe. Sie werden sich wohl denken können, daß dieses dem hochw. Herrn Pater Ambros nicht wenig Freude gemacht hat und ich glaube, daß es auch Sie nicht weniger freuen wird. Mit denselben Classen hoffe ich Ihnen auch am Ende des II. Curses Freude zu machen, wonach mein stetes Bestreben gerichtet sein wird. Ich bin Gottlob gesund und wünsche es auch von Ihnen. Haben Sie die Güte und schreiben sie mir wieder bei nächster Gelegenheit, wie es Ihnen geht; ihren Brief habe ich durch den Prälatenbedienten richtig erhalten. Sonst habe ich Ihnen nicht neues zu schreiben; ich verbleibe

mit Hochachtung
Ihr dankbarer Sohn
Rupert Hammerling.

* * *

Stift Zwettl am 22. Juny 1843.

Theuerste Eltern!

Mit Freude melde ich Ihnen etwas, was Sie nicht weniger als mich in Freude versetzen wird. Und dieses ist, daß mich der hochwürdige Herr Präfect am 19. Juni zum Aufseher der Übrigen auserwählte. Ich trat mein neues Amt mit dem aufrichtigen Vorsatze, für Ordnung und Ruhe so viel als möglich zu sorgen und mit dem Gebete zu Gott an, daß er mir seine Gnade dazu schenke, damit ich mich recht lange der Gewogenheit meines hochw. Vorgesetzten, der sich stets liebreich meines Wohles annimmt und es mir an keiner Gelegenheit, die ich zu meiner Ausbildung oder zu meiner moralischen Besserung benutzen kann, fehlen läßt, und ihrer väterlichen und mütterlichen Liebe erfreuen könne.

O! könnte ich Ihnen doch fortwährend und mit jedem Briefe solche erfreuliche Nachrichten bringen! Durch Fleiß und gute, unverdorbene Sitten, der schönsten Zierde eines Jünglings, hoffe ich es bewirken zu können. Denn ich weiß, daß es Ihre größte Freude ist, Ihren Sohn, der Sie so innig liebt, rechtschaffen, fleißig und was die Folge davon ist, glücklich zu sehen. Soll ich also es unterlassen, Ihnen diese Freude im vollsten Maße zukommen zu lassen? Und ist es denn nicht auch meine Pflicht, umsovielmehr da mir Gott die erforderlichen Talente nicht versagte? Ich werde es mir daher zur ersten Pflicht machen und mir als das Ziel meines Wirkungskreises vorstecken. Wie ich bisher mein Versprechen hielt, wird Ihnen die ganzjährige Prüfung, die am 19. Juli in Krems erfolgen wird zeigen.

Indessen verbleibe ich

mit Hochachtung

Ihr stets dankbarster Sohn

Rupert Hammerling.

Vom hochw. Herrn Oheim P. Ambros einen Gruß an Sie.

Inniglich würde es mich freuen, wenn mein lieber Rupert immer bei diesen Gesinnungen und guten Vorsätzen bleiben würde und ja nie von selben abweichen möchte. Nehmen Sie diesen herzlichen Wunsch von

Ihrem Freunde

Ferdinand.

* * *

Stift Zwettl am 25. Juli 1843.

Theuerste Eltern!

Mit inniger Freude ergriff ich vor einem Monate die Feder, um Ihnen eine erfreuliche Nachricht zu bringen. Aber nicht minder erfreulich wird für Sie theuerste Eltern, die Nachricht sein, die ich Ihnen mit diesem Briefe melde. Und dieses ist die erfreuliche und glücklich beendigte Prüfung für dieses Schuljahr. Mir wurde in allen Gegenständen die Note der Eminenz zu theil. Wie groß meine Freude war, als ich es selbst in meinem Zeugnisse las, können Sie Sich nicht vorstellen. Der hochwürdige Herr Onkel bezeigte mir auch sein Wohlgefallen daran, durch ein ansehnliches Geschenk, das er mir machte, als ich ihm mein Zeugnis zeigte und zwar mit der Ermahnung in Zukunft ja von meinem Fleiße nicht nachzulassen, was auch mein ernster Vorsatz ist; denn nur dadurch hoffe ich ihm, als meinem wohlwollenden Gönner, die vielen Wohlthaten vergelten zu können, die mir aus seiner gütigen Hand zufließen; nur dadurch hoffe ich meinem liebevollen Erzieher und Lehrer die viele Mühe und Aufopferung die ich mit stets dankbarem Herzen erkenne und erkennen werde, einiger Maaßen zu versüßen; nur dadurch hoffe ich Ihnen theuerste Eltern, meinen wärmsten Dank zu bezeigen für alles das Gute, was Sie mir angedeihen lassen, für all' die Mühe und väterliche Sorge für Ihre liebevolle Pflege ja nur dadurch hoffe ich mich selbst zu einem tauglichen Gliede der menschlichen Gesellschaft zu bilden und mein zeit liches und ewiges Glück zu gründen mit der Gnade des all

gütigen Vaters, der mit der reinsten Vaterliebe auf jedes Menschenkind herabsieht und mir seine Gnade schenke meinen Ihnen gemachten Vorsätzen treu zu bleiben.

Ich verbleibe mit Hochachtung

Ihr dankbarster Sohn

Rup. Hammerling.

Nehmen Sie nebst meinem herzlichen Gruße die Versicherung, daß ich mit Ruperten noch immer zufrieden bin, ich wünsche, daß er immer so bleiben möge. Ferdinand, Praef.

* * *

Stift Zwettl am 2. August 1843.

Theuerste Eltern!

Ich habe es der Güte des Herrn Präfecten zu danken, daß ich dieses Jahr noch im Kloster bleiben darf, indem ohnehin schon drei Sängerknaben ausgetreten sind, welche, obgleich sie tauglicher waren, als ich, entlassen worden sind. Der Hr. Präfekt hat aber zugleich beschlossen, keinen Sängerknaben mehr auf Ferien gehen zu lassen. Es würde also umsonst sein, wenn Sie an ihn schreiben wollten. Ich werde es doch noch dieses Jahr aushalten können, ohne Sie zu sehen; freilich wäre es mir und Ihnen lieber; aber wenn es schon nicht sein kann, bin ich zufrieden, wenn ich Sie nur gut versorgt weiß. Ich habe durch den Herrn Vetter in Schweiggers vernommen, daß Sie, liebste Mutter, willens seien, mich zu besuchen. Dieses würde für mich, wie Sie sich denken können, eine unaussprechliche Freude sein. Dienstag, den 1. Aug. war ich in Schweiggers bei der Hochzeit der Linnerl mit dem hochwürdigen Herrn Onkel, der beim Herrn Präfecten die Erlaubnis, daß ich mitfahren durfte, auswirkte. In Schweiggers fanden wir auch die Schönauer-Familie und überdieß noch viele Freunde und Bekannte beim frohen Feste versammelt. Mich erfreute besonders die liebevolle Auf-

nahme, die ich fand und die Herzlichkeit, mit der sich alle gegen mich betrugen; sie sahen mich für Sie an, und ich war auch wirklich an Ihrer Stelle dort.

Zuletzt, theuerste Eltern, hätte ich noch eine Bitte an Sie. Ich brauchte nämlich sehr nothwendig ein Paar Hosen und wenn es sein könnte, auch eine Weste. Ich glaube, es wird vom Vater doch etwas abgetragenes übrig sein und baue auf Ihre Güte, daß Sie mir meine Bitte nicht abschlagen werden. Das Maaß würden Sie an einem andern nehmen, der meine Größe hat. Ich kann Ihnen keine nähere Auskunft sonst geben, als daß sie denken müßen daß ich ziemlich viel gewachsen bin.

Ich verbleibe Ihr dankbarster Sohn

Rupert Hammerling,

synt. stud.

* * *

Den 1. October 1843.

Theuerster Vater!

Die Gelegenheit Ihnen, theuerster Vater, die Gefühle meines innigsten Dankes kundzuthun, glaube ich an dem Tage Ihres Namensfestes gefunden zu haben. Ich bin zu unvermögend Ihnen, Theuerster Vater, alles das, was ich Ihnen wünsche und um dessen Erfüllung ich täglich den Allgütigen bitte, mit Worten auszudrücken. Es möge Ihnen daher das Wenige, das ich so innig fühle und so heiß wünsche, genügen, Sie von meinem Gefühle des innigsten Dankes zu überzeugen. Nicht Reichthum und eitle Dinge der Erde, vergänglich wie die verwelkliche Blume wünsche ich Ihnen — auf Ihr wahres Heil bedacht. Der Herr segne Sie mit unvergänglicheren Gütern und verleihe Ihnen am Ziele Ihres Lebens die Krone der Tugend. Er, der Allgütige, möge das tägliche Flehen Ihres dankbaren Sohnes erhören und segnen und schenke auch mir die Gnade, recht viel zur Ver-

süßung Ihrer irdischen Lebenstage, deren Ende und Ziel noch recht ferne sein möge beitragen zu können. Dies ist der Wunsch, das ist der aufrichtige Erguß eines dankbaren Herzens, dem ich nur noch die Bitte beizufügen wage, mir ihre väterliche Liebe nicht zu entziehen und noch recht lange ein liebevoller Vater zu sein

an Ihrem
dankbarsten Sohne
Rup. Hammerling,
synt. stud.

* * *

Theuerste Eltern!

Beim Beginne eines neuen Jahres wird in mir die Erinnerung an die Vorfälle des vergangenen lebhafter als sonst; diese zeigen sich mir wie im klaren Spiegel. — Lebhaft wird deshalb, Theuerste! meine Erinnerung an all das Gute, was aus Ihren milden Händen kam; lebhafter wird diese Erinnerung, heißer wird mein Dankgefühl und Thränen der Rührung und des Dankes entquillen dem Auge, und meine Lippen strömen von den Gefühlen meines Herzens über, Gebete, ja heißes Flehen zum Himmel schickend. — Mit Inbrunst flehe ich zum gütigsten Vergelter, daß er das lohne, dem ich nur Dankgefühle zu zollen vermag. Nie trübe ein Mißgeschick des Lebens Wonne; Gesundheit, Glück, Freude und Zufriedenheit seien Theuerste Ihre steten Begleiter. Dies erflehe ich heute von dem Allgütigen und Er wird das Gebet, das ein dankerfülltes Herz zu seinem Throne sendet, erhören.

Doch auch selbst will ich stets zu Ihrer Freude und Zufriedenheit beizutragen mich bestreben; Fleiß und untadelhaftes Betragen sey mir eine süße Pflicht, weil ich weiß, daß Sie, theuerste Eltern, in dem Betragen Ihres Sohnes, nur Ihre Freude finden.

Mit diesem Versprechen wage ich es, Ihnen noch die Bitte um ihre fernere Huld und Gewogenheit vorzulegen, die Ihre edle Vaterliebe nicht versagen wird

Ihrem dankbarsten Sohne

Rupert Hammerling,
synt. stud.

Ich vereinige meine Wünsche mit den Seinigen und besonders den, daß Rupert so bleibe, wie er ist.

Ihr
Ferd., praefectus.

* * *

Den 11. November 1843.

Theuerster Vater!

Sie werden mir verzeihen, daß ich Ihren Brief, bis jetzt unbeantwortet gelassen habe. Mir war derselbe beinahe unerklärbar, daß Sie mir in selbem berichtet haben, daß Sie in Hinsicht auf mein Verhältnis zu der kön. Familie in Kirchberg nicht im Reinen sind. Dies wundert mich um so mehr, da sowohl die ganze Sache keinem Zweifel mehr unterliegt und auch die Mutter vollständig davon unterrichtet ist, daß ich also glaubte, sie hätte Ihnen den ganzen Vorfall mit aller Genauigkeit berichtet. Da Sie es aber nun einmal von mir zu vernehmen wünschen, so will ich Ihnen das Ganze in Kürze berichten.

Ihr k. Hoheit die Prinzessin von der k. Familie in Kirchberg, durch die Lehrerin derselben über mich in Kenntnis gesetzt, versprach alles für mich zu thun, was ich zur Fortsetzung meiner Studien bedürfte; und daran dürfen Sie nicht zweifeln, da die Königin selbst davon in Kenntnis gesetzt und es auch mit aller Gewißheit versprochen wurde. Da ich aber für dieses gegenwärtige Jahr im Grunde nichts brauche, da ich das Nothwendige vom Stifte erhalte, so bekomme ich für heuer nichts als eine ganze Winterkleidung und einen Hut und ein Paar Stiefel, welches ich bis auf die Kleidung

schon erhalten habe. Das künftige Jahr aber, wo ich mich auch Sr. Hoheit der Prinzessin vorstellen soll, wird gänzlich für mich gesorgt, und ich erhalte nebst der Kleidung auch das Übrige, was ich brauche.

Dieses also, theuerster Vater, ist der ganze glückliche Vorfall, der gar keinem Zweifel mehr unterliegt, und ich glaube, daß er zu Ihrer Freude beytragen und Sie manchen Sorgen für mich entheben wird.

Haben Sie die Güte und schreiben Sie mir recht bald, damit auch ich über Ihre Gesundheitsumstände nicht im Zweifel sein darf.

Mit Hochachtung
Ihr dankbarster Sohn
Rupert Hammerling,
synt. stud. 1843.

* * *

Theuerste Eltern!

Haben Sie die Güte und schicken Sie mir mit der nächsten Gelegenheit mein französisches Wörterbuch; ich brauche es sehr nothwendig. Es befindet sich noch unter den Büchern, die Sie indeßen in Verwahrung haben, bis mir selbst das ersehnte Glück zu Theil wird, Sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen. —

Haben Sie auch die Güte und schreiben Sie mir, wie Sie hinuntergekommen sind, mich befremdet ohnehin schon Ihr Stillschweigen genug. Ich habe mir schon in Kirchberg selbst meine Winterkleidung anmessen lassen. Ich mußte vor der Abreise des königlichen franz. Hofes noch ein Gedicht machen, wozu der Herr Vetter Leopold eigens herausgehen mußte. Der Herr Pfarrer von Schweiggers nahm mich auf seiner eigenen Gelegenheit mit bis Schweiggers, und lud mich zum Frühstücke ein, und am anderen Tage ging ich von Schweiggers aus nach Kirchberg, wo ich ebenfalls mit Freuden aufgenommen ward und mit der gnädigen v. Hermannsfeld selbst sprach, die mir auch Bücher zum Lesen mitgab. —

Mein Befinden, theuerste Eltern, ist vollkommen gut. Es gibt keine größere Freude als denjenigen, die man lieb hat, und noch dazu in dem Grade, in dem ich Sie liebe, Freude machen zu können und, weil ich nun dieses vermag, so fühlt sich glücklich stets

Ihr dankbarster

Hammerling,

Synt.

Haben Sie auch die Güte und schicken Sie mir die Weste vom Herrn Vetter v. Kirchberg.

* * *

31. Jänn. 1844.

Theuerster Vater!

Ihren Brief vom 21. dieses Monaths habe ich erhalten und derselbe hat meine Sehnsucht, die ich empfinde, wenn ich mich in Ihre mir so angenehme und freudenvolle Gesellschaft etwas hineindenke oder mich an die Tage der Ferien die ich bei meiner lieben Mutter zugebracht habe, erinnere, einigermaßen gestillt. Nicht weniger freut es mich auch, Sie von meinem Zustande benachrichtigen zu können, und obgleich ich Ihnen keine richtige Neuigkeit zu berichten habe, so schreibe ich doch an Sie, weil mir schon die schriftliche Unterredung mit Ihnen das schönste Vergnügen gewähret.

Was mich betrifft, bin ich Gottlob! in ziemlich guten Gesundheitszuständen, was ich auch von Ihnen mit Zuversicht hoffe und was auch Ihr Brief zu meiner Freude bestätigt hat.

Zum neuen Jahre war ich ungemein viel beschäftigt; ich hatte nicht weniger als 19 Glückwünsche zu verfertigen, davon die Hälfte in Versen und zwar an Ihre Hoheit die Prinzessin mußte der Brief sogar bis Görz. Dem hochw. Herrn Prälaten überreichte ich gleichfalls einen Glückwunsch in Versen und da dieser, wie ich glaube, gute Aufnahme fand, so wagte ich es ihm die ganze Sammlung meiner Versuche

zu überreichen, die er ebenfalls geneigt aufgenommen, und auch mit nach Wien genommen hat. (Daß ich bei derlei Gelegenheiten sehr oft und lebhaft an Sie gedacht habe, das dürfen Sie nicht bezweifeln.)

Hier übersende ich Ihnen auch die verlangten beiden Gedichte, deren Sie in Ihrem Briefe Erwähnung thun.

Ferner schreiben Sie auch in Ihrem Briefe, was ich mit herzlichem Vergnügen gelesen habe, daß Ihnen die Mutter eine ungeheure Lehre mir zu schreiben aufgetragen hat. Mit Recht sagen Sie, wo Sie Papier und Feder hernehmen sollten, so viel zu schreiben; das glaube ich sehr gerne; den Inhalt aber von dieser weitläufigen Lehre nämlich „daß der Bub' brav werden möge" will ich mir schon zu Nutze machen.

Zuletzt habe ich noch eine Bitte an Sie. — Ich schrieb Ihnen schon vor langer Zeit, daß Sie die Güte haben möchten mir das französische Wörterbuch zu überschicken. Sie geben mir zur Antwort, daß ich dasselbe schon haben müßte, was aber unrichtig ist; ich merke daß Sie sich irren und halten das Wörterbuch für eine Sprachlehre, die Sie mir allerdings noch vor Ihrer Abreise nach Wien von Großschönau aus geschickt haben. Das Wörterbuch aber ist es nicht; dies befindet sich noch unter den Büchern, die ich zurückließ; zur näheren Unterscheidung vermag ich Ihnen nur diese Merkmahle anzugeben:

Das Buch ist ungefähr drei Finger dick, in mittelmäßigem Format mit steifem Deckel gebunden. Der Titel ist französisch und heißt, wenn ich nicht irre: »Dictionaire«. Der Druck ist ziemlich fein. Es besteht aus zwei Abtheilungen, von denen die eine zuerst ein französisches Wort, dann das deutsche hat, bei der zweiten Abtheilung aber immer zuerst das deutsche, dann aber das französische steht. — Die französische Grammatik, die auch noch unter meinen Büchern ist, brauche ich nicht, aber das beschriebene Wörterbuch bitte ich mir bei nächster Gelegenheit zu übersenden.

Schließlich mache ich Ihnen noch zu wissen, daß der hochwürdige Herr P. Ambros gegenwärtig und schon seit

langer Zeit wieder an seinen Gichtschmerzen leidet; ich besuche ihn öfters; er ist trotz seiner Leiden, die er geduldig erträgt, wohl aufgeräumt und guten Muthes.

Von der Verwandtschaft in Schweiggers sind, so viel ich weiß, alle gesund. Der Koppensteiner hat seinen Gruß von Ihnen ausgerichtet; auch der Johann hat mich erst unlängst besucht und mir gesagt, daß auch in Schönau Alle gesund sind. — Schreiben Sie mir recht bald, wie Sie sich befinden, und wegen des franz. Wörterbuchs.

Ich verbleibe mit Hochachtung
Ihr dankbarster Sohn
Rupert Hammerling,
Synt. stud.
1844.

* * *

Theuerste Mutter!

Den Tag, den Sie, theuerste Mutter als den Tag Ihres Namensfestes feyern, ist auch für das Herz Ihres, Sie so hoch schätzenden Sohnes ein Fest der dankbarsten Rührung kindlicher Liebe; und an diesem Tage steigt mein Flehen noch inniger, noch heißer empor bei der vollen Erinnerung an das, was Ihre mütterliche, mir ewig unvergeßliche Sorgfalt mir Unwürdigen gespendet hat. Gott lohne reichlich das, dessen Dank ich nur halb auszudrücken vermag; und mir gebe Er Kraft und Gnade, Ihren Wünschen gemäß und meinen Vorsätzen getreu durchs Leben zu gehen.

Dies und die Bitte um Ihre fernere Huld und mütterliche Liebe, sei das Wenige, doch so innig Gefühlte, was ich Ihnen, theuerste Mutter! für diesen, mir so wichtigen und festlichen Tag, kund geben wollte.

Ich verbleibe mit Hochachtung
Ihr gehorsamster und dankbarster Sohn
Rupert Hammerling.
Synt. 1844.

P. S. Ihren Brief sammt dem Wörterbuche habe ich richtig erhalten; und daraus ersehen, daß Sie, gottlob! gesund und zufrieden sind, was mir zur Freude gereichte; auch ich bin gesund, und habe nur den Wunsch, nach den Tagen der Trennung die lang ersehnten Tage des Wiedersehens recht bald herannahen zu sehen. Recht oft denke ich an Sie; an Sie und an die glücklichen Ferientage, die ich in Ihrer Gesellschaft verlebte. Vielleicht kommt Ihnen diese Sehnsucht, die mich fortwährend zu den geliebten Eltern hinzieht, geringer vor, als ich es glaube; jedoch wenn sie wüßten, wie sehr ich Sie liebe, so würden sie gewiß keinen Augenblick mehr daran zweifeln.

Haben Sie, theuerste Mutter, die Güte, und melden Sie meinem geliebten Vater, meinen innigsten Handkuß mit der Versicherung, daß ich stets mit Hochachtung bleibe sein gehorsamster und dankbarster Sohn Rupert.

* * *

Theuerster Vater!

Ihren Brief habe ich richtig erhalten, und daraus mit Freuden ersehen, daß es Ihnen wohl ergeht und daß Sie, theuerste Eltern! in bester Hoffnung der Zukunft recht glücklich und vergnügt leben. O! Gebe Gott, daß nichts diese stille seelige Freude, die Sie, theuerste Eltern, genießen, daß das Glück, das Wenigen gewährt ist, kein Unfall trübe! — — Ich kann mich ganz in Ihre Gesellschaft und Gespräche hineindenken und dann ergreift mich stets das innigste Gefühl der Sehnsucht, aber es entsteht auch in mir dann stets der erneute Vorsatz, daß ich Ihnen, theuerste Eltern! wenn diese Sehnsucht gestillt wird, mit Heiterkeit und Freude entgegentreten darf, daß ich Ihnen nur Freude und vermehrtes Vergnügen bringe. — —

In Ihrem Briefe hatten Sie, theuerster Vater ferner zu bemerken und mich zu ermahnen, nicht so saumselig in meinem Schreiben an Sie zu sein. — Daß jedoch der Brief zum Namenstage am 9. v. M. zu spät kam, weiß ich mir nicht anders zu erklären, als daß Derjenige, dem ich denselben, um ihn auf die Post zu bringen, gab, sich verspätete oder daß auf der Post selbst irgend ein Aufschub geschehen sey; sonst hätte (was mir sehr leid thut) der Brief unmöglich so spät anlangen können. Haben Sie daher die Güte, der besten

Mutter in meinem Namen zu sagen ich bäte sie, diesentwegen keineswegs auf mich böse zu seyn. — Wird sie sich wohl besänftigen lassen? Das Gegentheil würde mir sehr leid thun, doch ich kenne ja ihre mütterliche Gnade und Güte, die mir auch in diesem Falle, wie ich hoffen zu können glaube, zutheil werden wird.

Meinen Namens- und Geburtstag, den ich für mich und bei mir allein nur feiern konnte, brachte die Erinnerung an Sie recht lebhaft hervor. Ich vertröstete mich auf die künftige Zeit, wo ich diesen Tag in Ihrer und alles ersetzenden Gesellschaft zuzubringen das Glück haben werde.

Der Ignaz vom Baron Geusau war diesen Monat bei mir; er schenkte mir einen Zwanziger und sagte, daß er bald wieder nach Wien kommen werde, wo er dann ebenfalls mit Ihnen sprechen wird können.

Übrigens geht es mir, Gottlob gut, und auch der hochwürdige Herr Onkel, der wie ich Ihnen im vorigen Schreiben berichtete wieder gefährlich an den Gichtschmerzen litt, befindet sich auf dem Wege der Besserung.

Ich ersuche Sie mir bei Gelegenheit zu schreiben, da mir stets ein Schreiben das hocherwünschteste ist, wenn Sie anders Zeit haben; ich würde selbst öfters an Sie schreiben, wenn ich nicht befürchtete, Ihnen durch zu viele Briefe größere Auslagen für das Briefporto zu verursachen; bei mir hingegen ist dies nicht zu besorgen, da die Briefe an uns Sängerknaben unentgeltlich überreicht werden.

Indem ich meine Versicherung der Hochachtung erneuere, verbleibe ich

Ihr dankbarster Sohn
Rup. Hammerling.

An die Frau Mutter meinen unterthänigsten Handkuß.

* *

Theuerster Vater!

Der Tag meiner Sehnsucht brach zu meiner nicht geringen Freude endlich heran. Die Mutter kam Freitag Abends wohlbehalten an und hatte mich kaum mehr erkannt. Sie können Sich die Freuden des Wiedersehns, die wir beide empfanden, nicht vorstellen, noch weniger kann ich sie schildern. Doch um kein Geringes hat die mir von Ihnen, theuerster Vater, überschickte Uhr, meine Freude vermehrt. Mit mehr Worten des innigsten Dankgefühles, das ich mit heißer Kindesliebe für einen so liebevollen Vater vereiniget, für Sie hege, zu erwähnen, wäre nicht nöthig; denn Sie, theuerster Vater, wissen ja ohnehin, daß die wenigen Worte, die ich zum Danke stammle, doch aus dem Herzen kommen. Ich bin gottlob gesund und daß Sie es sind, daran kann ich nach dem Berichte meiner lieben Mutter nicht zweifeln. Die Mutter und ich werden nach Kirchberg, Schönau und Schweiggers gehen, wenn anders uns kein ungünstiges Wetter zurückhält. Wir denken sehr oft an Sie und wünschten auch Sie in unserer Gesellschaft zu haben; deßhalb sehne ich mich sehr nach der Zeit, die uns wieder vereinigen soll, entgegen.

Meinen innigsten Dank für die gütigen Gaben, die mir aus Ihrer liebreichen Hand zufließen, und derer ich mich durch ausharrenden Fleiß und untadelhafte Sitten stets würdiger zu machen bestrebe, wiederholend, schließe ich meinen Brief und verbleibe in Ehrfurcht

Ihr dankbarster Sohn
Rupert Hammerling
Syntaxeos Stud.

* * *

Theuerste Eltern!

Jetzt erst, da die Schule geendet und die Ferienzeit ihren Anfang genommen hat, finde ich Zeit und Stoff, Ihnen das Schreiben vom vorigen Monate zu beantworten, worin Sie die Frage an mich stellten, auf welche Weise mein Austritt

aus dem Kloster am besten bewerkstelligt werden könnte? Ich besprach mich dem hochw. P. Ambros, weil er schon früher mir versprochen hatte, selbst mit mir hinunterzufahren um mir die Kost bey den Barmherzigen zu verschaffen. — Dieß ist mir auch schon zugesagt für gewiß, weshalb der Hoch. P. Ambros es auch nicht mehr für nothwendig hält, selbst mitzugehen, was ihm auch seines Alters wegen schon beschwerlich fiele — sondern er glaubt, — das Beste wäre, wenn Sie selbst mich vom Stifte abholten. Die Zeit jedoch zu bestimmen, wann dies geschehen solle, hängt vom Willen meines hochwürdigen Herrn Praefecten ab; wenn ich es einmal bestimmt weiß, so werde ich es Ihnen unverzüglich schreiben; wahrscheinlich aber dürfte es Mitte August nach dem S. Bernardusfest sein.

Ferner muß ich Ihnen, theuerste Eltern, noch Kunde geben von der liebreichen Sorgfalt, die der hochwürdige Herr P. Ambros mir erweist. Er hat nun für mich so viel zusammengelegt, daß ich des Tags durch alle vier Studienjahre zwei gute Groschen bekomme. Dann hat er folgenden Plan für mich entworfen: Quartier und Bett soll ich bei meiner lieben Mutter haben; in die Schule soll ich zu den Schotten gehen (aus zwei Gründen: 1.) weil dieselben nicht so eigennützig sind wie die Herren Piaristen auf der Universität und in der Josephstadt und 2.) weil bei den Schotten der P. Hieronymus Hofbauer ist, der — ein guter Freund von hochw. P. Ambros — sich für mich zu verwenden imstande ist); über Mittag soll ich dann bei den Barmherzigen in der Leopoldstadt zu Mittag essen, wo ich Suppe, Rindfleisch sammt Zugemüse, dann ein Stück Braten bekomme (was, wie ich glaube, auch für einen hungrigen Studenten zureicht); studiren soll ich dann bis zur Schulzeit Nachmittag, um nicht so viel gehen zu dürfen, beim Herrn Vater, soferne es sich thun läßt. Ein Frühstück, meint der Onkel, wird die Frau Mutter mir um einen guten Groschen des Morgens geben, so daß ich Ihnen also nichts kosten würde als Nachtmahl und Bett, aus dem ich früh heraus und in das ich spät

hinein steigen will. — Bücher werden gleichfalls, wie ich hoffe, nicht Ihre Sache sein dürfen, da ich den hochwürdigen Herrn Praefecten bitten will, dieselben mir zu leihen.

Was ich Ihnen über unsere Angelegenheit in Kirchberg zu berichten habe, so steht mir sehr der Umstand im Wege, daß die löbl. Herrschaft dieses Jahr nicht nach Kirchberg kommen wird; ja es ist sogar die Rede, daß sie Kirchberg verkaufen sollten. Der H. P. Ambros hofft deshalb wenig, der Herr Onkel in Kirchberg aber gibt die Hoffnung keineswegs auf; er ist entschlossen, das äußerste für mich zu wagen. — Er besucht mich sehr oft, unterhält sich gern mit mir, lud mich auf die Ferien zu sich ein und gibt mir stets Beweise, wie sehr mein Wohl ihm am Herzen liegt. (Er hat mir neulich den Auftrag gegeben, Ihnen zu schreiben, Sie möchten die Gedichte [welche weiß ich nicht] in seinem Geschäftshause abgeben.)

Um auch der Prüfung nicht zu vergessen, die wir am 24. d. M. in Krems hatten, so kann ich Ihnen sagen, daß dieselbe gut ausgefallen sei und daß ich mich Ihrer Zufriedenheit nicht ganz unwert halten darf, deren Besitz stets zu neuem Eifer anspornen soll

Ihren dankschuldigsten Diener und Sohn
Rupert Hammerling.

* * *

Theuerste Mutter!

Der gegenwärtige Brief ist der letzte, den ich Ihnen vom Stift aus schreiben werde und deshalb auch der kürzeste, den ich Ihnen je geschrieben habe. Der Stoff jenes Briefes bedarf im Grunde auch keiner weiteren Auseinandersetzung. — Es ist einfach: „Ich werde noch heute Abends: Donnerstag Sie zu sehen die lang ersehnte Freude haben.“ — Nur kann ich Ihnen nicht genau schreiben, wo ich Sie treffen werde. Das Dampfschiff wird von Krems aus mich zu Ihnen bringen. —

Sie möchten wohl gern wissen mit wem? wo? warum? Doch dieß läßt sich auch mündlich besprechen. Ich verbleibe

mit Ehrfurcht
Ihr dankbarster Sohn
Rupert Hammerling.

* * *

Die Stunde des Abschiedes war also genaht, und der kleine Rupert schnürte sein mageres Päckchen.

Trotz heißer Sehnsucht nach seinen theuren Lieben füllten sich seine Augen mit Thränen, als er zum letzten Male den Präfekturgang des Konviktes durchschritt, um Abschied zu nehmen von seinem gewesenen Präfekten. Dann eilt er hinüber in den stillen Raum des Klosters, in das Gemach seines Großoheims Haßlinger und in die Zelle seines Führers und Freundes P. Hugo,[1] vor dem er sich auf die Knie niederläßt, um seinen Segen zu empfangen.[2]

---

[1] Hier mag die Stelle aus dem „König von Sion" (8. Aufl. S. 88) Platz finden, durch die unser Dichter seinen beiden Zwettler Gönnern ein Denkmal gesetzt. Die Verse finden sich im dritten Gesange, wo Knipperdolling — in seiner Anklage gegen den Morio die Sittenlosigkeit des gleichzeitigen Klerus schildernd — also ausruft:

Würze der Erde, wo bist du? Wohl mag es noch etliche geben,
Wie der bewanderte Lange von Jahren in Münster gewesen,
Und wie ich selber den wackern Ambrosius Haßlinger kannte,
Den Traumihler, den Edinger auch und den würdigen Hülskamp.

Auch die beiden letzteren Namen beziehen sich auf katholische Priester; Edinger — von dem das „Tagebuch meiner Heimathreise" viel meldet — ist gegenwärtig Pfarrer in Allentsteig im Waldviertel, und in Hülskamp ist der Redakteur des litterarischen Handweisers (Münster) gemeint, vor dessen kritischen Referaten Hamerling alle Hochachtung empfand.

[2] Bei diesem Abschiede hat P. Hugo seinem Schützling ein Exemplar der „Philothea" von Franz v. Sales gewidmet. Dieses Büchleins hat sich

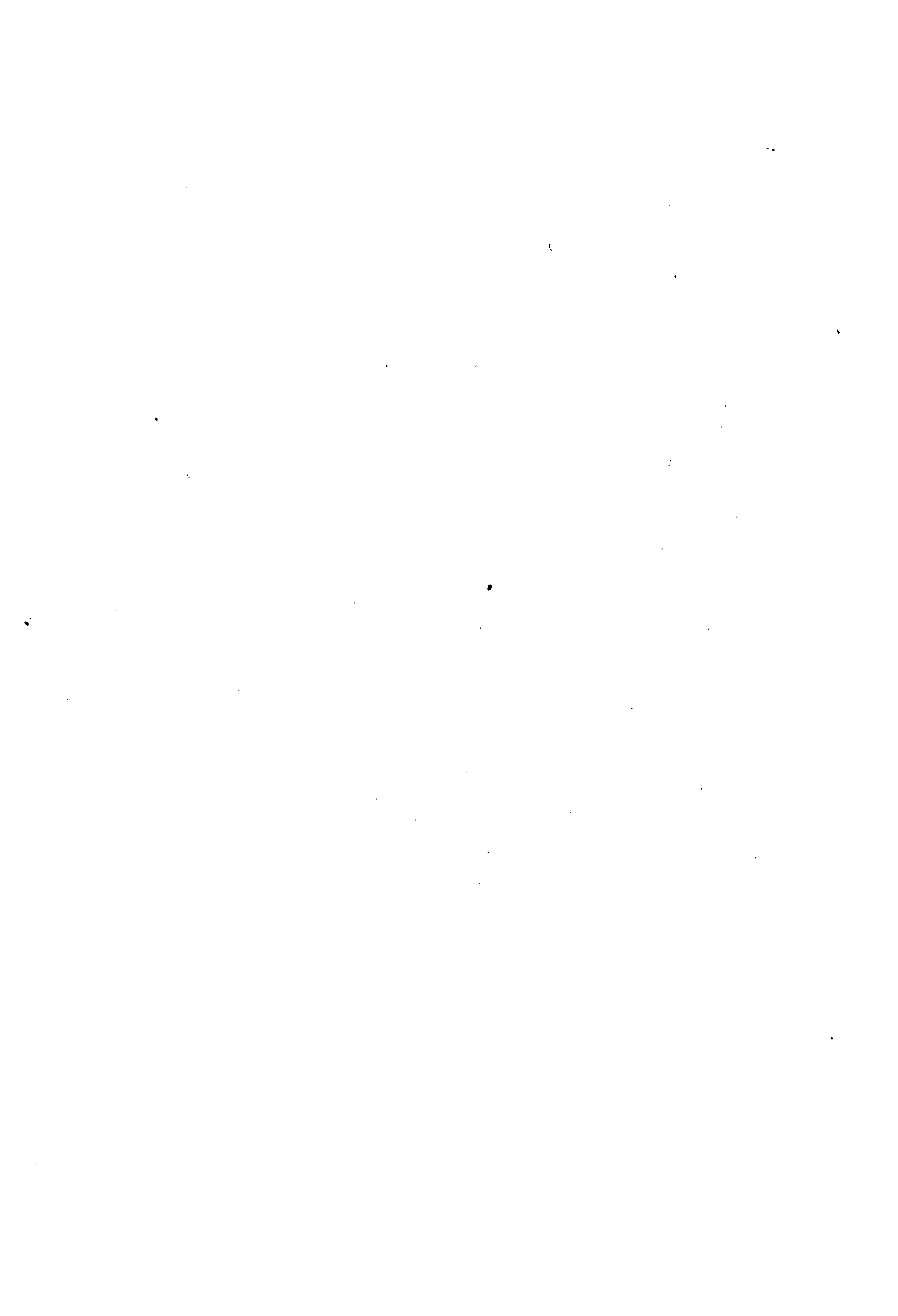
Und fort geht's aus dem stillen, weltverlassenen Stifte in die laute, menschenreiche Kaiserstadt an der Donau.

* * *

Im Präfekturgange des Zwettler Sängerknabenkonviktes aber erhebt sich heute auf mächtigem Piedestale in Lebensgröße die epheuumrankte, lorbeerbekränzte Marmorbüste Robert Hamerlings — ein Denkmal, welches das poesiefreundliche Stift seinem größten einstigen Zögling in treuer Liebe und Begeisterung errichtet.[1]

Hamerling in den folgenden Jahren fleißig bedient. Das abgegriffene Bändchen findet sich gegenwärtig im Besitze von Hamerlings Pflegetochter Bertha, der, einer jungen frommen Dame, der Dichter es kurz vor seinem Tode geschenkt. — —

[1] Als am 16. Juli 1893 zu Waidhofen an der Thaya das von Prof. Brandstetter-Graz modellirte, erzgegossene Denkmal Robert Hamerlings (6 Meter hoch), welches das dankbare Waldviertel seinem großen Sänger errichtet hat, enthüllt wurde, traf an die versammelte Festgemeinde folgender Drahtgruß ein: „Stift Zwettl, wo der größte Sohn des Waldviertels den Grundstein zu seiner Entwicklung gelegt und dessen er stets in Liebe und Anhänglichkeit gedachte, bedauert lebhaft aus localen Gründen der ehrenden Feier unseres Dichters nicht beiwohnen zu können. Er und seine Werke werden vom Stifte stets anerkannt und gewürdigt werden. Ehre dem genialen Landsgenossen, Dank dem rührigen Comité. Abt Rößler."



Dritter Theil. Neues Leben.

(15. August 1844 — 13. September 1846.)

Weit ist und herrlich die Welt . . .

Hamerling.

Es lebt im Menschen ein Trieb, ein ewiges Sehnen, ein nie betäubter Wunsch nach Glück . . .

Franz Nissel.



Erster Abschnitt.

Musendienst.

Der Himmel, erst noch licht und blau,
Verlischt in liebeleerem Grau:
Da schmücke du das Nachtgezelt
Mit Farben deiner innern Welt!

Feuchtersleben.

Am 15. August 1844 — einem trüben, regnerischen Tage — verließ der Knabe das Stift Zwettl . . . Der Postwagen brachte ihn über Gföhl nach Krems, von hier trug ihn das Dampfboot nach Wien zu seiner Mutter, die in der Schlösselgasse[1] (auf der Wieden) wohnte — nothgedrungen von ihrem Manne getrennt, der seine Dienerstelle bei Baron Pidoll in der oberen Bäckerstraße[2] (in der Stadt) zu versehen hatte.

Hamerling hat während seines Lebens fleißig Tagebuch geführt. Als vierzehnjähriger Knabe begann er sich das erste anzulegen, und gerade in den ersteren Jahren (1844—50) sind dieselben von einer Genauigkeit,

---

[1] Nr. 695; das Haus steht gegenwärtig nicht mehr, es mußte vor etlichen Jahren einem stattlichen Neubau, einer modernen Zinskaserne, Platz machen; auch führt die Schlösselgasse gegenwärtig den Namen Lambrechtsgasse.

[2] Nr. 762.

welche gewisses Erstaunen erregen muß. Sie fassen in diesen sechs Jahren über dreißig Hefte.

Das erste Tagebuchblatt vom 15. August 1844 schildert uns jene Fahrt von Zwettl nach Wien in ausführlicher Weise: — dem Kleinen, dessen äußerer Horizont bisher so eng begrenzt war, kam ja die Uebersiedlung als ein Ereigniß höchsten Ranges vor. „Der 15. August 1844 war der Tag meiner Abreise nach Wien. Des Morgens 4 Uhr früh fuhren wir auf dem Stellwagen des Herrn Zuckerhut in Zwettl ab, frühstückten in Gföhl und kamen um 11 Uhr schon in Krems an, wo wir sogleich uns nach dem Bord des Dampfschiffes „Johann" begaben. Dasselbe war von bedeutender Größe, sehr bequem eingerichtet, indem dasselbe mit Küche, Kajüten, und allem Nothwendigen zur ordentlichen Bedienung der Passagiere versehen war; die Möbel waren so wie die Thüren u. dergl. mit der größten Accuratesse eingerichtet und polirt . . ." Auf dem oberen Schiffsraume zogen nächst der Dampfmaschine drei einsam auf einer Bank sitzende Ordensmänner die Aufmerksamkeit des frommen Knaben auf sich; sie waren in schwarze Talare gekleidet und beteten eifrig in ihren Brevieren. Der Knabe erfuhr, daß sie Jesuiten seien. Mit dem festen Entschlusse, Priester zu werden, war er aus Zwettl geschieden; und da er aus dem Munde und den Schweinslederbänden des frommen P. Hugo so viel des Großartigen und Erhabenen über diesen Orden erfahren hatte, so hegte der ehrgeizige Kleine den festen Entschluß, in keinen geringeren Orden zu treten, als der ihm der

berühmteste schien: Ordensgeneral der Gesellschaft Jesu — das schien ihm das höchste anzustrebende Ziel ... Einstweilen aber freute er sich außerordentlich, daß ihm Gelegenheit geboten war, Mitglieder dieses Ordens wenigstens äußerlich kennen zu lernen. Er starrte die drei betenden und meditirenden Gestalten ehrfurchtsvoll an und vergaß hierbei ganz auf die Aussicht nach außen, eben, „da sich mir intus melior praeberet aspectus ..." So gelangte das Schiff nach Wien, „wo der Vorhang für die Stegreifscene des Wiedersehens sich aufrollte, eine Scene, die noch kein Tagebuch aufnahm, weil die Erinnerung an sie sehr leicht von selbst bewerkstelligt und vor das innere Auge geführt wird."

Nun weilte der Knabe wieder bei seiner Mutter, und ein Gemach vereinigte ihn nach mehr als vierjähriger Trennung wieder mit ihr.

Vielleicht war unser Poet nur noch seiner Zeit in Venedig[1] ein eifrigerer Kirchenbesucher, als in den ersten Tagen nach seiner Ankunft in Wien.

* * *

16. August.

Ich kam zuerst in Matzleinsdorf in die Kirche; im Übrigen ist der Tag ohne besondere Ereignisse geblieben.

* * *

18. August.

Ich und mein Vater begaben uns Vormittags in die Kirche zu den Augustinern, mit dem herrlichen Grabmal der Erzherzogin Christine. Ich will es an einem anderen Tage genauer betrachten und dann eine kleine Beschreibung in's Tagebuch aufnehmen.

---

[1] Stationen, S. 264.

Von hier besuchten wir die St. Peterskirche; sie ist schön ihrer Bauart nach und lauft in eine Kuppel aus.

Die Rupertuskirche konnten wir wegen der großen Volksmenge nicht besehen; die Dominicanerkirche war gleichwie die Peterskirche, nach meinem Geschmacke.

Ein griechischer (ob unirter oder nicht unirter kann ich noch nicht angeben) Tempel zog meine volle Aufmerksamkeit auf sich. Wir kamen gerade zur Brodvertheilung. Der Messeleser stand bei der Thüre des Walles voll heiliger Darstellungen, der gleichsam die Vormauer vor dem Altar bildete und reichte den Gläubigen das Brod, das man auch zum Theile in der Hand wegtrug: die Gespeisten küßten dann ein Bild und entfernten sich, nachdem der Messeleser in einer fremden Sprache etwas abgesungen hatte.

Die Universitätskirche, ein wahrhaft ungemein anziehendes Gebäude: die Darstellungen sind größtentheils Heilige aus der Gesellschaft Jesu, weshalb ich mir dachte: — es ist der „Ehrentempel der Jesuiten“.

* * *

20. August.

Wir besuchten an diesem Tage die Paulanerkirche, die Kirche zu den Kapucinern, wo wir die kaiserliche Gruft besahen; dann die Kirche bei den Ursulinen — die zu St. Anna, die Kirche bei den Johannitern mit dem Grabmahle des Johanniters Joh. la Valette, ein einfaches, aber anziehendes Werk. Auch die neue k. k. Caserne nächst dem Glacis und das Prinz Coburg'sche Palais nahmen meine Aufmerksamkeit sehr in Anspruch. Wir besahen auch die Carlskirche, die vorne die Aufschrift trägt: „Vota mea reddo in conspectu timentium Deum.“ Carl VI. nähmlich, von dem sie erbaut ist, hat sie bei einer Pest zu erbauen gelobt.

Nachmittags giengen wir ins Belvedere und in die Bildergallerie. In letzterer hat mich unter Anderem vorzüglich ein Kunstwerk von Cheradini angesprochen. Es war oberhalb einer Thüre angebracht, ohne Colorit, und so täuschend, daß

es in der Nähe als Basrelief erschien. Um die Täuschung zu erhöhen, war auch der Staub, der sich an den Extremitäten der Bildhauerarbeiten zu sammeln pflegt, täuschend nachgeahmt.

* * *

Einige Wochen später — am 1. Oktober — überschreitet er als öffentlicher Schüler die Schwelle des Obergymnasiums.

In Wien bestanden zu jener Zeit drei Gymnasien: das akademische Gymnasium in der Stadt nächst der Universität (daher auch sein Name), das Piaristengymnasium in der Josephstadt — beide Lehranstalten damals von Mitgliedern des Piaristenordens geleitet — und das Schottengymnasium, das seit seiner Gründung und noch gegenwärtig von Benediktinern aus dem Stifte „unserer lieben Frau bei den Schotten" in Wien erhalten und mit Professoren versehen wird und seine Räumlichkeiten in der Stadt auf der sog. „Freiung" im Klostergebäude des Schottenstiftes hat.

Das uralte, mit der Geschichte Wiens eng verknüpfte Benediktinerstift unserer lieben Frau bei den Schotten (gegründet 1158 von dem Babenberger Herzoge Heinrich II.) hat bereits zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts eine Laienschule unterhalten, die 1365 nach Gründung der Wiener Universität eine Art Vorbereitungsschule für die Universität wurde. Zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts wurde sie mit einem Konvikt für adlige Zöglinge verbunden und durch neue wissenschaftliche Disciplinen und eine Musikschule erweitert; sie nahm hierdurch einen derartigen Auf-

schwung, daß der Andrang zu ihr so groß ward, daß die Mehrzahl der Aufnahmsgesuche zurückgewiesen werden mußte. Dies dauerte noch bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts — da kamen die Kriegsjahre unter Maria Theresia mit ihren enormen Kriegslasten: das Stift sah sich genöthigt, die Schule sammt dem Konvikte aufzugeben. Die Erinnerung an die treffliche Lehrthätigkeit der Schottenmönche aber vermochte nicht zu schwinden; — cirka sechzig Jahre nach Auflassung der Schule — 1806 — richtete die Regierung an Abt Benno Pointner das Ersuchen, an Stelle des zu St. Anna in Wien bestehenden Gymnasiums ein anderes zu begründen und mit Lehrkräften aus seinem Stifte zu besetzen. Abt Benno starb, ehe er diese von ihm und seinen Konventualen freudig begrüßte Aufforderung des Kaisers zu verwirklichen vermochte: erst unter seinem Nachfolger, dem Abte Andreas Wenzel, wurde am 4. November 1807 das Schottengymnasium feierlich eröffnet.[1]

Das Schottengymnasium vermag auf eine nicht geringe Zahl zu Bedeutung gelangter Männer, die ihm als Schüler angehört, blicken — Männer darunter, die flügge geworden sind zum stolzen Fluge ins Reich der Ideale und sattelfest zum Ritt ins „alte romantische Land" — wir nennen die Namen Eduard von Bauernfeld, Ferdinand von Saar, Franz Nissel — — — Robert

[1] Vergl. Othmar Helferstorfer, Geschichte des k. k. Gymnasiums des Benediktinerstiftes Schotten in Wien (Gymnasial-Programm d. Schottengymnasiums), 1857. — Auch Hauswirth's „Abriß einer Geschichte der Benedictinerabtei U. L. F. zu den Schotten in Wien" handelt eingehend hierüber.

Hamerling. Vom 1. Oktober 1844 bis 15. August 1846 besuchte nämlich das Schottengymnasium kein Geringerer, als Robert Hamerling, der an demselben die in Zwettl begonnenen Gymnasialstudien durch Absolvirung der beiden Humanitätsklassen beendete.[1]

Das österreichische Gymnasium der vormärzlichen Zeit umfaßte sechs Klassen. Die vier ersten Klassen — das Untergymnasium — hießen die Grammatikalklassen, die zwei obersten — das Obergymnasium — die Humanitätsklassen. Jede der einzelnen Klassen hatte ihre lateinische Bezeichnung. Von den Grammatikalklassen wurde die erste „Parva", — die zweite „Principia" — die dritte „Grammatik" — die vierte „Syntax" genannt; von den zwei Humanitätsklassen hieß die eine „Poesie", die zweite „Rhetorik".[2] Gelehrt wurde im Gymnasium Religion, Latein, Geographie, Geschichte und Mathematik, von der dritten Klasse an auch Griechisch. Der deutschen Sprache war im Lehrplan keine Stelle eingeräumt — doch wurde ab und zu in der Schule ein deutsches Pensum gegeben, das dann zu Hause ausgearbeitet werden mußte ... Die damalige Lehrmethode war eine überaus traurige: „für Einen, der

[1] Sicherem Vernehmen nach soll sich behufs Anbringung einer künstlerischen Hamerling-Gedenktafel im Schottengymnasialgebäude demnächst ein Comité konstituiren. Wir glauben diesem schon jetzt die Versicherung geben zu können, daß der Ausführung des Planes von seiten des gegenwärtigen Direktors, eines ebenso liebenswürdigen als philosophisch hochgebildeten Mannes — Dr. Andreas Borschke, ein Hinderniß nicht in den Weg gelegt werden dürfte.

[2] Nach diesen Klassenbezeichnungen nannten sich auch die Schüler, also ein Schüler der ersten Klasse Parvist, ein solcher der zweiten Klasse Principist, einer der dritten Klasse Grammatist u.s.w u.s.w. In den im vorigen Theile mitgetheilten Briefen an seine Eltern fügt unser Dichter häufig seinem Namen auch seinen Klassenrang bei.

kein besonderes Gedächtniß besaß, war außerordentlicher Eifer nöthig, da damals das berüchtigte Büffelsystem in höchster Blüthe stand. Alles und jedes mußte wörtlich auswendig gelernt und hergesagt werden: die Ereignisse der Geschichte, die Daten der Geographie, die Lehren der Religion, die Regeln der Grammatik genau so, wie sie im Schulbuche standen. Zum Ueberflusse mußten wir noch ganze Lesestücke, Biographien aus Cornelius Nepos, große Stellen aus anderen römischen Autoren memoriren. Dazu noch die griechischen Präcepten und das Kopfzerbrechen über algebraische Rechnungen, der vielen schriftlichen Arbeiten nicht zu gedenken".[1] Indes — so düster auch

---

[1] Nissel, Mein Leben, S. 55. — Nissel besuchte das Schottengymnasium, zwei Jahrgänge hinter Hamerling: — als dieser die erste Humanitätsklasse frequentirte, saß Nissel in der dritten Grammatikalklasse. — Bauernfeld war 1813—1818 Schüler des Schottengymnasiums; seine Lehrer waren der als begabter Orientalist berühmte P. Andreas Oberleitner, der zugleich Universitätsprofessor war, und ein als freisinniger Josephiner anerkannter, von den Studenten sehr geliebter P. Leander König (vergl. Bauernfeld's Schriften XII. Bd. S. 12 ff.). — Hatte Bauernfeld als Mitschüler Moriz Schwind gehabt, so saß mit Nissel in derselben Klasse — deren Ordinarius der spätere Schottenabt Othmar Helferstorfer war — Ferdinand von Saar. Es sei uns hier gestattet, aus Saar's „Wiener Elegien" die dem Schottengymnasialbesuch gewidmete Stelle (Anfang der V. Elegie) wiederzugeben.

Muthet auch alles mich an im alten Bezirke der Städter,
Auf der „Freiung", am „Hof" fühl' ich ergriffen mein Herz
Dort spricht jeglicher Stein zu mir und weckt die Erinn'rung —
Längst vergangene Zeit drängt sich lebendig heran.
Sieh: da ragt sie ja noch, die schlichte breitgieblige Kirche,
Ragt der Schottenabtei menschendurchwandelter Bau.
Zweimal des Tages empfing er auch mich; die Bücher der Schule
Unter dem schützenden Arm eilt ich zur Klasse hinauf,
Wo in den Reihen der Bänke gepferchte sich ein lärmendes Völklein
Neckte und balgte und stieß, bis der Professor erschien;

dieser, getreu der Wirklichkeit entsprechende Bericht klingt —: Thatsache ist, daß trotz alledem den jungen Leuten die lateinische Sprache und Litteratur in unvergleichlich gründlicherer Weise beigebracht wurde, als heutzutage in den modernen österreichischen Mittelschulen ..... Robert Hamerling — bis zu seinem Tode Latein und Griechisch wie seine Muttersprache beherrschend — hat wiederholt mündlich bekräftigt, daß der Grund seines lateinischen Wissens zurückdatire auf Grammatikal- und Humanitätsklasse -- ins Stift Zwettl und ins Wiener Schottengymnasium.[1]

Die staatsgültigen Noten der Grammatikalklassen, die sich der Kleine als Zwettler Sängerknabe allsemesterlich durch eine Prüfung im Kremser Piaristen- (jetzt Staats-) Gymnasium erworben und mit denen er sich bei seiner Aufnahme ins Schottengymnasium vorzustellen hatte, sind mit Ausnahme der »secunda« in „Mathematik"

Auf dem Haupt die Tonsur, umwallt von dunkler Soutane,
Zum Katheder empor schritt er mit ernstem Gesicht.
Und nun ging es, o Qual, an lateinische, griechische Pensa,
Bebenden Fingers gezählt ward des Hexameters Maß.
Marternde Sorgen des Schülers, die Angst vor der schlechteren Note —
Jetzt noch fühl' ich sie nach, schreit' ich hier sinnend vorbei!
Aber die selige Lust auch, wenn endlich die schallende Glocke,
Froh verkündend den Schluß, uns aus den Bänken entließ,
Hei, wie drängten wir fort! Erst still, in geschlossenen Reihen —
Doch sie lösten gar bald jubelnd in Schwärmen sich auf.
Lockte nicht dort auf bevölkertem Markt bei zarten Gemüsen,
Duftenden Blumen das Obst, feilschend wie heute umdrängt?
Schon der Anblick entzückte des reichen köstlichen Segens,
Wie er dem laufenden Jahr lieblich im Wechsel entsproß ....

[1] S. im folgenden die lateinisch abgefaßten Tagebuchblätter — für einen Fünfzehnjährigen ein wahrhaft virtuos gehandhabtes Latein. — Im Griechischen hingegen scheint der Unterricht mangelhafter gewesen zu sein. (Vergl. Hamerlings Brief an Bonitz v. 8. Nov. 1866 in Dr. S. Frankfurter's Buch „Thun, Exner, Bonitz", S. 130.)

im ersten Semester der ersten Klasse recht zufriedenstellende zu nennen:[1]

Grammatikal-Klasse	Semester	Jahr	Sitten	Religion	Latein	Griechisch	Geogr. u. Gesch.	Mathematik
1. Parva	1	1841	1	1	1	—	1	2
	2		e	e	e	—	a	e
2. Principia	1	1842	e	e	e	—	e	a
	1		e	e	e	—	e	a
3. Grammatik	1	1843	e	e	e	e	e	e
	2		e	e	e	e	e	e
4. Syntax	1	1844	a	e	e	a	a	1
	2		a	e	a	a	e	a

Die Lehrer des jungen Musensohnes am Schottengymnasium (während beider Jahre) waren P. Leander Knöpfer, der Religion docirte, und P. Berthold Sengschmitt, der — zugleich Ordinarius — die übrigen Gegenstände lehrte — besonders Letzterer ein gemüthlicher Wiener durch und durch, der sich dem Knaben ganz besonders wohlwollend erwies. Der Kleine war indes auch nicht unfleißig. Die Zeugnisse, die er als Schottenstudent allsemesterlich erhielt, beweisen uns dies:

[1] Zum Verständnisse der Noten sei bemerkt, daß e (= prima eminenter) vorzüglich, a (= accedens ad eminentiam) beinahe vorzüglich oder lobenswerth; 1 (= prima) genügend; 2 (= secunda) nicht genügend bezeichnet.

Humanitätsklasse	Semester	Jahr	Sitten	Religion	Latein	Griechisch	Geogr. u. Gesch.	Mathematik
1. Poesie	1	1845	e	a	1	a	a	1
	2		e	e	a	e	e	a
2. Rhetorik	1	1846	e	e	a	e	a	a
	2		e	a	a	a	a	a

Freilich — etliche Male war er beim Examiniren unvorbereitet getroffen worden — auch solches meldet das Tagebuch unter einem treuherzigen »mea culpa«; aber er stand trotzdem regelmäßig im damals in den österreichischen Gymnasien noch üblichen Ehrenbuche; auch bei den Semestral-Ehrenprüfungen, zu denen überhaupt nur die besseren zugelassen wurden und deren Verlauf das Tagebuch mit epischem Pathos[1] schildert, stellte er

[1] Eine Probe dieser Schilderungen:

„7. März 45. Prüfungstag für den I. Semester 1843. Um 8 Uhr fanden wir uns im Prüfungssaale ein. Dieser ist ziemlich geräumig; im Hintergrunde befinden sich ungefähr zehn kurze Bänke in zwei Reihen für die Studenten; die ersten beiden sind roth ausgeschlagen, aber ziemlich antik. In der Mitte des Saales, ziemlich entfernt von den Bänken, sind die Plätze für den Herrn Professor, Herrn Praefecten und den Herrn Vicedirector; linker Hand für den Herrn Professor, mit rothem Teppich behängt, sowie die beiden Übrigen, die sich in der Mitte des Saales befinden. Zwischen den beiden Tischen des Herrn Präfecten und Herrn Vicedirectors ist ein einfacher Stuhl, für den Herrn Praelaten. Hinter diesen nun stehen die Sitze (roth ausgeschlagene Stühle) für die Zuhörer und Fremden. — An den Wänden hängen vier in vergoldete Rahmen gefaßte Bildnisse . . . Dies ist ungefähr die Beschaffenheit des Saales. — — — Um 8 Uhr fand sich auch schon der Herr Vicedirector Walch ein, mit dem Herrn Praefecten und Professor. Nun wurde das Griechische vorgenommen. Ich ward gerufen und übersetzte das Capitel „Demüthigung des stolzen Arztes Menecrates“ aus dem Aelian. Es gieng ziemlich gut. — Nun fanden sich auch mehrere Fremde ein als Zuhörer. Es war ungefähr 9 Uhr als der Herr Vicedirector sich entfernte. — Jetzt wurde Latein vorgenommen, wo ich nicht gerufen wurde; es wurde examinirt bis

stets seinen Mann. Auch das sittliche Betragen war durchaus zufriedenstellend — ja nur zu musterhaft; „es sei" — so äußerte sich einmal P. Sengschmitt zum nachfragenden Vater des Knaben — „kein rechtes Leben in ihm!" . . Nachsicht indes, entschiedene Nachsicht hatte der Kleine in der Mathematik nöthig[1] . . .
. . . Schon als Privatist bei der Semestralprüfung über das erste Semester der ersten Klasse hatte der

---

11 Uhr; hierauf kam die Religionslehre, wo ich über den 6ten Paragraph der 2ten Periode ausgefragt wurde, und glücklich meine Aufgabe löste. — Nun war es 12 Uhr und es wurde für Vormittag geschlossen.

Nachmittag um 2 Uhr fanden wir uns wieder ein. Es war jetzt außer dem Herrn Praefecten und Professor Niemand hier, bis später einige Fremde, größtentheils Frauenzimmer, wie Vormittag erschienen. (NB. Vormittag habe ich vergessen zu bemerken, daß der hochw. Herr Prälat sich um $\frac{1}{2}$10 Uhr einfand und sich über eine Stunde bei uns aufhielt.) Es wurde bis $\frac{1}{2}$4 Uhr Mathematik vorgenommen, wobei ich nichts zu thun bekam; hierauf bis 4 Uhr Geographie und dann bis 5 Uhr Geschichte, wo ich wieder examinirt wurde — und zwar über den Bilderstreit im § 8; dann noch etwas vom 9. Paragraph.

Ich kam auch hier gut durch. Nun war die Prüfung geendet. Der Herr Praefect nahm einen Bogen, worauf die Nahmen der sieben ersten standen, die er herablas und die dann, wie sie gerufen worden waren, hinaustraten. — Dann begaben wir uns nach Hause. Ich war ziemlich vergnügt, daß die Prüfung gut ausgefallen war; überhaupt war keiner unter uns, der bei derselben dem Herrn Professor Schande gemacht hätte. Es waren 32, die er zur Ehrenprüfung zugelassen hatte."

[1] Zu Frau Dr. Clotilde Gstirner äußerte sich Hamerling einmal, er glaube, wenn er sich an die mathematischen Kenntnisse seiner Gymnasialjahre zurückerinnere, sagen zu können, daß er kaum die Ziffern zur Noth gekannt. — — — In den „Stationen" ergeht er sich über diesen Punkt also: „Die Mathematik wäre eine sehr schöne Wissenschaft, wenn es nur keine Ziffern in ihr gäbe. Es waren wirklich nur die Ziffern, die Quadratwurzeln, die Logarithmen, die Formeln, bei deren Anblick mir immer dunkel vor den Augen wurde. Was in dieser Wissenschaft mit Worten, ohne Ziffern, ausdrückbar ist, damit habe ich mich wenigstens später gern und ohne sonderliche Schwierigkeit befaßt; in ihren höheren Regionen, wo sie mit den großen Problemen des Raumes und der Zeit, der höheren Naturlehre, der Philosophie zusammenhängt, da erhellte sich mein Blick, und da ist sie mir seit Jahren ein Bereich, in welchem ich mit wachsender Lust mich ergehe." (S. 170.) — —

Kleine bewiesen, daß ihm mathematisches Talent mangle; er erhielt damals als Note »secundam«. Hauptsächlich durch die Güte des Präfekten P. Ferdinand Schojer, der die Sängerknaben am Schlusse jedes Semesters nach Krems brachte, wurde für die folgenden Prüfungen ein Gleiches verhütet. Der wackere Präfekt wußte es so einzurichten, daß aus der Arithmetik immer zuletzt geprüft wurde, und daß alle seine Sängerknaben vor dem kleinen „Rupert“ aufgerufen wurden. Kam dann die Reihe an diesen, so dunkelte es meist schon stark im Prüfungssaale — man prüfte nachmittags —, dann wurde die Prüfung mit einem: „Es ist genug, man sieht auf der Tafel die Ziffern nicht mehr gut“ nach kurzer Dauer abgebrochen, und er erhielt die Note, die der gute P. Ferdinand auf Grund der angeblichen Semestralleistung dem prüfenden Piaristen in die Feder zu diktiren für gut fand. Und auch der seelengute P. Berthold übte Nachsicht gegenüber den mathematischen Kenntnissen des Kleinen voll und ganz, gleich dem P. Ferdinand, „das blutarme Studentlein eben nicht vom rein mathemathischen, sondern die Mathematik vom rein menschlichen Standpunkte beurtheilend“; so glich er z. B., als der Kleine im zweiten Semester der zweiten Humanitätsklasse in Mathematik »secundam« in den übrigen Gegenständen aber »primam eminenter« verdiente, die Sache derart aus, daß er ihm in allen Gegenständen »accedentem ad eminentiam« gab und ihm so das der Begabung und dem Fleiße des Schülers entsprechende Vorzugszeugniß nicht vorenthielt. Unser Poet mochte froh sein.

Frühe — bald nach Eintritt des Kleinen ins Gymnasium — hat P. Berthold in ihm den Poeten erkannt; es war — wie wir bereits wissen — in den Klassen der Gymnasien Brauch — obwohl „Deutsch“

Åwa dös såch i da,
Schreib das an'm Huad:
Blos zun an Gschbül für di
Bin i vål z' guad.

Und zun an Ernst verstehst,
Wan ih a mecht,
Schreib da dös a dazua,
Bist ma vål zschlecht.

2.

S' fållt ma nix ein.

Bin i alan für mi,
Gribli oft nåch,
Plaud'r recht gscheid mid mir
Ganz ohni Plåch,
Kum i wo zue an Plausch
Redad gern drein,
Mecht schon thuan, wås i wollt,
S' fållt ma nix ein.

Håb ma's schon oftmåls g'sågt,
Wasd' wås'd' hiaz thuast?
Denk das fein hamli zsåm,
Waasd reden muaßt,
Is d' Red von den — von den
Oder von der
Sigst, då sågst dös — und dös
'Sis går nid schwer.

Und a so geh i hin
Voll frischen Muath
Wia da Dischgurs anböbt,
Wird ma nid guad;
Håb glaubt von Friedn wird
Just dö Red' sein,
Und daweil red'ns von Kriag,
'S fållt ma nix ein!

nicht Lehrgegenstand war — ab und zu ein deutsches Pensum zu geben. Dieses konnte dann vom Schüler auch in Versen ausgeführt werden. Da stellte natürlich der Kleine seinen Mann; und vielleicht ist jene Nachsicht, die P. Berthold ihm in Mathematik angedeihen ließ, nächst der persönlichen Gutmüthigkeit erklärlich auch aus der — möglicherweise an sich selbst erprobten — Erfahrung, auf wie argem Kriegsfuß ein Poet mit den Ziffern und Quadrat- und Kubikwurzeln steht.

D' Sallerl is åll mein Freud,
Håd ihr vål z' sågn,
Glaub, i wurdt färti kam
In vierzehn Tågn!
D' Liab wirkt jå wunderli,
Deckt ålli Fleck,
Mächt oft dö Strohkopf gscheid,
D' Håsenfüß keck.

D'rum, wån ma d' Liab just kimmt,
Kam, das i's g'schbir,
Lås i ålls lieg'n und stehn,
Renn hin zu ihr:
Glaubts, åwa, das i red
Zärtli und fein? —
Seufzad vadrah i d' Aug'n,
's fållt ma nix ein.

3.

Da Geliabdt.

Nou mei Hanserl, dås is håld mein anzichi Freud,
Seini Ohrn sann wohl z'lång, und sein Göscherl is z'weid,
Seini Knia sann verbogn, er is dürr wia ar Kren,
Åwa schen, åwa schen.

Aftn håd a nix glernt und drum was a nid vål,
Amål blauscht a wås dumms, anmål is a mausschdåll,
Denn er is håld kan Freund von an långweilign Schtreit,
Åwa gscheit! åwa gscheit!

Wiederholt widerfuhr dem Knaben die Ehre, daß seine Arbeit als die beste poetische Leistung der Klasse vom Katheder herab diktirt wurde, wie auch P. Berthold mit ausdrücklichem mündlichen Lobe nicht sparte.[1]

Durch die „Märtyrer“ gelangte P. Berthold noch mehr zur Ueberzeugung vom Talente des Kleinen: — er zeichnete die Dichtung und ihren Verfasser auch gebührend aus, indem er das Dedikationsexemplar bei der öffentlichen Schlußprüfung — August 46 — auf den „Tisch des Hauses“ legte.

Die Dichtung leitet ein Weihegesang — in wohlklingenden Stanzen geschrieben — ein:

> Heroen stürzt in Nacht des Todes Rechte,
> Des Ruhms geweihter Strahlenkranz verglüht,
> Und mit ihm sinkt in der Verwesung Nächte
> Der Lorbeer, der die Heldenstirn umblüht.

> Wånn ma sågt, a wa höfli, so wars wohl nid wåhr,
> Håd mi znagst erscht recht prügelt und zarrt bei die Hår,
> Denn er is håld går gach und voll hitzichen Bluad,
> Åwa guad, åwa guad.
>
> Anmål håd a dö Traudl, anmål d' Lieserl gern g'segn,
> Mid da Everl is z'nagst erscht was Gschbasig's er'm g'schegn.
> Denn er is håld går lustig und voll Kinderei,
> Åwa treu! åwa treu!

Die Bibliothek des Schottenstiftes in Wien birgt P. Berthold's sämtliche Manuskripte. Ob sie wohl verurtheilt sind, verstaubt und vergilbt vergessen zu werden?!

[1] Einmal äußerte P. Berthold über ihn: „Er gehört zu den Besten in den schriftlichen Aufsätzen!“ Das Tagebuch verzeichnet diesen Ausspruch und fügt ihm in verletztem Ehrgeize, nicht der Beste genannt worden zu sein, ein „Gräßlich!“ bei! — — Was hätte da erst der junge Grillparzer in sein Tagebuch schreiben müssen, da ihm sein Humanitätsprofessor Stein (später Universitäts-Philologieprofessor zu Wien) die deutschen Pensa kurzweg charakterisirte: „Hat gar kein Ohr für die Schönheiten der Sprache!“

Wer ist's, der einen ew'gen Kranz ihm flechte,
Hervor aus des Vergessens Nacht ihn zieht?
Der Sänger naht! — Es lebt durch alle Zeiten
Der Heros nur im Schall der Lyrasaiten.

Doch ihr, die für das Kreuz so treu gerungen,
Bedürft des Sängers Ruhmesklänge nicht,
Euch schallet Lob von heil'gen Engelzungen,
Ihr strahlet ewig dort in Glanz und Licht,
Und der Verklärung Kranz hat euch umschlungen,
Den Gott aus gold'nen Sonnenstrahlen flicht;
Ihr ruht im trauten Schatten ew'ger Lenze,
Und eure Scheitel schmücken ew'ge Kränze.

Doch uns, die dieser Erde dunklen Thalen
Noch nicht der heil'ge Genius entrückt,
Uns lehrt ihr, wenn nach eures Ruhmes Strahlen
Das Auge hin in frommer Sehnsucht blickt,
Entschlossen gleiche Heldenpfade wallen,
An deren Ziel der Kranz die Kämpfer schmückt,
Ihr lehret uns, in diesem Erdenleben
Mit Muth und Kraft nur himmelan zu streben.

Es flammt in mir für euch seit langen Zeiten
Der heiligen Begeist'rung Himmelsstrahl;
Längst wollt' ich euch zu schildern mich bereiten,
Ins Leben zaubern dieses Ideal,
Noch traut ich nicht der Leyer zarten Saiten
Noch nicht der Töne leisem schwanken Hall,
Da hab ich (fern von oben schien's zu kommen)
Zu meinem Trost dies sanfte Wort vernommen:

„Dem Ew'gen tönt ein Lied von Engelzungen,
In ew'gen Tönen preiset ihn das All,
Was heilige Begeisterung gesungen,
Ist jener Stimmen leiser Widerhall,

Sind spurlos auch die Töne längst verklungen,
Verschwebet wie der Aolstöne Schall,
Es tönet doch das Echo heil'ger Lieder
In frommem Streben aus dem Herzen wieder."

Die Handlung des Dramas vollzieht sich in der letzten Zeit der Regierung Maxentius'; noch wüthet der Imperator gegen die Christen — aber schon zieht Constantin siegverkündend gegen Rom.

Der erste Akt spielt in einer nächst Rom gelegenen felsigen, schluchtenreichen Waldesgegend, dem Aufhaltsorte des greisen Eremiten Hilarius. Eben bringt diesem ein Christ, Porius, die Trauerkunde, daß eine große Christenschar, unter diesen auch der Priester Eudorus, in vergang'ner Nacht in Bande geschlagen wurde. Hilarius weiß dieser Nachricht eine günstigere gegenüberzustellen:

Hör' eine gute Botschaft für die schlimme,
Sie hat ein Christ vom Heere Constantins
Mir mitgetheilt. Du kennst doch Constantin,
Weißt daß man, überdrüssig des Tyrannen,
In Rom ihn, doch verstohlen nur, begünstigt.
Vielleicht von röm'schen Großen eingeladen,
Ist er im Anzug, und die Alpen schon
Hat er mit seinen Scharen überschritten.
. . . Vernimm nun das Erfreulichste für uns.
Er sah vor kurzem mit dem ganzen Heer
Ein flammend Kreuz am hohen Himmelsbogen,
Hell wie die Sonne in des Mittags Glanz
In blauen Lüften schwebend; drauf erschienen
In Purpurschrift von Gottes Hand gezeichnet
Und lesbar Allen, wunderbarerweise
Die Wort': In diesem Zeichen wirst du siegen.

Por. Der Allmacht Wunder bet' ich staunend an.
Hil. Erklärbar ist's, daß nach so hehrem Zeichen
Zum Herrn des Feldherrn edles Herz sich wandte,
Erklärbar auch, daß ihm mit Freude bald
Das ganze Reich als höchsten Herrn begrüßt.
Por. Fürwahr erklärbar! Und wenn Tausend auch
Der Legionen kraftvoll und beherzt
Maxentius besäße, sie beständen nicht!
... Vernimm nun meinen Auftrag. Wir beschlossen,
Da kein Versteck mehr unerspäht geblieben
Als dieses abgeleg'ne Thal der Wildniß,
Uns hier zur Nachtzeit heute zu versammeln.
Auf einen kleinen Rest schmolz die Gemeinde;
Der Priester und der Führer sind wir nun
Beraubt; du ließest öfter Trost uns finden,
O bleib auch jetzt, was du uns stets gewesen;
Aus deinem Mund kann Trost am ersten winken.
Hil. Zur jeder Stunde seid ihr mir willkommen.

Aber Hilarius soll es nicht mehr möglich sein, die Christen bei sich aufzunehmen. Zwei Häscher — Alemius und Priscus — gelangen auf ihren Streifzügen nach den Christen in das Felsenthal und belauschen ein Zwiegespräch zwischen Hilarius und dem bei ihm weilenden Griechenmädchen Cynthia ... Hilarius fand dieses Mädchen einst — an einem Abende — verirrt im Walde; es hatte seinen Bruder verloren, mit dem es gemeinsam Griechenland verlassen, um ihren verschollenen Vater, den sie in Rom vermutheten, aufzusuchen. Hilarius dauerte die verlassene Jungfrau, er nahm sie zu sich, und es gelang ihm, sie zum Christenthume zu bekehren. Sie weilt nun bei ihm — freilich nicht ohne Sehnsucht nach

ihren fernen Lieben ... Eben klagt die in Schwermuth versunkene Jungfrau ihr Geschick in den schweigenden Abend. Tröstend naht Hilarius:

Des Dulders Pfade schmückt der Hoffnung Grün,
Und zarte Blüthen birgt es, die dann ewig
Und unverwelklich dem Verklärten blühn,
Und deshalb dulde jetzt und harre, hoffe,
Du wirst vergebens nicht das Beste hoffen.

Cynth. ... Wie darf ich klagen!
Vergib, daß ich soeben undankbar
Der Wunden, die das Schicksal mir geschlagen,
Allein gedachte, ihrer Schmerzen nur;
Ward nicht das schönste Glück mir erst bei dir?
Des Schicksals göttlich Walten schlug mich nur,
Um mich zu heilen. Hier fand ich ein Glück,
Ein Glück, das mehr als aller Fürsten Kronen
Mich hat entzückt; vergib mir, nimm den Dank,
Des Herzens heißen Dank, den ich mit Worten
Dir nimmer zollen kann. Der Höchste soll's
Dir dort mit seinen Seligkeiten lohnen!
Der Höchste, den ich kenne nur durch dich!
O habe Dank für dieses schönste Glück!

Hil. Erspar' die Worte dir, o Cynthia!
Nicht Worte bürgen für den Christenglauben;
Nicht Blätter nur will ich am Baume finden,
Den ich gepflanzt, es sollen Früchte reifen!
O Cynthia! wenn dich vielleicht das Los,
Das oftmals uns're Glaubensbrüder trifft,
Einst treffen sollte, bist du dann bereit
Auch für ein bess'res, seligeres Leben
Dies Erdenleben willig hinzugeben?
Kannst du mit froher Lust dein Blut verspritzen,
Wenn Christenhaß und Barbarei es fordert?
Sprich, wirst du niemals ein Bedenken tragen
Für den, der für dich starb, zu sterben? ...

Cynth. . . . Ja, das will ich.
Nie soll man mir mein schönes Glück entreißen.
Hil. Ruf den Tyrannen zu, wenn sie es wagen:
„Zu tief liegt in dem Herzen mir der Glaube,
Nur mit dem Herzen könnt ihr ihn entreißen . . .“

Die Häscher brechen hervor; Hilarius schenkt Cynthia das Kreuz, vor dem er in der Hütte seine Andacht zu verrichten pflegte, mit den Worten:

Mein Haar ist grau, mein Glaube felsenfest,
Ich treff' im Finstern die gewohnten Pfade,
Du aber nicht, d'rum nimm dies Kreuz zu dir.

Gefesselt müssen dann Beide vom heißgeliebten Thale scheiden.

In den Palast des Maxentius führt uns der zweite Aufzug. Erocles, der Günstling Maxentius', meldet diesem die Verhaftung der Christen, unter denen sich auch Dorias, ein Feldoberst, auf dessen militärische Tüchtigkeit Maxentius große Stücke hält, befindet. Maxentius hat beschlossen, die Häupter der Christen, Eudorus, Dorias und Hilarius, in eigener Person zu vernehmen, um sie durch Güte zu den Göttern zurückzuführen:

. . . Was soll der Wahn,
Ersonnen von besinnungslosen Thoren?
Was soll der Zwang der engenden Gesetze
Der Christen? Stürzen sollten die Altäre
Der Götter Latiums? — Zwar — was sind Götter? —
Wohl weiß ich es — ein Schrecken nur des Pöbels!
Ein Zaun der Niederen, die am Verstande
Beschränkt . . .
Sie sind für Weise Schattenbilder nur,

Ein Nichts: Doch eher soll noch Jupiters
Altar bestehn, die Götter des Olymps
Und ihre heit'ren frohen Jubelfeste,
Als jener finst're Gott der Christen und
Die engenden Gesetze . . .

Als Erster wird der Priester Eudorus vorgeführt — vergebens sind Maxentius' Worte — als standhafter Bekenner wird er weggeführt. Hierauf wendet sich der Kaiser zu Dorias:

. . . Was nützt es dir,
Wenn du dein Leben opferst? Kann es dir
Es lohnen, das Geschöpf des Wahns, dein Gott?
Jetzt, da es Zeit noch ist, jetzt kehr' zurück;
Genieße, was die Welt dir beut, und was
Dir meine Huld beschert. Reichthum und Ehre
Sind dir beschieden, wenn du deinem Wahn
Entsagst. Entschließe dich zu deinem Besten.

Dor. Soll ich zu meinem Besten mich enschließen,
So muß ich treu dem wahren Glauben bleiben.
Was du soeben mir versprachst, das wiegt
Dasjenige nicht auf, was von der Huld
Des großen Gottes, den ich nun bekenne,
Ich einst erwarten darf. Was nützt der Reichthum?

Max. Wer sagt dir, daß dein Glaube dich nicht täusche?
Wer ist dir Bürge, daß nach unserm Tode
Ein neues Leben uns erwartet! Kam
Der Sterblichen wohl einer je zurück
Aus Todesnacht, aus Pluto's finster'm Reich?

Dor. Und wer — wer ist dir Bürge, daß der Mensch
Den Thieren gleich für diese Welt nur lebe?
Was lehren uns die Weisen aller Zeiten?
Was ahnet selbst des Menschen edler Geist,
Wenn seinen Schwung kein Laster drückend hemmt?
Fühlt er's nicht in sich selbst, daß diese Erde

Nicht seine wahre Heimath sei? Hebt ihn
Kein ungewohnter Flug zu höh'ren Sphären?
Und tausendstimmig ruft die ganze Schöpfung
Des hohen Schöpfers Macht dem Menschen zu.
Wie ist Geschaff'nes ohne Schöpfer möglich? —
Der Glaube ist des Menschen höchstes Gut;
Versuch es nimmermehr, mir ihn zu rauben.
Nimm alles mir; nimm alles, jedes Gut,
Nimm selbst mein Leben; sieh, ich lass' es gern!
Doch meinen Glauben, dies mein höchstes Gut,
Zwingt Niemand meinem Herzen ab . . .

Auch bei Dorias vermögen des Kaisers Ueberredungskünste nichts. — Hilarius in Begleitung Cynthia's werden herbeigeführt. Da Cynthia auf Befragen des Kaisers ihre Lebensgeschichte ausführlich erzählt, erkennt der anwesende Erocles in ihr seine lang gemißte heißgeliebte Tochter; — aber die Freude des Wiedersehens wird getrübt — Cynthia ist ja Christin und hat als solche, falls sie ihren Glauben nicht abschwört, das Leben verwirkt. Ein heißer Kampf beginnt darum im jungfräulichen Busen seinen Anfang zu nehmen.

Cynth. Wer giebt mir Kraft, den Riesenkampf zu kämpfen?
Hil. Von oben kommt die Stärke! Heldenmüthig
Erringe dir den Sieg; der Himmel wird
Nach seiner ew'gen Weisheit alles lenken.
Uns bleibt Gehorsam nur und Hoffnung übrig!
Gedenke des Versprechens, Cynthia!
Das du an jenem Abend mir gethan,
Der unser Los entschieden; du gedenkst
Doch jener feierlichen Stunde noch,
Und aller Worte, die wir da gesprochen? —

Cynth. (zu Hilarius). Es sollen deine weisen Lehren stets,
O Greis, dies Herz vor Wankelmuth bewahren!

Erocl. (in flammendem Zorne zu Hilarius gewendet:)
Du also hast die Tochter mir entrissen,
Du hast mit deinen Lehren sie vergiftet?
Von dir will ich sie fordern, wenn sie einst
Ein schmacherfüllter Tod von meinem Herzen,
Von meinem Vaterherzen reißt . . .

Hil. Wenn der Gnadenstrahl
Des Himmels einst auch dein Herz treffen wird,
Wirst du mir's danken; wähne nicht, daß ich
Gefühllos sei für deinen Seelenschmerz,
Der jetzt dein weiches Vaterherz zerfleischt.
Wär's mir vergönnt, mit jenem heller'n Licht,
Mit jener lautern gottentspross'nen Flamme
Dein Herz zu läutern, würdest freudig du
Dein Liebstes opfern und getröstet sagen:
„Du gehst mir jetzt voran; einst wird dein Geist,
Wenn sanft und selig ich entschlummern will,
Verklärt aus Edens Fluren niederschweben,
Mir lächelnd winken und mich dann geleiten
In's beff're Land, das ewig uns vereint."

Im ersten Theile des dritten Aufzuges treffen wir Cynthia im Kerker. Der Streit in ihrem Innern zwischen Christenpflicht und Kindesliebe hat noch nicht seinen Austrag gefunden, vielmehr wüthet er heftiger denn je. Erocles tritt ein; er bittet, bestürmt seine Tochter:

O Cynthia . . . beglücke mich, . . erfülle nun,
Was ich in deiner Kindheit Jahren mir
Von dir versprach; sei meines Alters Stütze!
Doch wie? Du wendest ach dein Angesicht
Von deines greisen Vaters Bitten ab?

Dich kann mein Flehn nicht rühren? Meinen Gram
Willst du nicht lindern? Dieses Vaterherz
Soll brechen, und dich rührt es nicht? So sieh
Mich hier zu deinen Füßen, Cynthia,
Den greisen Vater sieh hier bittend knien!
Dort steht das Götterbild; es ward
Bereits zu diesem Zweck hier aufgestellt.
Besinne dich nicht lang! Ein Augenblick,
Und du bist mein! Dort bete zu dem Gott,
Und selig, selig sind wir! selig, ich und du! —

Cynth. (sinkt verzweifelnd auf ihre Knie nieder, zieht ein Bild des Gekreuzigten aus ihrem Busen hervor und betet:)
Allmächtiger! dich soll ich nun verleug'nen!
Ich kann es nicht! O gieb mir Muth und Kraft!
Ich wende mich zu dir in dieser Stunde
Des Kampfes, der Entscheidung! Ach mein Herz
Kann länger diesen Riesenkampf nicht kämpfen.
O zeige, Gott! du seist allein der Herr
Des Himmels! zeig es, Ewiger, — —
Daß dieses Zeichen triumphiren muß,
Das Zeichen des Gekreuzigten, und daß
Der Wahn mit seinen nicht'gen Truggestalten,
Des Heidenthumes Göttern, schwinden soll
In ew'ge Nacht! — daß nur das Kreuz
Verherrlicht strahlen soll in ew'gem Glanz!

Noch betet sie einige Zeit inbrünstig; da öffnet sich die Decke des Kerkers, und eine lichte Wolke dringt herein, zu Cynthia herab, und nimmt das Kreuz aus ihrer Hand und führt es durch die Oeffnung fort. Geheimnisvoll schließt sich diese wieder. Das im Kerker aufgestellte Götterbild aber versinkt . . .

Cynth. Dank dir, o ew'ger Gott, verherrlicht hast
Du nun das Zeichen des Gekreuzigten!
Dank dir! —

Der Kampf ihrer Seele ist entschieden; ihr Entschluß steht fest, als sie der Kerkermeister Pollius, da die Frist der ihr vom Kaiser gewährten Bedenkzeit verstrichen ist, vor Maxentius führt. Erocles aber ist über das Geschaute tief erschüttert:

War's Traum nur! War's ein leeres Schattenbild?
Hat meine Sinne Trug geäfft? —
Doch nein; es war nicht Trug; das Bild
Des Gottes sank hinab . . .
Und eine lichte Wolke hob das Kreuz! —
War's Wirkung von geheimem Zauber? War's
Die Wirkung eines Gottes? — Ach, ich bebe,
Und meine Seele fassen Schauer an! —

Die Handlung des zweiten Theiles des dritten Aktes geht im Palaste des Maxentius vor sich. Dem unbeugsamen Priester Eudorus wird das Todesurtheil gesprochen. Cynthia und Hilarius werden von Pollius vorgeführt. Erocles ist seiner Tochter aus dem Kerker zum Verhöre nachgefolgt. Auch Dorias wird auf Maxentius' Befehl geholt. Sowie Cynthia Dorias erblickt, fällt sie ihm in die Arme, sie erkennt in ihm ihren lang gemißten Bruder — freudiges Wiedersehen zwischen Vater, Sohn und Tochter. Aber schrecklich; Maxentius' Wort, daß Cynthia und Dorias sicherer Tod erwartet, sofern sie dem Christenglauben zugethan bleiben, vernichtet die frohe Stunde. Erocles' Flehen verhallt wirkungslos an Maxentius; da tritt Hilarius hervor und wendet sich an Jenen:

Sieh, edler Greis, mich dauert dein Geschick;
Hier hoffe nicht Barmherzigkeit! Doch sollst
Du nicht getrennt von deinen Kindern sterben.

Wie selig wären sie, wie selig du,
Wenn nimmer Trennung eurer Liebe drohte.
Und ach! es liegt an dir; verschmäh die Huld
Der Sterblichen; vertausche sie für Gott!
Ihr bliebet dann vereint; und ungetrennt
Könnt Hand in Hand ihr in die schön're Welt
Entschlummern, ja entschlummern; denn die Reinen
Entschlummern schöner unter Tigers Zähnen
Als ihre Henker einst auf weichem Flaum!

Erocl. Ja, edler Greis, starrsinnig will ich länger
Nicht gegen Ueberzeugung kämpfen; mächtig ist
Der Gott der Christen.

(ernst und feierlich:)

Ja! das Bild
Des Gottes sank hinab und spurlos
Ist's in die Erde tief versunken,
Und eine lichte Wolke hob das Kreuz!
Es war nicht Trug, was meine Augen sah'n!
Ein seltsam Feuer flammt durch meine Glieder,
Als wäre mir die Gottheit nah!
Es schweigt der wilde Sturm in meinem Busen,
Und schauervolle nächtige Gewitter,
Die dunkel, dräuend meinen Geist umzogen,
Entfliehen vor des Glaubens goldner Sonne,
Die heut zum erstenmal mir prächtig glänzt!
O hört, ich sprech es aus, das große Wort:
Ich bin ein Christ!

Wuthentbrannt verurtheilt Maxentius auch Erocles zum Tode. Ein Jubelhymnus der zum Tode Verurtheilten schließt den Akt:

Hinüber, hinüber in's bessere Land,
Vereint durch der Liebe beglückendes Band,
Wo nimmer des Mißgeschicks Thräne man weint
Und Eden auf ewig die Seligen eint.

Hinüber, hinüber in's bessere Land,
Schon winket der Seraph mit strahlender Hand,
Bald lächelt die Wonne dem Duldenden zu,
Dem Kämpfer die Palme, dem Müden die Ruh.

Hinüber, hinüber in's bessere Land,
Vereint durch der Liebe beglückendes Band,
Wo nimmer des Mißgeschicks Thräne man weint
Und Eden auf ewig die Seligen eint.

Maxentius aber dauert das frühe Ende Cynthia's, der Blume,

die noch länger prangen sollte!
Die Hand fürwahr muß zittern, die es wagt
Der Rosen herrlichste zu brechen; denn
Auf ihrem Antlitz thront ein Etwas, das
Unwiderstehlich alle Herzen fesselt.
Der edle Trotz scheint ihre Mienen selbst
Noch zu verklären; nieder blickt sie kühn
Auf uns gleich einer Tochter des Olymps!
Wie strahlend blickt ihr seelenvolles Aug',
Wenn sie den Flammenblick zum Himmel hin
Gleichwie zu wohlbekannter Heimath hebt . . .

Zwar hat sie bereits ihren Bruder in der Arena sterben gesehen — aber dies vermochte sie nicht wankend zu machen — nur noch ein Mittel bliebe übrig —

. . . ihren Vater, den so heiß sie liebt,
Wird sie mit gleichem Gleichmuth ihn betrachten,
Wenn im ehrwürd'gen Schnee des greisen Haupts
Mit heißer Mordlust wühlt des Tigers Zahn? . . .

Wieder werden wir — im zweiten Theil des vierten Aktes — in Cynthia's Kerker geführt. Zum letzten

Male betritt Erocles den Raum, um Abschied von seiner Tochter zu nehmen; denn der Vollzug des über ihn gesprochenen Todesurtheils steht knapp bevor. Vater und Tochter verbringen die kurze Abschiedsstunde in frommen Gesprächen.

Erocl. . . . Göttlich — ist sie, die Lehre . . heilig
Und ewig, gleichwie ihr Begründer; tief
Hab' ich im Kerker über sie gedacht;
Nur sie kann wirkliche Heroen bilden;
Aus ihrem Schoße kommt, was edel ist
Und groß und schön und wahr! Wir kennen auch
Heroen, die — des Heidenthums Bekenner —
Dem röm'schen Volk als Tugendmuster glänzen.
Hier bietet sich ein Jüngling, kühn und edel,
Dem off'nen Schlund zur Beute für sein Volk;
Dort senkt ein Held den Dolch sich in die Brust
Und stirbt am frischen, neugewühlten Grab
Der Republik; sie trieb der Ehre Stachel.
Doch was, was treibt des Christenthums Bekenner?
Folgt ihrem Tod wie jenem Lob und Ruhm?
Nein, Schmach und Schande; bittrer Spott und Hohn —
O Cynthia! ich gehe in den Tod,
Entschlossen bin ich. Ja, der Gott der Christen
Ist ewig, rein und wahr die Kreuzeslehre.
Doch sprich, was schenkt mir Kraft, wenn die Natur
Sich sträuben will und vor Vernichtung bebt?
Was giebt den Christen, die ihr Leben opfern,
Daß freudig sie, ja lächelnd sterben!

Cynth. Drei Dinge sind's, durch die sie lächelnd sterben,
Drei Dinge sind's, die jedem Christen heilig . . .
. . . Möchten sie in Flammenschrift
In aller Herzen tief geschrieben steh'n!
Sie hat Hilarius mir als die schönste Regel

Des Lebens, als den Leitstern ewig hell
Genannt . . .
Sie sind: Mensch! Glaube, — hoffe, — liebe!
Die Dinge sind's, durch die sie lächelnd sterben.
Sie glauben, und der Glaube lehrt sie Gott
Und sich erkennen; darum lächeln sie
Im Tod; sie hoffen, und welch schönes Land
Voll ew'ger Wonne taucht vor ihnen auf!
Und darum lächeln sie im Tod; sie lieben
Und wieder lächeln sie im Tode, denn es ist
Der Tod das Brautfest ja der ew'gen Liebe!

(Nach einer Pause.)

Erocl. Und nahe bin ich diesem Fest!

(Schweigende Umarmung.)

Cynth. Bald, bald wird nun die Stunde schlagen
Der Trennung, die doch ewig uns vereint.

(Ernst und feierlich.)

Nun aber, Vater! höre, was ich noch
Dir zu verkünden habe, uns zum Trost,
Zur Wonne, ja zu heiligem Entzücken!
Vergang'ne Nacht wacht ich in meinem Kerker,
Sah trüb' in's Dunkel — sieh, da ward es Licht
Um mich, es strahlte wie der Sonne Glanz
Hin durch des Kerkers Mitternacht. Vor mir
Stand Dorias, und liebend sprach er so:
„Komm, folge deinem Bruder, komm,
Du letztes Opfer, dessen schuldlos Blut
Zum heil'gen Pfand der Kreuzeslehre wird.“ —
Umarmen wollt ich ihn entzückt; er schwand, —
Und dunkel war's um mich so wie zuvor.

Poll. Es fordert meine Pflicht, euch zu gemahnen,
Daß man bereits dich, Erocles, erwartet,
Und Cynthia muß nach des Kaisers Willen.
Ihn zur Arena hinbegleiten, seinen Tod
Mit anzusehen!

Cynth. O Gott! doch —

Erocl. Glaube, hoffe, liebe! —
Cynth. (ihn umarmend.)
Ja glaube, hoffe, liebe!
In Bälde folg' ich dir; wir seh'n uns dort,
Wo keine Thräne unser Aug' mehr netzt!
. . . Die Palme winkt,
Dem Pilger blinkt
Des Vaterlands heilige Zinne.
Rinne, Leben, verrinne! —
Nach dieses Lebens
Verschwebender Nacht
Dämmert ein Morgen
Voll sonniger Pracht!
Auf! der Seraph mahnt!
Winkt mit strahlender Miene
Uns in's Vaterland!
Rinne Leben, verrinne!
Die Palme winkt,
Dem Pilger blinkt
Des Vaterlands heilige Zinne.

Während Erocles im Amphitheater verblutet, beten Roms Christen, die sich fliehend in Waldeseinsamkeit zurückgezogen, daselbst um den heißersehnten Sieg der Christuslehre:

Stürze tief des Wahns Altäre
Nieder in des Abgrunds Nacht,
Daß der Spötter deiner Ehre
Zittere vor deiner Macht.
Aus des Himmels lichten Thalen
Sei uns bald dein Retter nah,
Im Verklärungskranze strahlen
Laß das Kreuz auf Golgatha.

Ein freier mit der Bildsäule eines Gottes geschmückter Platz der Stadt Rom, über die sich eben

schweres Gewittergewölke zu breiten beginnt, stellt sich uns zu Beginne des fünften Aufzuges dar. Einige römische Bürger begegnen sich daselbst. Sie wissen bereits — der von den besseren Ständen Roms ersehnte Constantin weilt mit seinen Scharen nahe der Stadt — in einer dichten Waldung an der Tiber. Seltsame Zeichen geschehen überdies in den Tempeln — Großes scheint sich vorzubereiteu. Während die Bürger dieses besprechen, zuckt plötzlich aus dem Gewölke der erste Blitzstrahl nieder und zerschmettert die Bildsäule des Gottes. — Nach dieser kurzen, die kommenden Ereignisse leise andeutenden Scene sehen wir uns wieder in Cynthia's Kerker. Schon trägt Cynthia das Kleid der zum Tode Verurtheilten:

Als Braut bin ich geschmückt! Stand eine Königin
Mit golddurchwirktem Kleid und Diadem
In schöner'm Prunk, in höher'm Schmucke da?
Ich tausche nicht mit euch, ihr Königinnen . . .
. . . Ich zähle schon die Augenblicke! Feuriger
Rollt schon das Blut in meinen Adern,
Der Hoffnung Wonne
Schwellt meinen Busen . . .
. . . Schon seh' ich wieder freundlich dich mir winken:
„Du letztes Opfer, deren schuldlos Blut
Zum heil'gen Pfand der Kreuzeslehre wird."
. . . Gold'ne Zeit
Ich ahne dich; du bist nicht fern; ich traue
Dem Worte, das Verklärte mir gesprochen.
Da wird im ungetrübten Glanze strahlen
Das Kreuz auf Golgatha; sein Himmelslicht
Wird jedes Landes Mitternacht erhellen;
Da werden alle Völker zu des Kreuzes
Geweihten Strahlen her voll Andacht blicken;

Dich, Gott, allein, dich, Ewigen, zu ehren,
Dampft Weihrauch dann von allen Dankaltären.

Noch einmal aber macht Maxentius den Versuch, die Jungfrau zum Abfall zu bewegen; vergebens glaubt der Imperator den standhaften Hilarius zu diesem Zwecke benützen zu können. Der Eremit und Cynthia, die sich vor Maxentius wiedersehen, stehen unerschütterlich zum Christenthum. Begeistert ruft die mit dem Todeskleide angethane Cynthia dem Tyrannen zu:

. . . nimm mir die Hoffnung nicht,
Die dieses Kleid mir gab; verzög're nicht
Den süßen wonnevollen Augenblick,
Der mich den Meinen wiedergeben soll!
Den Bruder raubte mir dein Würgeschwert,
Den Vater hat es mir geraubt; soll ich
Allein ein traurig ödes Dasein mir
Für jenes namenlose Glück ertauschen?

Max. (wüthend).
So geht zum Tode, auf! man führ' sie schnell
Zum Kampfplatz hin.

Hil. (zu Cynthia). Auf, Tochter, zum Triumph!

Cynth. Zum Wiedersehen und zu ew'ger Wonne!
Ersehnter Augenblick, du bist genaht!
In Sehnsucht glüht mein bebend Herz nach euch,
In Edens Schatten finden wir uns wieder. —
Doch eines noch vernimm, du Herrscher Roms;
Verzeihen will ich dir, ja danken selbst;
Doch eine bald bewährte Prophezeihung
Verkündet dir die letzte Märtyrin.
Die letzte Märtyrin! — In diesem Wort,
O Herrscher Roms, liegt meine Prophezeihung.
Du Herrscher Roms, sag' ich mit Unrecht nicht;
Du bist's fürwahr noch bis auf diese Stunde . . .

Maxentius muß bald erkennen, daß sich Cynthia's Prophezeihung bewahrheiten zu wollen scheint: Pollius meldet ihm das Gerücht von Constantin's Herannahen, ja, daß er schon in der Nähe Roms stehe! Der Imperator beschließt, heimlich, während die ihn hassenden Römer sich zu der blutigen Thierhetze im Amphitheater versammeln, mit dem kleinen Häuflein der ihm noch ergebenen Soldaten Constantin gegenüberzutreten! — In einem kluftenreichen Hain, der eine Aussicht auf Rom gewährt, findet die Handlung des letzten Aktes der „Märtyrer" ihren Abschluß. Der Kampf an der milvischen Brücke ist geschlagen; die Soldaten des Maxentius sind getödtet — er selbst flüchtet sich, verfolgt von Constantin und dessen Scharen — und erscheint schließlich auf einem hohen Felsen, unter dem der Tiberstrom vorbeirauscht. Ein Entrinnen ist nicht mehr möglich: unter ihm die Wogen, hinter ihm die Soldaten Constantin's und bald dieser selbst.

Const. Laßt ab von ihm, er ist doch wehrlos schon.
Max. Noch nicht so ganz, daß ich nicht rächend noch
Den Stahl in dich, Verräther, stoßen könnte!

Er führt einen Streich mit dem Schwerte nach Constantin; da dieser jedoch demselben ausweicht, trifft die Klinge den Felsen, daß sie zerspringt.

Const. Verruchter! Sieh, Gott selbst hat hier gerichtet;
Ergieb dich willig! . . .
. . . Dein Leben schenk' ich dir!
Max. Da schenkst du einen Becher mir voll Gift.
Ich will nicht leben, will vernichtet sein!

Vernichtung, ha, wie süß, wie süß!
... Ha! deine Rache wolltest du verspäten,
Ich habe noch gewalt'ge Bund'sgenossen,
Die mir ein sicheres Asyl gewähren; —
Das, Constantin, das sind die Tiberwogen.
(Er stürzt sich den Felsen hinab in die Tiber.)

Constantin aber, der durch einen Boten von dem für ihn günstigen Stande der Dinge in Rom Kenntniß erhalten, wendet sich schleunig mit seinen Legionen gegen die Stadt. — Kaum hat Constantin den Hain verlassen, als diesen eine Schar flüchtiger Christen unter Porius' Führung als Schlupfwinkel aufsucht. Von einer hügeligen Erhebung des Haines aus bietet sich eine Aussicht auf's Amphitheater. Klopfenden Herzens besteigt Prusias auf Wunsch seiner Glaubensgenossen den Hügel, um ihnen zu verkünden, was er sieht:

Das Volk hat schon die Sitze vollgedrängt;
Gereiht am Platze sitzt schon der Senat;
O Himmel, nun, nun führt man uns're Brüder,
Die heil'ge Schar, zum Kampfplatz sie, zum Tode.

Por. Kann keinen aus der Schar dein Aug' erkennen?

Prus. Mein Blick kann nicht die einzel'nen so deutlich
Erschau'n und unterscheiden; dort gewahr'
Ich einen weißen Schleier.

Por. Der
Ist jener Cynthia's, der Heldenjungfrau!

Prus. Nun, Greuelanblick! öffnen sich die Schranken!
Ha, welche Ungeheuer stürmen los
Auf die dem Tod geweihten Brüder! Gott!
Mit Mörderzähnen reißen sie die Schar
Der Heil'gen nieder! Ha, das greise Haupt,
In das des Tigers Zahn sich grimmig hackt,
Ist das nicht unser Eremit?

Die Christen. Hilarius!
Por. Verkläre deinen Diener, ew'ger Gott! —
Pruf. Was zeigt sich meinem Blick?!
Es trennt sich rasch das Volk! —
Am Aeußersten der Chore seh ich's wimmeln,
Wie von Soldaten! —
Por. Das ist Constantin!
Dorotheus. So unvermuthet? Hat
Sich das Gerücht bewährt, das dunkel nur
Gegangen unter'm Volk? —
Pruf. Ja, Constantin!
In endloser Verwirrung flüchtet sich
Das Volk! Es drängen Constantin's Soldaten
Vor, in der unbewehrten Stadt! Ja, Rom
Ist überfallen!
Pruf. Und der Christen Schar?
Derselben viele seh ich dort
Im Kampfplatz noch. O kommt und seht!
(Mehrere besteigen die Anhöhe; nur die Greise bleiben zurück).
Hiero (vom Hügel herabsprechend):
Des Heeres Strom ergießt sich durch die Stadt;
Nichts kann in der Verwirrung mehr
Das Aug' erkennen.
Por. So ist's Constantin,
Durch den Gott seine Widersacher schlägt!
(Zwischen dem Gesträuch kommt Eudorus hervor und sagt, die Christen noch nicht gewahrend:)
Wo find' ich sie?
(Er erblickt sie).
Ach hier! — Seid mir gegrüßt!
(Freudig eilen die Christen ihm entgegen.)
Por. Dich dürfen wir noch einmal, frommer Vater,
In uns're Arme schließen? Heil'ger Gott!
Gerecht sind deine Wege!
Hiero. Sind alle uns're Brüder auch gerettet?
Eud. Nicht alle zwar; doch viele; gierig rasen noch
Die Ungeheuer dort; blickt nur hinab;

Doch Preis und Dank dem Höchsten. Constantin
Ist innerhalb der Mauern Roms.
. . . Maxentius fand in der Tiber seinen Tod.
Mit Windesschnelle lief die Botschaft durch die
Erstaunte Stadt; wir flüchteten,
So gut wir konnten, uns in der Verwirrung;
Vielmehr noch riß der Schwall des Volks uns fort.
Schon glüht ich zwar von süßer Himmelsahnung,
Doch auch an euch knüpft mich ein süßes Band!
Rom nimmt den Sieger freudig auf; kein Gegner
Wagt es, dem Mächtigen entgegen sich zu stellen.
Das heil'ge Kreuz pflanzt Constantinus auf,
Des Christenthums Bekenner; Friede wird
Den Christen lächeln; unter seinem Scepter
Gesegnete Geschlechter blüh'n; ja bessere
Geschlechter; feiern darf die Kreuzeslehre
Den herrlichen Triumph und Engel stimmen
In unsern Jubel ein! Du nimmst, o Gott!
Heut deiner Ehre letzte Zeugen auf, —
Doch unser schönster Edelstein, die hehre,
Die hohe Jungfrau, Cynthia, o seht,
Ob sie entrinnt!

(Prusias besteigt den Hügel wieder.)

Prus. Ja, dort gewahr' ich sie;
Im weißen Schleier; mitten kniet sie dort
Im Kampfplatz, faltend fromm die Hände.
Erhab'ner Anblick, wie die Heil'ge dort
Allein noch zwischen Ungeheuern kniet.
Der Himmelsglanz, der ihr entstrahlet, scheint
Die blut'gen Mörderzähne fernzuhalten;
Jetzt, jetzt naht sich der Tiger, grimmig wild
Der heil'gen Heldin; ach sie sinkt, sie sinkt! —

Eud. Mit deinem Strahlenkranze schmücke sie,
Die Engelreine! Nimm der Opfer letztes!
Ihr gib die Krone strahlender Verklärung
Und Frieden uns! Nun betet an im Staube!

(Alle sinken auf ihre Knie.)

(Unter den Klängen aus weiter Ferne klingender Harfen öffnet sich die Wolkenhülle und läßt einen Strahlenkreis erblicken, in welchem Erocles und ihm zur Seite Dorias und Hilarius gesehen wird. Nun gewahrt man Cynthia in einem weißen goldbesäumten Kleide mit einem Kranze geschmückt, himmelan schweben, und in die Arme ihres Vaters sinken. Das einst aus dem Kerker Cynthia's entführte Kreuz schwebt glänzend über der Gruppe — leiser und leiser verschweben die fernen Harfentöne.)

Mit diesem Bilde schließt die Tragödie. —

Dem — P. Sengschmitt überreichten — Exemplare der „Märtyrer"[1] hat der junge Dichter Widmungsworte vorangeschickt, eine Einleitung, in welcher er u. a. vom Beginn und der Vollendung seiner Arbeit im Februar und August 1845 spricht und hinzufügt: „... Mit den Jahren an ästhetischer Einsicht gewinnend, traf ich in gegenwärtigem Jahre (1846) mehrere Veränderungen damit, die freilich nicht vermögend waren, zu einer gewissen Stufe der Vollendung einen Versuch zu erheben, dessen Plan und Anlage in eine Zeit zurückreicht, wo ich ebensowenig mit der hohen Bedeutung der Poesie, als

[1] Dieses Dedikationsexemplar wird in der Bibliothek des Wiener Schottenstiftes als werthvolles Curiosum sorgfältig aufbewahrt. Aber wie alle Jugendwerke, finden sich auch „Die Märtyrer" im Nachlasse Hamerling's; und zwar sogar in zwei Abschriften — die eine aus dem Jahre 1845, die zweite aus dem Jahre 1846. Auch die an P. Sengschmitt gerichtete Vorrede liegt dem einen der Exemplare im Konzepte bei. — Vierzig Jahre waren seit jener „Widmung" verflossen, als man im Jahre 1887 im Schottenstifte auf die sonderbare Idee kam, „Die Märtyrer", die doch nur litterarhistorisches Interesse beanspruchen können, durch Druck als Goldschnittbändchen zu veröffentlichen. Schon war hierfür ein Verleger (in Wien) in Aussicht genommen. Zum Glück aber hatte der damalige Bibliothekar Dr. Vincenz Knauer die Vorsicht, Hamerling von dem Plane zu verständigen. In umgehendem Schreiben verbat sich der Dichter die Publikation, nicht nur seinem Erstaunen über das Vorhaben Ausdruck gebend, sondern auch nachdrücklich betonend, daß das Recht einer Veröffentlichung lediglich ihm und nach seinem Ableben seinen Rechtsnachfolgern zustehe.

mit dem Technischen derselben vertraut war und meine Begriffe noch mancher Läuterung bedurften . . . . Vielleicht kann die unscheinbare Blüthe sich einst schöner und freundlicher entfalten. Trägt doch sogar oft der Wind das Samenkorn einer Eiche auf eine öde felsige Höhe; — der Same aber keimt oben in der sparsamen Erde und wird zur Eiche. Diese sproßt dann herrlich empor, hebt die Aeste himmelan, blickt von der luftigen Höhe mit schweigendem Ernste nieder und breitet weithin über das Thal ihre riesigen Schatten."

Wir brauchten eigentlich diesen Worten nichts weiter hinzuzufügen.

Daß sich in einem Drama, das ein Fünfzehnjähriger — und wäre er auch noch so talentvoll — dichtet, Fehler finden — Fehler, sowohl hinsichtlich des Planes, als auch der Ausführung, ist fast von selbst verständlich. Wer wollte auch von einem Knaben richtige Prüfung des Stoffes, kunstgemäße und regelmäßige Ordnung desselben, gänzlich unwandelbare Festhaltung der Charaktere, die zu getreuer Zeichnung der letzteren unumgänglich nothwendige tiefe Sach- und Menschenkenntniß fordern . . .? — An dem Werke darum — geradeso wie an allen Jugenddichtungen Hamerling's — strenge, auf ästhetischer Basis ruhende Kritik zu üben, muß als zwecklos erkannt werden; ja selbst der Hinweis auf Lessing's strenges und gerechtes Gericht über die Märtyrertragödien wird überflüssig erscheinen: — — „Die Märtyrer" werden vor allem als Denkmal des schon damals in unserem Poeten sich ankündenden Triebs nach Schöpfung

eines Großen gelten — als Denkmal eines in des Dichters erster Jugend sich bereits leise ankündenden Dranges, zu schildern das nach neuer Gestalt ringende Dasein; dann aber auch als glänzendes Zeugniß der schon im Knabenalter sich äußernden ungewöhnlichen Sprachbeherrschung und endlich als hervoragender Markstein von des Dichters damaliger Seelenstimmung — einer Stimmung, die — identisch mit der seines frommen Freundes P. Hugo — in Hilarius' begeisterter Apologie des Christenthums einen höchsten Ausdruck gefunden.[1] — —

Dieser Grundton des Klosters zittert auch in den meisten der zu Anfang des Wiener Aufenthaltes

---

[1] P. Berthold Sengschmitt starb 1852. Der unmittelbare Uebernehmer seines Lehramtes wurde P. Hugo Mareta, ein deutscher Benediktiner jeder Zoll, ein Ehrenmann mit steifem Rückgrat und strammem Nacken — und ein Lehrer, der in den ihm unterstehenden Obergymnasiasten nicht ordonnanzmäßig zu drillende Sklaven, sondern zur Selbständigkeit des Denkens zu erziehende junge Männer sieht. Als P. Mareta Mai 1892 sein vierzigjähriges Dienstjubiläum feierte, haben sie ihm freilich keine goldene Ehrenmünze prägen lassen, kein Ehrenbürgerrecht verliehen, auch keine Schulstiftung nach ihm benannt. (Und es ist gut so — man könnte sonst vielleicht meinen, durch P. Mareta's Zelle streiche byzantinische Luft.) Aber eine Reihe einstiger Schüler hat sich zusammengethan — sämtlich Germanisten, darunter vier Hochschulprofessoren —, die ihrem hochgeliebten einstigen Professor ein Bändchen eigens anläßlich dieses Festes verfaßter wissenschaftlicher Abhandlungen überreichten, um ihm „die Namen einiger Schüler in Erinnerung zu rufen, welche auf dem Wege weiter fortgeschritten sind, auf dem sie ihm die erste Leitung verdankten". Da hat es sich nun schön gefügt, daß in diesem von Prof. J. Minor redigirten Bändchen, welches Schulrath P. Mareta, also dem Nachfolger P. Sengschmitt's, gewidmet ist, ein kurzer, eine Druckseite fassender, aber recht warm geschriebener Essay über Hamerling's „Märtyrer" Aufnahme gefunden hat: „Ein Jugenddrama von Robert Hamerling" von P. Meinrad Sadil (einem jungen Mitgliede des Schottenstiftes). Leider ist die Jubiläumsschrift nur als Manuskript in hundert Exemplaren gedruckt worden, doch hat ein Wiener Tagesblatt — die „Deutsche Zeitung" — in ihrer Nummer vom 3. Mai 1892 dem interessanten Sadil'schen Aufsatz durch Abdruck weitere Verbreitung verschafft.

entstandenen kleineren lyrischen und epischen Gedichte nach.[1] . . . Als frommer Knabe voll und ganz predigt er die Vergänglichkeit des Irdischen und das Glück, das oben erst uns winkt! Es

> . . . schwinden unsers Lebens Träume,
> Bis in die lichterfüllten Räume
> Sich fessellos die Seele schwingt;
> Macht nicht zum Ziele eures Strebens
> Das Irdische. Ihr sucht vergebens
> Ein Glück, das oben erst uns winkt.

---

[1] Von den wenigen profanen Gedichten dieser Zeit haben einige das Recht, Mittheilung zu verlangen.

Ode an Fortuna.

> Göttin, die mit dem Glanz ewiger Hoheit prangt,
> Die mit dem goldenen Stab herrschet im Erdenkreis
> Auf dem Throne von Demant! Stets
> Von den Sterblichen angefleht!
> Sei mir, Herrliche, hold; reich' aus gefülltem Horn
> Mir, den lange du flohst, eine der Gaben, die
> Wonne sterblichen Menschen bringt,
> Wie die Rose der Thau erquickt.
> O! wie schmeichelnd und süß, lächelt die Hoffnung mir,
> Die, ein lieblicher Stern, immer voran dir geht;
> Nimmer dulde, daß treulos sie
> Mir zerstöre mein stilles Glück! —
> Rosig schwebe herauf, schön wie das Morgenroth,
> Halt dann, Liebliche, mir über dem Scheitel still,
> Schüttle dein Horn und regne dann
> Segen über mein Haupt herab,
> Dauernde Wonn' und Lust! — Und dir zum Preise dann
> Ruf ich den Musenchor nieder vom Helikon
> Und ich singe, Fortuna, dir
> Hohe Lieder mein Leben lang.

Dithyrambe.

> Kehrest du nimmer,
> Seliger Friede,
> Nimmer zurück?
> Lächelnde Hoffnung, du Zaubergebilde,

Er besingt das Vaterland des Erdenpilgers jenseits der Sterne:

Ueber Sternen, über Sternen,
Erdenpilgern unbekannt,
Weit in unerspähten Fernen
Liegt das schöne Vaterland.

Dem trauernden Menschen ruft er zu:

Siehst du nicht die Sterne flimmern? —
Denk: Du sähst in ihrem Schein
Zinnen deiner Heimath schimmern, —
Und du wirst getröstet sein. —

Engel voll süßer elysischer Milde,
Strahlet mir nimmer dein liebender Blick?
Du Tochter des Himmels,
Was fliehst du so schnelle,
Um nimmer zu kehren
Gleich Wind und gleich Welle.

„Dulder, sie ist nicht
Auf ewig verloren,
Lasse den Harm!
Drüben dereinst an Elysiums Schwelle
Winkt dir der Friede voll ewiger Helle
In seinen offenen liebenden Arm."
Mein Auge blickt aufwärts
Voll Gluthverlangen,
Wohin mir der Friede
Vorangegangen.

„Komm denn, ich leite
Sanft dich hinüber
Mit sicherer Hand.
(So ist's ja billig den Dulder zu lohnen!)
Jene Gefilde voll ewiger Wonnen
Nenne dein ewiges Vaterland!"
Mein Busen wird ruhig,
Ich wall' über Sterne,
Elysiums Pforten
Erglänzen von ferne.

oder er tröstet ihn

> Dort ist erst Ersatz der Leiden,
> Die des Menschen Brust geengt,
> Dort verkehrt in Edens Freuden
> Sie, der unser Schicksal lenkt.

Dem Höchsten singt er Preis und Dank, daß er ihm den Geist gegeben, der einst, wenn des Leibes Fesseln gefallen, eindringen darf in die Geheimnisse des Daseins — —

> ... Was nie gelehrt der Weisen Mund,
> Wird dann ihm ohne Rückhalt kund;
> Des Wissens Durst er stillen kann
> Dort in der Kenntniß Ocean.

Morti solos cineres.

Unser Geist trägt schnöde Bande —
Exilirt vom Vaterlande! —
Doch er ist nichts Sterbliches.
Aufwärts wird er einst sich schwingen,
Wenn der Kette Glieder springen:
Morti solos cineres.

Wenn ich träge will erschlaffen,
Statt zu wirken, statt zu schaffen,
Hell vor meiner Seele steh's,
Du mußt — heiß dich mühend — streben,
Ueber'm Grab noch sollst du leben
Morti solos cineres.

Dieser Spruch (— und nicht vergebens! —)
Sei das Wahlwort meines Lebens,
Sei mein Höchstes, Heiligstes;
Wenn die Augen sich verdüstern,
Noch im Tode will ich flüstern:
Morti solos cineres.

Und wenn einst das heißgeschätzte
Vaterland mein Lied ergetzte —
(Wünsch' ich doch so innig es!) —,
Schreibt, o schreibt mir auf die Steine,
Die mich decken, nur dies Eine:
Morti solos cineres!

Und unnennbare Seligkeit
Beglückt ihn dann in Ewigkeit;
Am Quell der Wonne trinkt das Herz
Vergessen jedem Erdenschmerz.

Das schenkst du, Gott, aus Lieb und Huld
Dem, der geblieben ohne Schuld,
Wer rein bewahrt, was deine Lieb'
Als dein Gesetz ins Herz uns schrieb.

Drum lobe meiner Leier Klang
Den Höchsten stets in Preis und Dank;
Ihr Wesen all', frohlocket ihm
Vom Wurm bis zu den Seraphim.

Er versucht sich in einer Nachdichtung des 104ten Psalmes und wählt aus der Bibel Stoffe zu poetischen Erzählungen. So schildert er uns die Geschichte des verlorenen Sohnes in fünffüßigen reimlosen Trochäen und malt in achtzehn wohlklingenden Stanzen die Heldenthat Davids gegen die Philister.

Und noch eine Vierzeile sei hier zum Abdrucke gebracht, doch nicht so sehr um ihres poetischen Werthes willen:

Wie man's nimmt.

Warum ward den Patriarchen
Ein so hohes Alter? „Ei!
Lag nicht damals in der Wiege
Noch die Kunde der Arznei?"

Bekanntlich hat Hamerling, der durch mehr als zwanzig Jahre an Gedarmtuberkulose litt und ihr auch schließlich erlag, nachdem sich ein Nierenkrebs zugesellt, seinem qualenreichen Siechthum zum Trotz alle ärztliche Hülfe verschmäht; — er litt und starb ohne Arzt: er hat von der Kunst der Medizinmänner nicht viel gehalten. — Man hat immer geglaubt, daß diese seine Abneigung gegen die Jünger Aeskulaps eine Folge seiner medizinischen Studien 1849—52 gewesen ist — sie scheint aber obigem Epigramm zufolge noch um etliche Jahre zurückzudatiren.

Versuch einer Uebersetzung des 104ten Psalmes in Hexametern.

I.

O Jehova, mein Gott, von welcher erstaunlichen Größe
Bist du, von Majestät und Himmelsglanze umflossen.
Mit dem Lichte hast du wie mit einem Kleid dich umgeben! —
Ausgespannt hast du wie ein Zelt die Fernen des Himmels
Und deine Säle mit Wasser gewölbt. — Du steigest auf Wolken
Wie auf einen Wagen und gehst auf den Flügeln der Winde,
Sterne hast du zu Boten und Feuerflammen zu Dienern!
Auf sich selbst hast du dès Erdballs Schwere gegründet!
Ewig wanket er nicht! — Wie ein Kleid umgiebt ihn der Abgrund!

II.

Ueber den Bergen hielten Wasserfluthen, du schaltest
Und sie nahmen die Flucht, sie fuhren zitternd zurücke
Vor deines Donners Stimme. — Aufwärts streben die Hügel,
Thäler sinken hinab, an den Ort, den du ihnen bezeichnet, —
Nimmer kehren sie zurück, die Gewässer, das Land zu bedecken!
Eine Grenze hast du gesetzt, die sie nicht überschreiten.
Du bist es, der die Quellen leitet in dunklere Thäler!
Durch die Berge hindurch nun singen sie ihre Gewässer; —
Hieher kommen sodann die Thiere des Feldes zu trinken,
Und es wartet darauf das Kameel, den Durst sich zu löschen.
An dem Rande sitzen die Vögel und singen im Laube.
Mit der Wolke Gewässern feuchtest du selber die Berge,
Fruchtbar wird die Erde, von deinem Segen gesättigt.
Sprossen läßt du das Gras, den Thieren zu Speise, und Pflanzen,
Woraus Brot du uns schaffst, des Menschen starke Erquickung,
Wein, der sein Herz erfreut, und Oel, das die Stirn ihm entfaltet. —
Und gesättigt steh'n die erhabenen Wipfel der Bäume,
Libanons Cedern, gepflanzt von der Hand des großen Jehova.

Dort baut das Federwild sein Nest und des Reihers Geschlecht, auch
Gemsen flieh'n zu des Felsen Hut, Kaninchen zur Steinkluft.

III.

Du, der den Mond du formtest, um einzutheilen die Zeiten,
Und die Sonne, die kennt das Ziel ihrer ewigen Laufbahn,
Führest das Dunkel herauf: es wird Nacht! Die Thiere des Waldes
Zieh'n durch die Fluren nun; nach Beute brüllet der Löwe,
Speise fordernd von Gott. —
Nun erscheint die strahlende Sonne.
Schon versammelt sind sie und liegen in ihren Höhlen. —
Und hervor tritt der Mensch ans Tagewerk bis zum Abend.

IV.

Herr! Wie sind deine Werke so schön! Mit unendlicher Weisheit
Hast du alles geordnet! Voll ist die Welt deines Segens!
Siehe — das unermeßliche Meer selbst erfüllet von Leben
Großer und kleiner Thiere, Schiffe fliegen vorüber,
Ungeheuer wohnen allda, mit dem Wogengischt scherzend.
Alle warten auf dich, auf Speise, wie sie es bedürfen.
Oeffnest du deine Hand, so erfüllst du sie alle mit Segen,
Wende dein Angesicht weg: sie erschrecken! Nimm ihnen den Odem,
Und sie vergeh'n, und sie sinken zu ihrem Staube zurücke!
Lasse den Odem frei: so werden sie wieder geschaffen,
Und der Erde Gestalt wird sich aufs neue verjüngen!
Ewig werde Jehovas hoher Name gepriesen!
Ewig freu' er sich selbst auch über seine Geschöpfe!
Er, dessen Blick die Erde trifft, so daß sie erbebet,
Der die Gebirge berührt, so daß sie verrauchen! —
Mein Leben
Will ich Jehova singen, ihn loben, so lang' ich noch athme!
Möchte mein Lob ihm wohlgefallen, denn er nur allein ist

Meine Freude, mein Glück! — Daß Alle müßten verderben,
Die ihn beleidigen! O würden doch Alle vernichtet! —
Strebe, o meine Seele, das Lob Jehovas zu singen.

Der verlorne Sohn.

I.

„Vater, laß mich zieh'n nach fernen Ländern,
Laß mich in der Fremde meines Wissens
Schatz vermehren, daß ich kennen lerne,
Was das Ausland beut — und fremde Völker,
Städt' und Sitten schauen, laß mein Glück mich
Suchen in der weiten Welt, und wenn ich
Es gefunden, will ich zu der Heimath
Theuren Herden wiederkehren. Gib mir
Meinen Theil vom Erbe, laß des Herzens
Mächt'gen Trieb mich folgen."
Also redet
Jetzt der Sohn zum Vater, der ihn liebte.
Und mit Schmerz vernahm er seine Rede,
Denn den theuren Sohn von sich zu lassen,
Fiel ihm schwer. Mit wehmuthvollen Blicken
Sah er jetzt auf ihn und schien ihn traurig
Noch zu fragen: „Ist der süße Friede
Hier im Kreis der Deinen für dich reizlos?
Fort willst du in fremde Länder ziehen?
Um vielleicht nie mehr zurückzukehren?"
Aber in des Jünglings Antlitz sah er
Muthige Entschlossenheit. „Wenn also,"
Sagt er, „dich dein Herz drängt fortzufahren,
Will ich thun, was du verlangst. Ich will auch
Deinen Theil dir geben, der dir zukommt."
Und er gab ihm seinen Theil. Deß freut sich
Nun der Jüngling, und nicht ferner achtend
Seines Vaters stillen Schmerz, verließ er
Unbetrübt und thränenlos die Heimath.

II.

Schnell muß ohne Führer sich der Jüngling
Auf dem rauhen Lebenspfad verirren —
Mit den Miteln reich verseh'n, die tauglich,
Einen Bösewicht zu schaffen, sind — und
Von der Welt voll Lockungen umgeben
Und von Schmeichlern, die für seinen Reichthum
Freundschaft heuchelten dem Unerfahr'nen.
Es erfasset ihn der Freuden Taumel,
Macht ihn blind und taub, er wird ein Schwelger,
Und die Schwelgerei läßt ihm zu denken
Niemals Zeit; von seinem Gold bethöret,
Hat sein edler' Ich er nun vergessen. —
Aber ach! wie bald versiegt die Quelle,
Und mit Schrecken sah sein Glück er weichen,
Nun lehrt ihn der Mangel wieder denken.

III.

Mittellos sinnt er, wie er sein Leben
Fristen könne; unter Müh und Plagen
Sieht er traurig sich nunmehr gezwungen
Sich sein Brot zu suchen. Bitt'rer Mangel
Weichet nun nicht mehr von seiner Seite,
Und gedrückt fühlt er sein herbes Schicksal
Doppelt schwer, wenn er der bessern Zeiten
Sich erinnert, die im Vaterhause
Er genossen. Oft gedacht er dessen,
Und der erste Funke der Erkenntniß
Fiel in seines Herzens Nacht; er suchte
In sich selbst des Uebels Spur und fand sie.
Reuig nun gedacht er seines Fehlers.
Thränen näßten seine Wangen. Reue
Nagte immerdar an seinem Herzen.
Nirgends fand er Ruhe, und beständig
Stand der Vater ihm vor Augen, den er
Undankbar verlassen. O wie gerne

Wollte er dies ungeschehen machen! —
Inniger stets ward die heiße Sehnsucht
Zu dem Vaterlande, seiner Heimath,
Reif ward der Entschluß in seinem Herzen,
Zu dem Vater wieder heimzukehren;
Schwankend lange zwischen den Gefühlen,
Die in seinem Herzen feindlich kämpften,
Ueberwältigte sein Herz die Sehnsucht,
Und er eilte fort mit raschen Schritten,
Reuig sich Vergebung zu erbitten.

IV.

Kaum ward diesem Kunde, der Verlorne,
Sei zurückgekehret und gefunden,
Ueberwallt sein Herz von süßer Wonne.
Er gedachte nur des theuren Sohnes
Und nicht des Verirrten; er ging freudig
Ihm entgegen. „Vater," sprach der Büßer,
„Kannst du mir vergeben? Nicht zum Sohne,
Zum Geringsten unter deinen Dienern
Mache mich, und ich bin neu beglücket."
Väterlich schloß dieser den Verirrten
In die Arme, und an seinem Herzen
Liegt der Sohn und weint der Reue Zähren.
„Stille deiner Thränen Lauf," so sagte
Der Versöhnte. „Aber Freudenthränen
Weine wieder, Sohn, am Vaterherzen."

David und Goliath.

Es hatten die Philister sich zum Kriege
Gen Israel, das Volk des Herrn, vereint;
Daß seiner Herrschaft dieses Volk sich füge,
Erhob sich nun Jehovas alter Feind,

Schon stolz auf künft'ge ungewisse Siege,
Weil schwächer wohl an Macht der Gegner scheint,
Doch Gott, den ihres Spottes Pfeile trafen,
Beschützte seines Volks gerechte Waffen.

Der König Israel mit seinen Scharen,
Die mit ihm ausgezogen in den Streit,
Schlug, im Vertrau'n zum Höchsten die Gefahren
Verachtend, nun von jenem Ort nicht weit,
Wo die Philister schon gelagert waren,
Sein Lager auf, zum nahen Kampf bereit.
Doch besser wußte Gott es bald zu wenden
Und ohne blut'gen Kampf den Krieg zu enden.

Ein Riese, wild und furchtbar anzuschauen,
Im Feindesheere Goliath genannt,
Von mächt'ger Kraft, in fern'n und nahen Gauen
Durch unbezwung'ne Stärke längst bekannt,
Der nahte sich voll eitlem Selbstvertrauen
Dem Orte, wo der Juden Lager stand,
Und ruft in wildem, schlechtverhehltem Grimme
Den Gegnern höhnend zu mit lauter Stimme:

Was zieht ihr gegen uns, gewalt'ge Mächte,
So viele her zum unheilvollen Streite?
Betrete einer mit erprobter Rechte
Nunmehr mit mir die Schranken kampfbereit.
Soviel entsendet ihr in Todesnächte
Durch eures Armes Kraft und Tapferkeit,
Laßt eurer Helden Muthigsten erscheinen,
Sich nun mit mir zum Kampfe zu vereinen.

Er nahe schnell und trete in die Schranken;
Wenn seines Gottes Schutz er hoffend glaubt,
Er komme nur; nicht eher mag er wanken,
Bis er den Lobeer mir im Kampf geraubt.

Den kühnen Sieg mag dann sein Volk ihm danken!
Und schmücken mit des Ruhmes Kranz sein Haupt.
Befehlen mag sodann uns euer König,
Ist mein der Sieg, seid ihr uns unterthänig.

Da sieht er alle Gegner muthlos zagen,
Was seinen Stolz mit neuer Flamme nährt.
Er wiederholt an allen künft'gen Tagen
Die Forderung, dem Feinde zugekehrt.
Obgleich der König Denen, die es wagen,
Versprechen reichen Siegeslohns gewährt,
Erfasset doch, die diesen Gegner schauen,
Sogar die Muthigsten ein banges Grauen.

Da kam ins Judenlager einst geschritten
Der junge David, noch von Alter zart,
Mit dessen frommen tadellosen Sitten
Sich kluger Sinn und Seelengröße paart,
Und seines Geistes jugendliche Blüthen
Versprachen Früchte reich der besten Art.
Im Lager nun aus seiner Brüder Munde
Vernahm er jener Dinge bange Kunde.

In seinem Herzen werden die Gefühle
Des Schmerzes über diese Botschaft laut;
Es wühlt in ihm, der Kämpfer sein'n so viele
Und keiner Gottes Schirme sich vertraut!
Und schon entsteht in ihm der feste Wille,
Für Gott, auf dessen Schutz er gläubig baut,
Den Kampf mit jenem Mächtigen zu kämpfen
Und bald des Frevlers stolzen Sinn zu dämpfen.

Zum König eilet er mit schnellem Schritte
Und spricht zu ihm mit demuthsvollem Sinn:
Gewähre nun, o König, mir die Bitte,
Sieh nicht auf das, was ich an Alter bin.

Nein sieh vielmehr, o Herrscher voller Güte,
Auf die Gefühle, die die Brust durchglüh'n.
Mit Goliath laß in den Kampf mich gehen,
Durch Gott will ich ihn ehrenvoll bestehen.

Es blickt, als er das kühne Worte gesprochen,
Der König voll Verwunderung ihn an.
Der Frevel werd', entgegnete er, gerochen
Durch einen stärkern, mächtigeren Mann.
Es ist gewiß, daß er uns unterjochen,
Wenn Gottes Hand uns schirmet, nimmer kann.
Du aber, Jüngling, hast zu dem Geschäfte
In zarter Jugend noch nicht volle Kräfte.

Der Gott, entgegnet er, der zum Vollbringen
Des Guten Stärke huldreich uns verschafft,
Der rüstet mich, soll mir das Werk gelingen,
Mit seiner Gnade segensreicher Kraft,
Und über jenen Feind will ich erringen
Den Sieg, den Keiner ihm bisher entrafft.
Laß folgen mich, o Herr, des Herzens Triebe
In Gottvertrau'n und Vaterlandesliebe.

So gehe denn dem kühnen Feind entgegen,
Ruft nun der König, innerlich bewegt,
Nicht ohne Gottes hohen Schutz und Segen
Ist, wer ihn so wie du im Herzen trägt.
Der stärke dich auf solchen steilen Wegen,
Der donnernd feiger frevler Herzen schreckt,
Mit Jugendkraft und göttlichem Geleite.
Geh, kühner Jüngling, hin zum hehren Streite.

So spricht der König, und mit süßer Wonne
Vernimmt es David; heißer wallt sein Blut,
Und durch die Hoffnung jener Siegeskrone
Flammt höher auf sein kühner Heldenmuth.

Sein Fleh'n steigt aus der Brust hinan zum Throne,
Worauf des Siegs gerechter Spender ruht,
Nicht unerhört, gefäll'ge Opferflammen
Sind die Gebete, die vom Herzen stammen.

So bleibt er mit des Höchsten Kraft im Bunde —
Im heißen Kampf das sicherste Geleit. —
Dem mächt'gen Gegner ward sogleich die Kunde,
Zum Kampfe sei ein Gegner nun bereit.
Er spottet nun mit frevelhaftem Munde
Des schwachen Feindes, und der nahe Streit
Dünkt ihm ein Spiel nur; sonder Müh und Plagen
Hofft er des Jünglings zarte Kraft zu schlagen.

Vertrauend seiner Waffen falschem Glücke,
Naht sich der Riese, furchtbar anzuschau'n.
In seinem Herzen trägt er falsche Tücke,
Hochmüth'gen Sinn und eitles Selbstvertrau'n.
Mit seines Auges wuthentflammtem Blicke
Sprüht er auf seinen Gegner Todesgrau'n,
Sein starker Arm trägt schwere blanke Waffen,
Die schon so manchen Gegner tödtend trafen.

Doch David, nicht mit schwerer Wehr gerüstet
Und nur durch hohes Gottvertrauen kühn,
Tritt vor den Gegner, der sich höhnend brüstet,
Mit seiner Schleuder ohne Schrecken hin,
Und den bewehrten Riesen überlistet
Er mit Besonnenheit und klugem Sinn;
Er wußte rasch mit wohlgeübten Händen
Den mächt'gen Stein der Schleuder zu entsenden.

Den Gegner, der sich erst so mächtig glaubte,
Der Israels erhab'nen Gott verlacht,
Trifft nun der unheilvolle Stein am Haupte
Aus Davids Händen mit gewalt'ger Macht.

Und als der Wurf ihm die Besinnung raubte,
Umhüllt sein Auge grauenvolle Nacht.
Er sinkt; so sinkt der Baum, den Blitze splittern,
Wenn rings vor Gottes Donner Berge zittern.

Der Juden Scharen, die mit bangem Beben
Entgegen erst dem End' des Kampfs geseh'n,
Beginnet nun der Jubel zu beleben,
Das Dankgebet steigt zu des Himmels Höh'n.
Den Feinden hat der Herr den Schreck gegeben,
Er, der den Kampf so herrlich zu besteh'n
Den schwachen Jüngling mächtiger geschaffen. —
So schützt er seines Volks gerechte Waffen.

Deutlicher aber noch als all' dies trägt das dritte größere poetische Werk, das aus unseres Dichters Gymnasialzeit stammt, des Klosters Siegel aufgedrückt — die Dichtung „Eutychia oder die Wege zur Glückseligkeit in drei Gesängen".

Der Kleine brachte sie in etwas über einem Monate zu Papier.

14. Nov. 45.

Den Plan von Eutychia entwarf ich abends um 6 Uhr plötzlich. Die Arbeit wird bald fertig werden. Gelingt sie mir, so weiß ich, was ich damit thue.

18. Dec.

Das zweite Buch der Eutychia beendet.

19. Dec.

Wieder einmal recht con amore an der Eutychia elf Strophen gemacht, zum Anfange des dritten Buches.

20. Dec.

Das Gedicht Eutychia beendet.

Das Werk wurde also in der Zeit vom 14. November bis 20. December 45 gedichtet. Es war aber

ein Ergebniß jener Stunden, wo des Leibes Gebreste den Knaben besonders heftig daniederdrückte und der Schule fernbleiben hieß: der Arzt fürchtete beim schlechtgenährten Kleinen einen tuberkulosen Prozeß. In dieser trauriger Lage fand der Knabe eine Zuflucht, wohin irdisches Leid und des Körpers Krankheit ihn nicht zu verfolgen vermochte! — Der Knabe hat sein Werk in Canzonenform gedichtet. Zedlitz' „Todtenkränze", die er September 1845 gelesen und die ihn hochentzückt, wiesen ihn auf diese Strophenform hin, beeinflußten ihn auch wohl etwas bei der Ausführung des Stoffes. Aber der Kleine handhabt das Metrum mit Geschick: — die Canzonen der „Eutychia" weisen eine Fertigkeit in der von diesen südlichen Strophen geforderten Behandlung auf, die bei einem noch nicht sechzehn Jahre alten Knaben, der das ganze Werk in etwas über einem Monate — den dritten Gesang in nur zwei Tagen — zu Papier gebracht, Erstaunen, ja gerechte Bewunderung erregen muß. Der Knabe fühlte, daß ihm sein Werk nicht mißlungen, und er that, was er vorhatte: er überreichte die Dichtung seinem Religionslehrer P. Leander Knöpfer[1] zu dessen

[1] Die Widmung an P. Leander Knöpfer hat folgenden Wortlaut:

„Euer Hochwürden! Die heißen Gefühle des Dankes und der Verehrung, entzündet durch die hohe Milde und Menschlichkeit und väterliche Zärtlichkeit, mit der E. H. eine sich glücklich preisende Jugend umfassen, flammen an dem schönen Tage, wo tausend Segenswünsche beseligten Herzen entströmen, heller und herrlicher in meinem Herzen auf, so daß ich vergebens nach Worten ringe, sie auszusprechen. Getrost aber glaube ich auf die hohe Milde bauen zu dürfen, mit der E. H. uns zu beglücken gewohnt sind; und wage es demnach statt aller Worte, die doch nur ein schwacher Ausdruck meiner Gefühle wären, E. H. dieses Gedicht als das einzige Angebinde, was ich heute mit gerührtem Herzen darzubringen vermag und als ein Denkmal meines heißen

Namenstage. In reifen Jahren selbst hat Hamerling die „Eutychia" als einen Jugendversuch von **relativer Formvollendung** bezeichnet.

Die nachfolgende **vollständige** Mittheilung des Poems wird darum kaum mißbilligt werden können:

I.

Hernieder war die braune Nacht gesunken
Auf Berg und Thal und grüne Blumenmatten,
Die Flur umhüllte schon der Dämm'rung Schleier
Mit schlummerreichen düstergrauen Schatten.
Ich sah verklärt von stiller Abendfeier
Vom Berge aus die Flur im Schmucke prunken!
Mein Auge, feuertrunken,
Sah staunend in die unbegrenzte Ferne,
Sah herrlich da vor seinen ernsten Blicken
Mit stiller Wehmuth bald, bald mit Entzücken
Enthüllt das Glanzgebiet entflammter Sterne. — — —
Da blickt ich fragend in mein Herz zurücke:
Was bist du, Mensch, und was ist dein Geschicke?

Und dunkler ward's um meine Augenlider,
Mir nahte sich ein holdes Traumgebilde
(Mein schönster Traum in diesem Erdenleben!),
Und einen Boten schönerer Gefilde
Sah ich mit heil'gem Ernst herniederschweben;
Hell, wie die gold'ne Sonn' im Glanzgefieder,
Stieg er zur Erde nieder.

Dankes und meiner tiefsten Verehrung zu weihen. Es ist dasselbe (vollendet seit 24. Dec. 1845) ein Ergebniß jener Stunden, wo ich, durch körperliche Krankheit für jede Beschäftigung untüchtig gemacht, in poetischen Versuchen eine Art von Trost und Erholung suchte und fand. Möge es würdig in den Augen des Hochverehrten erscheinen, dem ich schüchtern es zu widmen wagte, und nur in etwas geeignet sein das Denkmal der heiligsten Empfindung meines Herzens für E. H. darzustellen; dann ist sein Zweck und mein schönster Wunsch erreicht.

Rupert Joh. B. Hammerling.

(Die heilige Gestalt beschreib ich nimmer)
Und sprach zu mir (es klang wie Flötentöne),
Mit heit'rem Antlitz voll verklärter Schöne,
Umflossen süß von höchsten Lichtes Schimmer:
Willst, Sterblicher, du meine Rede hören,
So will ich deinen frommen Wunsch gewähren.

Mit Blindheit hat ein Dämon euch geschlagen,
— Ihr von der Lieb' des Ew'gen Auserwählten! —
Und euer Geistesaug' mit Nacht umzogen.
Zu welchem Zweck der Ew'ge bloß dich stellte
Des Lebensmeeres sturmgepeitschten Wogen,
Die stets doch in die sich're Bucht dich tragen?
O Mensch, das kannst du fragen?
Vernimm, dich schuf des Ew'gen Vaterliebe,
Und er hat dir für dieses Erdenleben
Den schönsten liebevollen Zweck gegeben! —
Ihr solltet nach des Herzens regem Triebe
Nur diesen einen höchsten Zweck erreichen:
Den Himmlischen an Seligkeit zu gleichen.

O Mensch, du siehst ein solches Ziel dir winken
Und bebest nicht mit dankendem Entzücken?
Das hörst du, hochbeglücktes, hehres Wesen,
Und höreſt es mit thränenlosen Blicken?
Von dem zum Liebling und Genoß erlesen,
Vor welchem wir, so weit die Sterne blinken,
Andächtig niedersinken! —
Was ist der Thierwelt Ende und Verrichtung?
Von niedersten bis zu den höchsten Stufen? —
Zu deinem Dienste nur sind sie berufen,
Und ihrer Mühe Ende ist Vernichtung.
Du siehst aus deinem Thun, aus deinen Mühen
Dir selbst des Fleißes schönste Kränze blühen.

O Hehrer, sprach ich, auch von Engelszungen
Tönt schrecklich mir des Vorwurfs Donnerstimme.

Doch schon erfaßt es meine Brust wie Schauer,
Den Undankbaren tödte nicht im Grimme;
Die Brust beengt ja Reue schon und Trauer,
Dein Wort ist mir wie Morgendämmerungen
Tief in mein Herz gedrungen; —
Wenn deine Huld die Bitte nicht verachtet
(Es lächelt Milde dir aus dem Gesichte,
Und wohl gewahr ich, daß du kommst vom Lichte),
Zerstreu die Finsterniß, die mich umnachtet!
Den Himmlischen an Seligkeit zu gleichen,
Den hohen Zweck, wie kann ich ihn erreichen?

Sieh' rund um dich im weiten Menschenkreise —
Begann der heil'ge Genius zu sprechen —
Ich höre dich um Längsterkanntes fragen.
Sieh', alle Herzen wünschen, bis sie brechen.
Mit Fleiß beachte nur, was sie erjagen,
Sie suchen Eins, doch auf verschied'ne Weise
Auf dieser Pilgerreise. —
Des Erdenlebens letzte Augenblicke,
Wie einst ein Weiser Gräciens erkannte,
Der die Verblich'nen nur glückselig nannte,
Entscheiden erst des Sterblichen Geschicke.
So laß uns an ein Sterbelager treten,
Wo schon die Seele reißt des Lebens Ketten.

Komm, folge mir, laß furchtlos frei mich schalten,
So will ich weithin über Meer und Lande
Dorthin dich schnell auf Windesfittig tragen,
Wo irgend Einer an des Grabes Rande
Zum letzten Mal fühlt seine Pulse schlagen;
Da sollen mannigfaltige Gestalten
Sich deinem Blick entfalten!
Da sollst du seh'n, wie oft in diesem Leben
Sich Sterbliche nur Schattenglücks erfreuten,
Wie Manche sich für Zeit und Ewigkeiten

Durch Gier nach Erdentand und eitles Streben
Mit eig'nen Händen Dornenkränze wanden
Und ihre hohen Zwecke mißverstanden.

Er sprach's und hob sich dann auf raschen Schwingen,
Und ungeseh'n in Aetherhülle schwebend,
Naht ich mich einem düstern Sterbebette.
Schnell wandt' ich meine Blicke — bange bebend —
Von dieser öden grauenvollen Stätte.
Sie zu beschreiben kann mir nicht gelingen!
Schwer mit dem Tode ringen
Sah ich hier einen meiner Menschenbrüder;
Sein Angesicht, das wildverzerrte, bleiche,
Wies eine nur noch halbbeseelte Leiche.
Ein kalter Schweiß stand um die Augenlider.
Im starren Aug' und auf den bleichen Wangen
Da saßen Tod und der Verzweiflung Schlangen.

Der Anblick hat mit Recht dich hingerissen
(Begann der Cherub); diese Augenblicke
Sie wiegen ja das frohste Erdenleben
Nicht auf, gekrönt von nie gestörtem Glücke!
Wie martert ihn das tobende Gewissen
Mit mehr als Schlangenbissen! —
Und könnten schärfer deine Blicke dringen,
Bis tief hinein zum halberstarrten Herzen,
Da sähst du, wie ihn Angst und Höllenschmerzen
Wie Furienarme grauenhaft umschlingen!
Wie wälzt er sich mit marternden Gefühlen
Geängstigt auf den weichen Schwanenpfühlen! —

Die rings, doch fern vom Lager standen, schienen
Ergriffen mehr vom bebenden Entsetzen,
Als Wehmuth, Schmerz und tiefem Herzenleide. —
Aus diesem Antlitz sprach bald Gier nach Schätzen —
Aus jenem bald geheime Lust und Freude —

Und ich, als nun die Seele schied von hinnen,
Sah — keine Zähre rinnen! — —
Ein banges Grau'n lag um die öde Stelle,
Als nun der Tod behauptet seine Rechte.
Des Frevlers Aug' umflort die Nacht der Nächte;
Mit lautem Röcheln flieht die bange Seele;
Sie flieht — ein öder nebelgrauer Schatten —
Das Werkzeug ihrer fluchenswerthen Thaten.

Was halfen ihm, begann der Cherub wieder,
Als ich mich bebend wandte vor Entsetzen,
Die Freuden alle des vergang'nen Lebens?
Die gold'nen Berge von gehäuften Schätzen?
Die fluchbelad'ne Mühe war vergebens.
Es sinken in die Nacht des Grabes nieder
Die weichverwöhnten Glieder
Und modern der Verwesung dort zum Raube. —
Mag auch der Reichthum Tugenhafte schmücken,
Er wird sie durch sich selbst doch nie beglücken;
Und schnell ist er verweht, gleich leichtem Staube.
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Es beut die Welt kein wahres Glück des Lebens,
Der Erde Boden trägt nicht Himmelsfrüchte; —
Die reifen nur in jenem Sonnenlichte!
Auf diesem Sterne suchst du sie vergebens! —
Nun folge mir, denn es sind deinen Blicken
Noch mannigfache Bilder vorzurücken.

Nun stand ich auf des Todes blut'gen Reichen,
Sah Heere würgen sich im grimmen Kampfe,
Geschütz das blut'ge Todesfeld erschüttern; —
Durchbraust vom Lärm, umwölkt vom Pulverdampfe.
Im Schlachtendonner bange Lüfte zittern;
Sah Tausend sterbend sinken und verbleichen. —

Besät mit edlen Leichen
Erstreckten sich die blut'gen Todesauen,
Weithin geeignet wüthigem Gefechte; —
Darüber lagen der Verzweiflung Nächte
Und die des Todes, wie Gewittergrauen. —
Dann zeigt nach diesen grauenvollen Flächen
Sich mir ein Hain, durchrauscht von sanften Bächen.

Und tiefer trat ich in des Haines Stille;
Da sieht mein Auge in der Bäume Schatten
Verwundet einen Kriegeshelden liegen;
Ein Blutstrom netzte rings die grünen Matten; —
In ew'ge Schlummer säuselnd einzuwiegen,
Ist nun bestimmt im grausen Kriegsgewühle
Die heil'ge Schattenhülle.
Der frohe Schauplatz sanfter Frühlingslieder,
Durchflötet von Aëdons Zaubertönen,
Vernimmt des Todes angstvoll banges Stöhnen,
Hallt von des Kriegers letzten Seufzern wieder,
Der fluchend bald, mit starrem Aug' sich hebet,
Bald röchelnd niedersinkt und schaudernd bebet.

Vergebens wälzt er kraftlos seine Glieder,
Sieht, wie in seiner Ohnmacht ihn die Ketten
Des Todes, der ihn höhnet, schon umschlingen!
Verzweiflung faßt ihn an, und er sinkt sträubend wieder
Mit leisem Fluche nieder. —
Und mein Entsetzen, meine tiefe Trauer
Gewahrt der Cherub und beginnt zu sprechen:
„Siehst du die Vorsicht sich, die heil'ge, rächen
Am Frevler, der hier bebt im Todesschauer?
O möchte doch der Himmel all' den Söhnen
Des Uebermuths stets diesen Anblick gönnen! —

Der Wurm, der hier sich krümmt in Todesnöthen —
Einst war er groß; sein stolzes Haupt umlaubte
Der Lorbeerzweig mit ewig frischen Kränzen:

Auf einem Thron von Golde, das er raubte,
Voll Blut, das Rache schrie, sah man ihn glänzen!
Vom Schritt des Todes in den Staub zertreten,
Mag er nunmehr sich retten.
So endet alle Herrlichkeit des Lebens,
So sinken prächtige Trophä'n der Ehre,
Des falschen Ruhmes Tempel und Altäre —
Sie stürzen, und ihr Bau — er war vergebens —"
Und eben quoll des Blutes letzte Welle
Hervor — unsterblich fühlte sich die Seele! —

Ich schauderte und wagte nicht, die Leiche
Mit unverwandten Blicken anzuschauen;
Der Cherub aber fuhr nun fort zu sprechen:
Nicht immer zwar wird sich mit solchem Grauen
Und raschem Tod die heil'ge Vorsicht rächen;
Doch sei's auch, daß in Ruh, in eig'nem Reiche
Still der Tyrann verbleiche; —
Doch wird noch mehr als Bisse gift'ger Schlangen
Des heiligen Gewissens Ruf ihn plagen;
Aus seinem Leib die bange Seele jagen
Und Todesgrau'n ihn nächtlich schwarz umfangen.
Die Furie jagt den Bösewicht im Fluge
Und weicht nicht bis zum letzten Athemzuge.

So mag sie weit, die Ehrfurcht, von dir weichen! —
Der Schande! daß es Frevler je gegeben,
Die nicht sich scheuten, falschen Ruhmeskränzen,
Sollt' auch die Welt zertrümmern, nachzustreben,
Und hoch auf blutbespritztem Thron zu glänzen.
Der Grundstein von mit Blut erkämpften Reichen
Sind Millionen Leichen. —
Die holde Freude stirbt im Krieggewühle;
Der Pflug des Landmanns rastet; — um ihr Leben
Siehst Greise du und bange Mütter beben,
Gewöhnet an des Friedens heil'ge Stille.

Die Mutter bebet um ihr Kind voll Schmerzen,
Es ruht nicht sicher mehr am Mutterherzen.

„Hat ärg're Frevler je die Welt gesehen,"
Fiel ich hier ein, „als gierige Tyrannen,
Eroberer auf ihrem Leichenthrone? —"
Wie — keinen ärgern Frevler kannst du ahnen?
Entgegnet er, schon oft sah Gottes Sonne
Noch ärg're Frevler auf dem Erdrund gehen, —
Du sollst im Tod ihn sehen. —
Wie zürnend strahlt sein Blick auf mich hernieder,
Und ich ergreife zagend seine Rechte;
Und schon entrückt schnell wie durch Zaubermächte,
Fand ich an einem Sterbebett mich wieder,
Das einen ärgern Frevler sollte zeigen
Als den, bekränzt mit blut'gen Lorbeerzweigen. —

Den du hier schauest an des Grabes Rande,
Begann der Cherub, ist's, der sich nicht scheute,
Durch mit der Hölle giftgetränkte Schriften
Ein frommes Volk, das sich der Tugend freute,
Mit seines Lasters Hauche zu vergiften!
Der frech zerreißt der Tugend heil'ge Bande
Im eig'nen Vaterlande! —
Der spöttelnd Thron und Altar niederstürzte,
Nachdem er sie zum Wahn herabgelogen.
Der Tausend um ihr bestes Gut betrogen,
Indem er schmeichelnd ihre Pflichten kürzte! —
Denn frevelnd strebt er alle Menschenpflichten
Als Kinder schnöden Wahnes zu vernichten.

Ist ein Eroberer, ein Tyrann wohl schlimmer,
Der nicht des Lebens seiner Brüder schonet?
Kann er den Aufflug eines Geistes hemmen,
Der in der Brust, die er durchbohrte, thronet? —
Der kann uns mehr als Glück und Leben nehmen! — —

Naht er sich dir, ahnst du den Mörder nimmer
In dem Gespenst voll Schimmer; —
Er mordet dich wie giftgeschwoll'ne Schlangen;
Ein sanfter Stich — du fühlest keine Schmerzen, — —
Doch schleicht das Gift bis hin zu deinem Herzen;
Und deine Seele hält der Tod umfangen!
Der hat der Hölle Waffen aufgefunden
Und kühn schlägt er dem Geiste Todeswunden.

O sähst du, wie von marternden Gefühlen
Er nun mit mehr als Angst der Hölle bebet
Auf seinem todumgrauten Sterbebette.
Sein Geist, der schon in fernen Welten schwebet,
Ruft angstvoll Gott, den er im Leben schmähte;
Die Qualen, die in seinem Busen wühlen,
Vermag kein Trost zu stillen!
Wie dringt der Unschuld Fluch in wilder Rache
Nun zu des angstdurchbebten Mörders Ohren,
Er sucht ein Wort zu stammeln, — doch verloren
Hat seine Zunge schon die Macht der Sprache.
Der Todesengel steigt wie Nächte nieder,
Und es erstarren seine kalten Glieder.

Verruchter Geist, steig' in die schwarzen Grüfte
Der Hölle, für die du gestritten, nieder
(Rief nun der Cherub mit entflammten Blicken);
Was nicht der Macht geglückt der Höllenbrüder,
Nur deinen schlauen Listen konnte glücken,
Frech hast du mit des Lasters Höllendüfte
Getränkt die reinsten Lüfte! —
Hat auch die Welt jetzt nur mehr deine Leiche,
Das Gift, das werden deine Jünger wahren; —
Die senden lange noch bekehrte Scharen
Dir nach bis in die dunklen Höllenreiche.
Steig', steige nieder mit des Sturmes Wehen,
Die Hölle jauchzt und baut dir Siegstrophäen.

Und schweigend stand ich da mit Angst und Zittern; —
Des Cherubs zornentflammte Donnerstimme
War tief in meine Seele mir gedrungen!
Und schuldlos zittert ich vor seinem Grimme
Für den, den schon der Hölle Schlund verschlungen.
Sie glich den Stürmen, die den Grund erschüttern
Und heil'ge Eichen splittern! —
Doch als auf seinem Antlitz nun die Strahlen
Der Milde neu begannen zu erglänzen,
Wie Morgenroth, geschmückt mit Blumenkränzen,
Heraufsteigt, golden Berg und See zu malen,
Erhob er, doch nicht mehr in Zorn und Grimme,
In Flötentönen seine Cherubstimme:

Wie nennest du, die wir gesehen haben,
Die Reihe dieser frevelhaften Sünder?
Ich kann sie, sprach ich, nicht glückselig nennen,
Sie alle sind des tiefsten Elends Kinder!
Doch, sprach er, kann die Welt sie glücklich wähnen,
Und glaubt sie über allen Schmerz erhaben
Ob ihres Glückes Gaben! —
Des Schlemmers Freuden, des Erobrer's Kronen,
Und was das Glück noch ihnen sonst gegeben,
Sind Spielwerk nur für dieses Erdenleben,
Die des Bestrebens Mühe nicht euch lohnen; —
All diese Freuden, wie Erfahrung lehret,
Sind Träume, die ein Hahnenruf zerstöret.

Kann nicht, sprach ich, den Tod ein Wahn versüßen? —
Der Gottesleugner darf des Todes höhnen,
Er wähnet durch den Tod sich nur vernichtet!
Und darf sich glücklicher als Diese nennen;
Er ahnet drüben Keinen, der ihn richtet!
Entgeht er, sprach der Cherub, dem Gewissen,
Mit seinen Schlangenbissen?
Nie wird die Furie des Bewußtseins schonen

Den Frevler! — Stets wird sie vor sich ihn jagen! —
Und wie, wenn in des Mißgeschickes Tagen,
Nicht Tröstungen im eig'nen Busen wohnen?!
Ihn tröstet nicht das Gottgeschenk, der Glaube,
Und der Verzweiflung wird er nun zum Raube.

Sieh dort, laß tiefer deine Blicke dringen
In jenes Haines tiefgeheimes Dunkel;
Wo grünes Dickicht wehrt den Sonnenstrahlen
Und nächt'ger Sterne lieblichem Gefunkel:
Sieh dort den Gottesleugner, tief gefallen
In eines argen Geistes böse Schlingen.
Mit der Verzweiflung ringen! —
Bis jener Geist, der ihn verführte, wieder
Auf ihn sich stürzt; — er schleudert, sieh, mit Höhnen
Ihn an die nahen Felsen, daß sie dröhnen! — —
Und sein Gehirn träuft vom Gesteine nieder. —
Der Seele steifer Wahn beginnt zu wanken,
Sie denkt im Fliehn den ersten Gottgedanken.

II.

Bald leuchteten des Cherubs Blicke milder;
Sein Auge war nunmehr von Himmelswonne,
Nicht mehr von jener stillen Wehmuth trunken:
Hehr stand er da, hell wie die gold'ne Sonne; —
Ich schwieg noch lang', in stillen Ernst versunken,
In tiefer Seel' ergriffen, ob so wilder
Geseh'ner Schreckensbilder. —
Bis endlich dann mit lusterfüllten Blicken
Der Genius begann zu mir gewendet:
Wir haben uns're erste Bahn vollendet,
Nun laß uns schau'n, was hoch dich muß entzücken.
O, freudiger will ich dir nun entfalten
Die Reihen paradiesischer Gestalten.

Sieh dort im Purpurglanz der Abendröthe
Die Eiche schimmern, deren saftig-frische

Erhab'ne Wipfel grünend sich verjüngen!
Am Fuß ein Rasenplatz, wo Rosenbüsche
Sich weithin, lieblich duftend, fest umschlingen!
Ihn wählte sich auf seinem Sterbebette
Ein Greis zur Schlummerstätte! —
Er schlummert frei von dieser Erde Plagen
Seit manchen Jahren seinen süßen Schlummer;
Und seine Enkel nah'n, beengt sie Kummer,
Sich seinem Grab, ihm ihren Schmerz zu klagen
— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Als unter seiner Kinder lauten Klagen
Er fühlte, daß sein Gott ihn ruf' hinüber,
Da sprach er ruhig lächelnd zu den Seinen:
Ihr Kinder, sprach er, wolltet ihr nicht lieber
(O hört doch auf, so laut um mich zu weinen)
Mich unter die geliebte Eiche tragen,
Wo in vergang'nen Tagen
Am Abend wir gepflegt uns still zu freuen;
Führt, Lieben, mich dahin zum letzten Male;
Ich will entschlummern dort und ruhen! — Alle
Wollt ihr mir dort oft frische Kränze weihen!
— — — — — — — — — — — —

Und daß sein letzter Wunsch Gewährung finde,
So tragen sie ihn unter seine Eiche
Mit stillem Klagen und verhehltem Weinen,
Sein Geist schwebt schon in jenem schönen Reiche;
Er segnet nochmals die Geliebten Seinen,
Dann schläft er ein. Es weht sein Geist gelinde
Um sie im Abendwinde.
— — — — — — — — — — — —

Ein Anblick nur winkt schöner fast und hehrer,
Doch ist er selten hier im Erdenleben! —

Auf! folge mir zu jenem Sterbebette;
Die Engel all', die Himmelsboten, schweben
Um diese heil'ge feierliche Stätte!
Sieh her! Der Tugend Freund! Des Wahns Zerstörer,
Ein frommer Jugendlehrer! —
Wie lächelt seine engelschöne Seele
Aus seinen heitern liebevollen Blicken!
Ihn lohnet schon ein seliges Entzücken,
Um seine Augen wird's schon morgenhelle! —
Er konnte manches große Werk vollbringen,
Denn Gottes Segen gab ihm das Gelingen!

Kühn hat er manchen argen Wahn vernichtet,
Mit Liebe pflegt' er Irrungen zu strafen,
Gott und die Tugend weiht er das Bestreben,
Und furchtlos kämpft er mit des Himmels Waffen;
In Tugendglorie glänzt sein ganzes Leben,
Dabei blieb stets sein Aug' auf Den gerichtet,
Der seinen Blick gelichtet,
Ihm Kraft lieh, daß er seines Herzens Tugend
Mit Vaterlieb in fremde Herzen pflanze.
Er dünkte selig sich im schönen Kranze
Der anvertrauten hoffnungsvollen Jugend.
Ihm war's die schönste Pflicht, vor allen Dingen
Mit Vaterliebe alles zu umschlingen.

Sieh wie auf seinem heitern Angesichte
Sich des Bewußtseins Himmelswonne malet,
Wie aus den himmelwärts gewandten Blicken
Die Hoffnung baldiger Verklärung strahlet!
Ein Vorgefühl von himmlischem Entzücken!
Er bebt nicht vor dem nahenden Gerichte
In jenem ew'gen Lichte! —
Ihm lächelt schon ein Paradies entgegen,
So viele, die ihn liebten, lauschen bange
Der letzten Athemzüge! — Trauern lange

Um ihren Führer auf des Lebens Wegen! —
Schon hat ihn der Verklärung Glanz umschlungen,
Sein Leben ist wie Melodien verklungen! —

Nicht minder Schönes sollst du nun gewahren,
Wir kehren wieder auf des Kampfes Auen; —
Siehst du den Helden dort mit Feuerblicken,
Mit hehrem Muth und hohem Gottvertrauen
Furchtlos das Schwert auf seine Gegner zücken?
Wie stürzt er sich, in Feigheit unerfahren,
Tief in der Feinde Scharen! —
Nicht achtend Tod und eigenes Verderben,
Siehst du ihn dort in tausend Speere rennen:
Er will nur diese eine Pflicht erkennen:
Für Gott und für sein Vaterland zu sterben.
— — — — — — — — — — — —

Zum Herzen hat der Tod den Weg gefunden,
Er kämpft im Sinken, ist noch schreckbar sterbend;
So rollt ein Fels vom hohen Berge nieder,
Was ihn umgiebt im Fluge noch verderbend.
Er sinkt und fühlt ermatten seine Glieder.
Noch hat er keinen Schmerz im Kampf empfunden,
Von seinen Todeswunden;—
Ob sie gesiegt, frägt er mit bleichem Munde,
Und aus des Todesengels Hand zum Lohne
Nimmt er nun freudig seine Lorbeerkrone,
Denn es erschallt des Sieges frohe Kunde.
Der war es werth, um hochberühmt zu glänzen,
Geschmückt mit wohlverdienten Lorbeerkränzen.

Doch Schön'res zeigt auf weiter Erdenrunde
Sich deinen Blicken lange wohl nicht wieder,
Als jener Greis auf seinem Sterbebette;
Der in die Herzen seiner Menschenbrüder
Den Keim der Liebe für die Tugend sä'te;

Denn Gott trug er im Herzen wie im Munde; —
Mit Seraphim im Bunde,
Sang er dem Höchsten fromme Jubellieder,
Frohlockt im Harfenklang der ew'gen Liebe;
Da klangen all' die schönen Himmelstriebe
In fremden Herzen, wie die Töne, wieder.
Da kamen froh auf des Gesanges Wogen
In Menschenbusen Engel eingezogen.

Schon höret er des Himmels Harmonieen
Und Engelchöre Hallelujah singen,
Und Harfen rauschen sanft, wie Aeolstöne
Durch die verschwieg'ne stille Nacht erklingen:
Wie ferne süße Zauberklänge ziehen
Die Himmelsmelodien
An seinen trunk'nen Ohre sanft vorüber.
Und Engelchöre sieht er niedergleiten
Ins melodienreiche Land hinüber.
Dem, den du so kannst dieser Erd' entrücken,
O Tod, bist du das seligste Entzücken.

Der Held mag wohl den Lorbeer sich erringen,
Wenn er aus Liebe zu dem Vaterlande
Mit Muth und Klugheit Kriegesaufruhr dämpfet,
Wenn Blut und Leben er zum Unterpfande
Der Treue giebt und frohen Sieg erkämpfet,
Wenn's ihm gelingt, sich Ehren zu erringen
Und Frieden uns zu bringen! —
Doch mehr wird der noch in des Ruhmes Hallen
Durch manch' Jahrhundert hocherhaben glänzen,
Geschmückt mit wohlverdienten Lorbeerkränzen,
Hehr in des Ruhms geweihtem Tempel strahlen!
Denn er, der Gottheit Dolmetsch, war berufen,
Euch zu erhöh'n auf höh're Geistesstufen;

Die Welt zwar wird ihn nicht gebührend ehren,
Sie lohnt ihn nicht durch schale Lobesworte,

Denn auf das Heil'ge zielt nicht ihr Verlangen.
Er wird dann erst — gelangt zum sichern Porte —
Den Lohn, der ewig währen soll, empfangen
Aus Gottes unerschöpften Wonnenmeeren; —
In heil'gen Engelchören,
Von deren Zungen Lobgesänge schallen,
Wird noch der Sänger auf den gold'nen Saiten
Den Hochgesang der Himmlischen begleiten,
Von dem die weiten Himmel widerhallen!
Und hier auf Erden wird noch untergehen
Manch' mächtig Volk — doch sein Gesang bestehen. —

Dies Bild, sprach ich, hat mir mit Himmelswonne
Die Brust erfüllt; doch wer, wer kann ihm gleichen?
Ist's eins doch nur von jenen Idealen,
Die nie der Menschengeist zwar kann erreichen
Und die er gerne sich pflegt doch zu malen;
Der müßte hehrer glänzen als die Sonne
Auf ihrem Strahlenthrone,
Der diesen Gipfel alles Ruhms gewönne!
Und doch flammt der Entschluß in mir, im Leben
Dem hehren Ideale nachzustreben,
Entzückt bin ich von seiner Himmelsschöne.
Und kann auch nie dies höchste Glück mich laben,
Schon Ruhm ist's ja, ihm nachgestrebt zu haben. —

Kühn ist, o Jüngling, dein Entschluß, entgegnet
Der Cherub mir mit feierlichem Blicke;
Doch billig, gut und edel dieses Streben! —
Doch ford're nie den Lohn vom falschen Glücke;
Genug, genug für dieses Erdenleben,
Wenn dich des Frommen heil'ge Thräne segnet. —
Sieh! Ruhm und Ehre regnet
Auch auf das Haupt des Bösewichtes nieder;
Nicht achte nach des Ruhmes leerem Schalle
Den eig'nen Werth; — und nur die Tugend halle,

Ins Herz gesungen, aus dem Herzen wieder.
Wenn dies gelang, dann ist mit holdem Prangen
Der klarste Stern des Glücks dir aufgegangen.

III.

Was mir vergönnt war, jetzt dir zu entfalten,
Die Bilder all', die du mit eig'nen Blicken
Vermochtest wie im Zauberglas zu schauen,
Die du zuvor gesehen mit Entzücken,
Und auch mit Wehmuth und geheimem Grauen, —
Die helle wie lebendige Gestalten
An dir vorüberwallten, —
Sie predigten dir die erhab'ne Lehre,
Daß nicht die Welt mit reizenden Genüssen,
Daß Tugend und ein freudiges Gewissen
Allein des Lebens reinste Lust gewähre!
Daß aller Weltlust Flitterschein uns trüge
Und über'm Grab das Feld der Ernte liege.

Wohl hab' ich viel, sprach ich, in wenig Stunden
Erschaut, mein Führer! — mannigfache Bilder!
Erst grauenvolle, die ich sah so bange,
Dann aber wurden sie weit schöner, milder,
Die ich wohl gerne schaute, oft und lange! —
Auch jene Lehre — Trost für Geisteswunden —
Ward tief von mir empfunden! —
Doch nun laß — (erst vergieb, daß ich es wage,
Es macht so kühn mich deine hohe Güte,
Und Vorwitz nicht veranlaßt meine Bitte)
Mir Antwort werden auf die eine Frage:
Wer wird zumeist den Himmlischen gefallen
Und welcher ist der schönste Tod vor allen?

Von allen, die Elysium bewohnen
(Begann er), siehst du jene Helden strahlen,
Die willig hier für Gott ihr Blut vergossen;

Sie leuchten dort im höh'ren Glanz vor Allen,
Denn von Verklärung sind sie stets umflossen;
In ewig ungestörtem Frieden lohnen
Sie Paradieseswonnen! —
Wer schuldlos sich in stummer Brust mit Schweigen
Entnehmen läßt des Lebens süßer Bürde,
Der kann euch Menschenhoheit, Menschenwürde
Fürwahr! in ihrem schönsten Lichte zeigen! —
Aus längstvergang'nen, längstverstorb'nen Jahren
Wird's dir manch' leuchtend Beispiel offenbaren.

Ins alte Hellas wende deine Blicke,
Wo früh der Weisheit heil'ge Blume blühte;
Wo früh der himmelsreine Götterfunken
Der Wissenschaft im Menschenbusen glühte: —
Sieh dort den Mann für Wahrheit feuertrunken;
Erhaben ist er über Feindestücke
Und jedes Mißgeschicke; —
Sein Nam' ist Sokrates! — Aus tiefem Schlamme
Des Wahns — noch glückt es keinem Erdensohne —
Stieg er bis zu der Wahrheit Strahlenthrone!
Und er erringt die heil'ge Sonnenflamme!
Des Weisen Streben lohnt die heil'ge Wahrheit
Mit tiefer Kenntniß und mit Geistesklarheit.

Das Gottgeschenk im Busen steigt er nieder
Aus jener Göttin glanzerfülltem Reiche;
Ihn knüpfen an die Menschheit heil'ge Bande;
Daß er für Tugend jedes Herz erweiche,
Weiht er sein Wissen ganz dem Vaterlande; —
Und doch dies Herz so edel, fromm und bieder
Verkannten seine Brüder! — — —
O Menschengeist, wie Wahn und Trug dich blendet!
Mit seinem falschen gleißnerischen Flimmer
Du scheidest nicht mehr Nacht vom Tagesschimmer;
Wie dieser Wahnsinn deine Hoheit schändet! —

Du flehst um Wahrheit, und ist sie erbeten,
Schämst du dich ihrer, — suchst die alten Ketten!

Sieh dort des Weisen Lohn! Ihr Bündniß schließen
Der schwarze Undank, Bosheit, Neid und Lüge
Und reichen ihm zuletzt den Schierlingsbecher! —
O arge Frevler, daß euch zehnfach schlüge
Für diese Schandthat jener ew'ge Rächer! —
Dem Weisen wird ein freudiges Gewissen
Den nahen Tod versüßen! —
Ihm werden Wohlthat solche Frevelthaten! —
Der Tod wird ihn der Erdenqual entrücken,
Er führet ihn zum ewigem Entzücken,
Nicht in ein fabelhaftes Land der Schatten. —
Der Weisheit Martyr glänzt in ew'gem Ruhme,
Wer war glückseliger im Alterthume? —

Als aus den Reichen seiner Engelchöre,
Von seinem ew'gen diamantnen Throne
Das eingefleischte Wort herabgekommen,
Und in dem hocherhab'nen Gottessohne
Der gold'ne Stern des Heiles uns erglommen,
Erwählt er, daß zu seines Vater Ehre
Sein neues Reich sich mehre,
Aus frommen Männern seiner Lehre Künder;
Die wirkten nun, von einem Geist beseelet,
Voll Eifer, wozu Gott sie hat erwählet,
Erwarben Christen und bekehrten Sünder.
Der heil'ge Geist vermochte sie zu stärken
Durch seinen Kampf zu wunderbaren Werken.

Sie lehrten — wenn auch ihre Feinde drohten,
Das Evangelium voll Gottvertrauen,
Als muthig sie in alle Lande drangen; —
Nicht arge Qualen, nicht des Todes Grauen,
Nicht Kreuz, nicht Schwert, nicht Bisse gift'ger Schlangen

Beirrten hemmend diese Friedensboten
Des auferstand'nen Todten! —
Sie sahen täglich Gottes Reich sich mehren,
Denn Gottes bester, ungestörter Segen
Begleitete sie stets auf ihren Wegen,
Und alles wirkten sie zu seinen Ehren,
Und ist es nicht des Glückes höchste Stufe,
Zu leben solchem heiligen Berufe? —

Das Vorbild von so hohem Heldenmuthe
Blieb leuchtend vor dem Blick der ersten Christen;
Auch sie verstanden mit dem Geiste Gottes
Sich gegen ihres Glaubens Feind zu rüsten,
Und stürzten kühn sich in den Arm des Todes,
Erkämpfend den Besitz von solchem Gute
Mit ihrem eig'nen Blute! —
Vergebens tobte Rom; vergebens rannen
Die Ströme Christenbluts, wie Regenfluthen;
Vergebens flammten da die Zornesgluthen
Entsetzlicher blutgieriger Tyrannen. —
Des Tigers Zahn, der ihre Reih'n gelichtet,
Ward stumpf, bevor er gänzlich sie vernichtet.

Selbst als der heil'ge Eifer zu erkalten,
Zu sinken schien der wahre Christenglaube,
Als Gottes Kirche halb den Finsternissen
Der Häresie'n verfallen war zum Raube,
Von argem Trug und Wahn dahingerissen,
Als Frevler schon begannen frech zu walten
Und für Propheten galten —:
Da flammte leuchtend noch in einem Herzen
Der Himmelsfunke auf des Christensinnes;
Des frommen Morus gottergeb'nes, kühnes
Und christlich Herz scheut keine Todesschmerzen. —
Nicht um den kargen Rest von Erdenleben
Will er der Seele süßen Frieden geben.

Wer trotzte so wie er dem Mißgeschicke? — — —
Ihr lebt nur, unbekümmmert schwache Seelen,
Wie sich das Schicksal eben will gestalten;
Vertraut die Lebensschiffe schwanken Wellen,
Entschlummert drin und — laßt die Stürme walten. —
Ihr spiegelt nur, ein Spielwerk dem Geschicke,
Was euch umgiebt, zurücke; —
Seht da ein Mann aus Tausenden! Wie wenig
Vertraut er falschem Schein und fremden
Schlüssen! —
Dem Zeitgeist, der Milljonen hingerissen,
Ist nicht sein Geist — der freie — unterthänig; —
Ein solcher Held, gleich groß wie fromm und bieder,
Ist zu erhaben fast für Heldenlieder. —

Ob ein Tyrann, ein wuthentbrannter, dräue,
Das kann sein felsenfestes Herz nicht rühren;
Er denkt des Glaubens als des höchsten Gutes,
Die Drohung kann nicht seinen Sinn verwirren,
Sie facht noch an die Flamme seines Muthes;
Er stirbt, eh' sich sein Geist, der wahrhaft freie,
Durch Sklavensinn entweihe; —
Den Glaubenshelden locken auch vergebens
Des Königs Huld, des Hofes eitler Schimmer;
Den Sieger locket vom Triumphe nimmer
Zurück das raschverblühte Glück des Lebens.
Er stirbt mit Lächeln; der befreiten Seele
Winkt schon des ew'gen Morgens Purpurhelle.

Und so sah auch die Welt in unsern Tagen
Das allerreinste Blut der Unschuld fließen;
Das Blut der Helden, die zu Gottes Ehren
Ihr Alles, wie ihr Vaterland verließen,
Um jene Menschenbrüder zu belehren,
Die — noch bisher mit Geistesnacht geschlagen —
Des Wahnes Fessel tragen; —

Der Geist, mit dem sich vor zweitausend Jahren
Die Schüler Christi pflegten auszurüsten,
Der leitet diese auch an fernen Küsten
Und tröstet sie in Unbill und Gefahren. —
Er schenkt wie jenen diesen das Gelingen,
Ihr Werk zu Gottes Ehre zu vollbringen.

Ihr steter Fleiß, ihr emsiges Bestreben
Erzielten nur des höchsten Gottes Ehre;
Daß Christi Lehre alle fest umschlinge
Und jeden Tag sich seine Kirche mehre;
Und daß dies schöne edle Werk gelinge,
So waren sie bereit das eigne Leben
Mit Freuden hinzugeben. —
Das heil'ge Kreuz zu Waffen, Schirm und Schilde,
Bezwangen sie unbänd'ge Völkermassen;
Was Heere nicht im blut'gen Kampf errafften,
Erlangen die, durch christlich heil'ge Milde.
Mag ihrer auch der Neid, die Bosheit höhnen,
Die Prüfung erst kann wahre Tugend krönen! — —

Sieh, alle Diese hat zum höchsten Glücke,
Zum Gipfel der Glückseligkeit erhoben
Der schöne Tod der Unschuld, den sie starben.
Sie sind's, die Gott nun drüben ewig loben
Und der Verklärung schönsten Kranz erwarben
Trotz Ungemach, trotz aller Feindestücke
Und allem Mißgeschicke! — — —
Die Bilderreihe, die dich nun erfreute,
Wies dir die Glücklichsten mit einem Male;
Doch weit ragt Eine dennoch über Alle,
Und das ist Sie, die Hochgebenedeite! —
Sie laß uns nicht vergessen, eh' wir scheiden,
Denn Sie, sie thront am Urquell aller Freuden! —

Sie nur, die Auserwählte, Engelreine,
War würdig, das ersehnte Heil zu bringen

Mit ihrem anvertrauten Himmelskinde
Der Welt, die tief lag in den argen Schlingen
Des Todes und der unheilvollen Sünde! —
An ihr, der hohen Jungfrau, klebt alleine
Der Erdenmakeln keine; —
Der Reinheit Lilienkranz hat sie errungen;
Als Gott sie rief nach weihevollen Tagen,
Schwang sie, auf reinem Aetherglanz getragen,
Sich himmelan, von Cherubim besungen!
Ich schweige nun; — — — was fern blieb Menschen-
blicken,
Sei mir vergönnt, im Bild dir vorzurücken.

Nun wähnt' ich fast vom Auge mich betrogen! — —
Es färbt sich nun der weite Himmel röther.
Und Engelchöre seh ich aufwärts wallen
Mit der gekrönten Jungfrau — hehr in Aether
Hüllt sie den Leib, das Haupt in Purpurstrahlen! —
So kommt das Morgenroth heraufgezogen
Am gold'nen Aetherbogen!
Rings um die hehre Flamme helle Sterne
(Sie glänzen heller heut am Aetherdome!),
Es schwelgt das Ohr im Harmonienstrome
Des Jubellieds, erklungen aus der Ferne; —
Mich blendete der Schimmer der Gestalten,
Die strahlend nun an mir vorüberwallten!

Des Zephirs Hauch, die sanften Lüfte schwiegen,
Und staunend, sanken rascher Winde Flügel;
Es schwiegen ehrfurchtsvoll des Meeres Wogen,
Und weithin ruht der klare Wasserspiegel,
Indes Maria schon am Himmelsbogen
Elysisch mild, mit hell verklärten Zügen
War himmelan gestiegen! —
Da öffnen sich Elysiums goldne Pforten —
Und neue Hymnen, neue Siegeslieder

Ertönten aus der Himmelsferne nieder
In himmlischen entzückenden Accorden! —
Ich wandte meine trunknen Blicke — nimmer
Ertrüg' mein sterblich Aug' so hohen Schimmer.

Verklärte Chöre seh ich nieder wallen,
Die Hochgebenedeite einzuführen; —
Nun steht sie dort an Gottes Strahlenthrone!
Mein Aug' erblickt, wie Seraphim sie zieren
Und Gott ihr reicht die diamant'ne Krone.
Wie strahlen, ach, des Himmels Wonnehallen,
Gebaut aus Sonnenstrahlen! — —
Ein Meer von Licht kann nun mein Aug' erblicken,
Hellstrahlend wie im Glanz von tausend Sonnen! —
Dies ist fürwahr der unerschöpfte Bronnen,
Aus dem sie trinken ewiges Entzücken! —
Auch mögen sie verklärten Frommen winken,
Des Erdengrams Vergessen draus zu trinken! — —

Auch mir, so rief ich, soll dies Eden winken? —
Wie fass' ich dich, erhebender Gedanke!
O Ewiger, durch den ich dieses schaute,
Was bring' ich Armer dir, o dir zum Danke??
Der dieses Weltall, diese Sterne baute,
Vor dem, die sind, soweit die Sterne blinken,
Anbetend niedersinken! —
So ruf' ich laut, und lag auf meinen Knien,
Da seh ich unter heiligen Accorden
Durch des Elysiums aufgethane Pforten
Der Engelchöre letzte Scharen ziehen;
Die Pforten rauschen zu, die Angeln klingen,
Daß süße Töne noch zum Ohre dringen.

Da schwand der Traum, da schwand mir das Entzücken
Elysiums; ich fand mich traurig wieder
Auf thaubedeckter, grüner Rasenstelle;

Die Morgensterne glänzten auf mich nieder,
In fernem Ost erglomm die Morgenhelle.
Wann, holder Traum, wann kann mir dein Entzücken
Kein Morgen mehr entrücken?
So rief ich laut und sah mit düst'rem Schweigen
Und starrem Aug' ins Grau der Dämmerungen,
Bis ihrem Grab die Sonne sich entrungen,
Vom Vögelchor begrüßt auf allen Zweigen;
Da kam mir Trost, da kam mir Ruhe wieder,
Mit heit'rem Sinn stieg ich vom Berge nieder!

— — — — — — — — — — — — —

Aber nicht bloß in gebundener, auch in ungebundener Sprache sucht der Fünfzehnjährige seine Gedanken und Gefühle zum Ausdruck zu bringen. Er schreibt seine bezüglichen Versuche in ein kleines Heftchen, betitelt es „Astern. Sammlung von Erzählungen, Idyllen, Allegorien" und schickt ihnen als Motto einen von einem verschollenen Poeten — Leopold Schlecht — stammenden Vers voraus:

Gar wundersam bunt ist der Astern Gestaltung,
Bald einfach, bald edel an Farbe und Haltung.

Mit der am 14. Geburtstage geschriebenen Betrachtung — die ersten in ungebundener Sprache erflossenen Schöpfungen der Jugendmuse unseres Dichters — dürfen diese „Astern" wohl eine entsprechende Beachtung heischen:

Der Unkenstein.

Allegorie.

Tief in des Waldes schauerlichen Gründen liegt ein alter verfallener Thurm, den man den Unkenstein nennt. Kein Lichtstrahl dringt in die schaudervolle Nacht dieses Gemäuers, und Eulen umflattern krächzend die unheimliche Behausung.

Kunwart ging einst durch diesen Forst seiner Wohnung zu. Plötzlich gewahrte er seitwärts im Moore ein Irrlicht, das tanzend auf der Oberfläche den Wanderer vom Wege abzog und seitwärts führte. — Das Irrlicht verschwand, und Kunwart befand sich in der schauerlichsten Gegend des Waldes. Nacht war ringsum ausgebreitet. Kein Laut regte sich, nur unheimliche Geister schienen in den Wipfeln verjährter Eichen zu flüstern. Da sah er, von Furcht und Angst beklemmt, zu seiner größten Freude ein Licht durch die Zweige flimmern; er eilt auf dasselbe zu und trifft einen Unbekannten von fast grauenhaftem Ansehen. Dieser reicht Kunwarten, der ihn eben anzureden gedachte, schweigend die Laterne und deutet mit seiner Hand auf den Boden; darauf verschwand er.

Kunwart, über die helle Laterne erfreut, untersucht den angedeuteten Platz, da fand er einen herrlichen hellen Apfel im Grase. Obgleich er dieses Räthsel sich nicht zu deuten wußte, steckte er doch den Fund zu sich und ging hierauf mit der Laterne weiter.

Nach einiger Zeit brach plötzlich ein klarer Lichtstrahl von oben durch die Zweige, das Licht der Laterne flackerte schwächer und schien zu verlöschen. Kunwart kam auf den Gedanken, diesem Strahle sich anzuvertrauen und die unheimliche Laterne wegzuwerfen. — — Da bemerkte er, daß der schöne Apfel zu Kohlen geworden; und ein Fluchwort drang über die Lippen des Verblendeten. — —

Der klare Strahl verlöschte, die Laterne sandte neues Licht, und der Apfel war so lockend wie vorher. — Erfreut setzte er seinen Weg fort.

Da scholl plötzlich hinter ihm eine grauenhafte Stimme: „He, Freund!“ — Kunwart warf einen scheuen Blick zurück. Ein Phantom stand vor ihm, dessen Häßlichkeit keine Beschreibung mit treffenden Farben malt. Hätte der Verblendete das Phantom in seiner wirklichen Gestalt gesehen, so wäre er ohne Zweifel vor Schreck zu Boden gestürzt; er aber gewahrte an ihm nur einen schönen Jüngling, der nichts Unheimliches hatte, als die grauenhafte Stimme. —

„Gewiß, Unbekannter," begann Kunwart, „hast du dich hier verirrt?"

„Keineswegs," entgegnete das Phantom; „ich kenne den Weg ganz wohl. Ganz nahe von hier steht meine Burg. — Weil du nun ebenschon auf diesem Wege bist, der zu dieser meiner Wohnung führt, so komm und sprich bei mir ein; vertrau dich mir ohne Zagen!"

Kunwart nahm den Antrag an, obgleich die unheimliche Stimme des Unbekannten ein unwillkürliches Grauen in ihm erregte.

Nach einiger Zeit gelangten Beide an einen schönen, freien Platz, in dessen Mitte sich ein herrlicher Palast erhob, den das Phantom seine Wohnung nannte. Schon standen sie am Thore; da erschien plötzlich eine verschleierte Gestalt und sprach freundlich zu Kunwart: „Mir folge, Freund!" „Sieh in diesen Spiegel," sprach sie weiter; Kunwart bemerkte mit einem flüchtigen Blick in den dargehaltenen Spiegel, daß er eine Brille an den Augen habe. — „Nimm sie weg," sagte die Gestalt. Kunwart that es und warf einen Blick auf den vermeintlichen Jüngling, aber — er bemerkte nun mit Schaudern die greuliche Gestalt. Er wandte den Blick schaudernd hinweg. „Zerbrich einen dieser Aepfel," fuhr die Gestalt fort. — Kunwart that es, und Staub und Moder fiel aus der schönen Hülle. „Sieh, wem du vertrautest," sprach mit ernsten Blicke die Gestalt und verschwand. Unentschlossen, betäubt stand lange Kunwart da; aber unerträglich ward ihm der Anblick des Phantoms. Er raffte von der Erde die Brille neuerdings auf, um die Scheußlichkeit desselben nicht länger ertragen zu müssen. Kaum hatte er diese Brille, die ihm vorher jener Unbekannte mit der Laterne — ohne daß er es gemerkt — aufgedrückt, so war das Phantom wieder der vorige schöne Jüngling und — sich schmeichelnd herzuwagend — bethörte er den Verblendeten aufs neue. „Achte nicht auf jene Gestalt," sagte er, „sie will dir nichts Gutes; zögere vielmehr nicht länger, komm!" — —

Kunwart folgte; mit Riesenkraft zog ihn das Phantom,

als sie vor das Thor angelangt waren, hinein in den Palast. —

Da sank prasselnd der Palast zusammen; es war der schaudervolle Unkenstein, wohin das Gespenst ihn gelockt hatte. Unheimliche Phantome hausen dort, und im Dunkel der Nacht durchwandeln sie den Forst, verlocken den Unvorsichtigen, täuschen ihn durch falschen Schein und reißen ihn hinab ins grauenvolle ewige Grab. — —

Arist und Möris.

Idylle.

Arist, der Hirt, trieb die gesegnete Herde hinaus zur blühenden Trift. Der Morgen hatte eben die ganze Pracht der Fluren entfaltet; auf den Blumen glänzten die Perlen des Thaues; alles ringsum prangte in anmuthiger Fülle von Schönheit, und ein tausendstimmiges Konzert stimmten die Sänger des Frühlings an.

Lange staunte Arist hinaus auf das heitere Gefild, und sein Herz durchströmte das Gefühl der reinsten Freude. Er war auf eine Anhöhe gestiegen, von welcher man die Aussicht auf die entlegensten Gegenden genoß.

„O wie herrlich!" rief er endlich, von Entzücken hingerissen, aus, „wie herrlich prangt die Natur. Was kann es Anmuthigeres geben, als die Pracht, die jetzt meinem Auge sich darbietet! Welche Herrlichkeit und üppige Fülle ringsum! Und welche Wonne, die ich genießen darf, bei diesem Anblicke! Kein Unfall trübt die heiteren Sonnentage meines Lebens! Gesegnet haben die Götter meine Herde, froh graset sie im blumigen Thal. Dank euch, ihr gütigen Götter, Dank! — Nicht vollständig wäre meine Wonne, wenn ich euch nicht so ganz aus der Tiefe meines Herzens danken könnte!"

So flammte die Gluth heiliger Gefühle in seinem Herzen auf, und lange noch blieb er in diesen Gedanken versunken. Da sah er seinen Freund Möris traurig die Anhöhe herauf-

thaten erweisest du ihnen, es ist wahr; aber durch deine allzuglänzenden Strahlen schreckst du sie gleichsam zurück; kein Auge kann traulich in dein strahlendes Antlitz blicken. Ich erweise denselben nur sehr geringe Wohlthaten und im Vergleiche zu dir fast gar keine; aber mit diesen Wohlthaten verbinde ich Milde und gesellige Herablassung, indem ich ihnen im freundlichen Schimmer zulächle; mein Blick ist voll Heiterkeit und Huld, und ebendies bewirkt, daß die Menschen sozusagen sich traulich an mich anschließen; alle Herzen gewinne ich mir dadurch. Dies ist auch, wenn ich nicht irre, der Grund, daß die Menschen mich mehr zu lieben scheinen als selbst dich, hellstrahlende Sonne, trotz deiner vielen und mannigfachen Wohlthaten, die du ihnen schenkst.

Vermischte Schriften.

Bei der Geburt jedes Sterblichen naht das ernste Fatum und bietet ihm zwei Kränze an, deren der eine von Rosen, der andere von Dornen geflochten ist. Nach einem dieser Beiden muß er greifen; bethört langt er nach dem duftenden Kranze von Rosen; doch kaum hat ihn seine Hand berührt, so welkt sein trügerisches Glück; ernst naht zum zweiten Male das Fatum und drückt mit Gewalt ihm nun die schmerzenvolle Dornenkrone auf, deren Stachel dann ewig, ewig quälen. — Lerne klüger wählen, Sterblicher, greife beherzt nach dem Kranze von Dornen, denn kaum, daß deine Hand ihn ergriffen haben wird, werden die Stacheln ihre Kraft verlieren, dir naht ein Genius, der dir den ewigen Strahlenkranz der Verklärung reichet. Der Kranz von Rosen wird duftend deine Stirn umblüh'n und ewig wird er nicht welken.

*

Die Seele ist ein Gefangener, die nur frei wird, wenn sein Kerker zusammenstürzt.

*

Wirft man einen Stein heftig an einen Gegenstand, so wird er zurückprallen; trägt man ihn an den Ort seiner Bestimmung und legt ihn dort sanft nieder, so wird er daselbst bleiben. Auf diese Weise findet auch der Hartnäckige stets Widerstand; der kluge Umsichtige wird leicht sein Ansehen durchsetzen.

*

Willst du zur so schweren Selbsterkenntniß gelangen, so betrachte dein Herz recht oft im Spiegel deiner Pflichten; aber schließe wohl den Mund der Eigenliebe, damit der aus demselben dringende Hauch der Selbstgefälligkeit nicht des Spiegels Klarheit trübe und deine Züge unkenntlich mache.

*

Das Leben ist ein Traum. Das Leben des Bedrängten ist ein Schlaf voll banger, das des Glückseligen ein Schlaf voll seliger Träume. Diesem entrückt der Tod das Glück, jenem seine Schreckensbilder.

*

Die Vernunft, ein Gottgeschenk! Ein Lebenslicht! Ein Himmelsstrahl! Doch so oft mißbraucht von Solchen, die, die Bürden der Religion, des Christenthums und der Offenbarung abzuschütteln bemüht, sie zum alleinigen Leitstern erkoren! — — —

Die Vernunft soll sein wie der Mond, der nur die Strahlen eines glänzenden Gestirnes, der Sonne, zurückwirft. — Diese Sonne aber sei uns Gott! —

*

Jede gute oder böse Handlung zieht in der Umgebung andere nach sich. Sie gleicht der Stimme, die den Wiederhall in der Gegend weckt.

*

Man vergötterte ehemals die Kaiser Roms, die, mit dem Namen eines Menschen nicht zufrieden, sich Götter nennen

ließen; weit wollten sie sich über den Menschen erheben, und sie hatten doch durch ihre Lebensweise nicht selten bewiesen, daß sie nicht zu den Göttern taugten, ja, daß für sie selbst der Standpunkt der menschlichen Würde viel zu erhaben sei.

*

Der Geist des Menschen ist, wie ich glaube, am ersten mit einem Bergwerke zu vergleichen.

Es hat bald Gold und Silber: dann vergöttert man seine Produkte.

Oft ist es auch ein Kupfer- oder Eisenbergwerk: und dann lobt man noch immer und hält in Ehren, was es bringt.

Oft aber ist es ein Torfbergwerk.

Und was mit den Produkten eines Torfbergwerkes geschieht, ist bekannt.

*

Es ist ein köstlicher Genuß für ein empfindendes Herz, ein Kind im Schlummer zu beobachten. Welche holde Unmuth liegt über seinen Zügen ausgebreitet! Dieser Anblick rührt gefühlvolle Herzen; aber mit Himmelsmacht ergreift ein Gemüth der Anblick eines Kindes, das für immer entschlummert! Der Todesengel haucht die Rosen von seinem Antlitz, aber Lilien pflanzte er auf und die Grazie bleibt in den verklärten Mienen zurück, die kein Todesschmerz verzerret. Es schließt das Auge und entschlummert lächelnd. —[1]

---

[1] Frühling 1845 dichtete der Knabe auch folgende sinnige

Grabschrift
eines früh verstorbenen Kindes.

Die Knospe ward von Engelshand
Durch himmlische Gewalten
Gepflückt, in Edens Wonneland
Sich schöner zu entfalten.

In den 1881 zum ersten Male erschienenen Gedichten des durch „Dreizehnlinden" zu Berühmtheit gelangten westfälischen Dichters F. W. Weber findet sich (10. Aufl. S. 127) folgende

Warum begrüßt das Kind die Welt mit Thränen und lächelt, wenn es sie verlassen darf? — — —"[1]

* * *

Man wird bereits zu wiederholten Malen an den mitgetheilten Proben der Muse unseres jungen Dichters die fremde Beeinflussung zu erkennen Gelegenheit gehabt haben: — der Knabe hatte sich seit seiner Uebersiedelung nach Wien mit wahrem Heißhunger auf die Lektüre geworfen.

Grabschrift.

Du, Jungfrau, warst der Rosenknospe gleich,
Du konntest die Entfaltung nicht erwarten,
Ein Engel trug dich fort ins Himmelreich,
Um schöner aufzublüh'n in Gottes Garten.

Ein Beweis, daß der Genius zwei Dichtern manchmal ein schier Gleiches zu schreiben heißt!

[1] Vergleiche das schöne Gedicht in „Blätter im Winde" (2. Aufl. S. 144):

Tausend holde Dinge.

Sieh' das Kind, das kaum gebor'ne,
Sieh' den armen Wurm, den kleinen,
Weinend grüßt es den Erzeuger,
Weinen ist sein Erstes — Weinen!

Sieh' den Todtenschädel grinsen,
Wie nach überstand'ner Frohne;
Kommt zur Welt das Leben weinend,
Lacht der Tod, der Welt zum Hohne.

Und doch — zwischen jenes erste
Weinen und dies letzte Lachen
Treten tausend holde Dinge,
Werth und froh das Sein zu machen . . .

Am Gymnasium hatte der Kleine einen Kollegen — Namens Joseph Wiesner — das Tagebuch nennt ihn „condiscipulum juvenem mihi carum ob profundam literaturae cognitionem, quocum uno e tam multis de talibus rebus disserere possum." Diesem schloß er sich an; — Wiesner besaß eine kleine Hausbibliothek, aus der er bereitwillig seinem Freunde entlieh; wem sollte das willkommener sein, als dem nach den Schätzen der Litteratur schon innerhalb der Klostermauern schmachtenden Jüngling . . ?

Trotz gewissenhafter Erfüllung seiner studentischen Obliegenheiten, trotz Thätigkeit als Instruktor, trotz beständiger Kränklichkeit, trotz eifriger Bethätigung als Dichter findet er Zeit, seinem Lesedrange zu genügen. Fast täglich werden etliche Bändchen durchgearbeitet, so zwar, daß er innerhalb der beiden Jahre seines Schotten-Gymnasialbesuches eine kleine Bibliothek geistig in sich aufgenommen.

Bezeichnenderweise hat der nachmalige größte Epiker unseres Jahrhunderts seine Lektüre begonnen mit — — Homers Odyssee: „Am 7. Oktober 1844" — besagt das erste auf Lektüre sich beziehende Tagebuchblatt — „habe ich Homers Odyssee ausgelesen!" Rasch folgten nun in bunter Reihenfolge nächst Nebensächlichem und Unbedeutendem Werke von Euripides, Cicero, Tibull, Vergil, Justinus, Shakespeare, Milton, Bulwer, Scott, Calderon, Tasso, Ewald v. Kleist, Haller, Denis, Lessing, Mendelssohn, Wieland, Bürger, Schiller, Goethe, Herder, Tiedge, Fr. L. und Ch. Stolberg, Kotzebue, Körner, Salis, Matthisson, Pyrker,

Chamisso, E. T. A. Hoffmann, Klingemann, Raupach, Hackländer u. s. w.

Am besten und glaubwürdigsten werden uns des jugendlichen Dichters — des Dichters der „Märtyrer" und „Eutychia" — erstes Verhältniß zu den Büchern eine Reihe bezüglicher Tagebuchblätter jener Zeit verdeutlichen.

9. Dec. 44.

Schiller's Gedichte ausgelesen.

3. März 45.

Homer's Ilias ausgelesen.

25. März 45.

Salis gelesen.

25. März 45.

Bekam von Wiesner den Virgil, ed. v. Hohler, zu lesen.

28. Juni 45.

Ich las, da ich zu Hause geblieben, fleißig in einem Konversationslexikon. Ich lernte daraus, daß mein längst geschöpftes Urtheil über Wieland richtig, Blumauer ein Exjesuit, Goethe ein Heide und Voltaire ein armer Teufel gewesen sei, dem der Erzbischof ein christliches Begräbniß verweigerte. — Die vier armen Männer! — — — — Der Artikel „Katholicismus" spricht mehr zu unsern Gunsten als ein Panegyrikus in Folio. — —

12. Juli 45.

Den „Robinson nach Defoe" von J. H. Campe ausgelesen. Ein vortreffliches Buch für jedes Alter, insbesondere aber für angehende Jünglinge. — Zuerst wird der Mensch in seiner ursprünglichen, hülflosen Lage vor unsere Augen geführt, von allen Bequemlichkeiten entblößt, die der gesellschaftliche Umgang und das Zusammenleben mit lebenden Geschöpfen, zuvörderst aber mit Menschen darbietet. Robinson hat bei seiner Ankunft auf der Insel nichts als jene natürlichen Werkzeuge, die Hände. Hier nun zeigt sich der menschliche Geist in

seinem schönsten Lichte. Er dringt durch alle Hindernisse durch und weiß sich hier dieses Unbrauchbare in Brauchbares umzuschaffen, dort Fehlendes zu ersetzen und auch die schlimmste Lage erträglich zu machen. Hierauf gesellen sich lebendige Wesen zu ihm; er fängt sich Lamas und einen Papagei. Durch einen Blitz gewinnt er eines der nothwendigsten Bedürfnisse, das Feuer. Er kleidet sich in Lamafelle und errichtet sich eine sichere Wohnung, die ihn vor Unwetter zu schützen vermag. Seine nothwendigsten Bedürfnisse sind befriedigt, doch nur nothdürftig, und er muß den Umgang mit vernünftigen Geschöpfen, den Genuß der Mittheilung vermittelst der Sprache, eines der besten, ja vielleicht des besten Gutes, das dieses Leben verschönt, entbehren. Er wird krank, ohne daß eine hülfreiche Hand ihm Linderung verschaffen könnte. — Nun bekommt er menschliche Gesellschaft an einem Wilden; doch kann er sich ihm nur durch Zeichen mittheilen. Dennoch verbessert dies seinen Zustand um sehr vieles. — Nach und nach lernt der Wilde Robinsons Sprache sprechen, und die Lage, in der Jener sich befindet, gewinnt um vieles. — Jetzt erhält er alle Werkzeuge, die er benöthigen kann. — Endlich kommt er auch allmählich wieder in die volle menschliche Gesellschaft zurück. — — Dies Buch zeigt uns also, so steht es um den Menschen, wenn er ohne allen Umgang und ohne alle Werkzeuge, als seine bloße Hand, ist; — so — wenn er Umgang mit unvernünftigen Geschöpfen und die nothwendigsten Werkzeuge besitzt; — so — wenn er ein menschliches Wesen findet, dem er sich nothdürftig mittheilen und der ihm in jeder Lage beispringen kann; — so — wenn er auch die Vortheile und Annehmlichkeiten der Mittheilung durch die Sprache gewinnt. — — — Durch alle diese Lagen des menschlichen Lebens führt uns dieses Buch und lehrt uns überdies, wie wir uns in jeder derselben am vernünftigsten und zweckmäßigsten zu betragen hätten — — —.

Campe hat durch die entsprechende Bearbeitung dieses von Defoe behandelten Stoffes dem Werke selbst mannigfaltige Vorzüge verschafft; alles ist umgeschmolzen, dem Zwecke

angemessen behandelt, und was die Vorzüge des Buches nicht wenig vermehrt, auch für Kinder lesbar eingerichtet, ohne daß es hierdurch Erwachsenen langweilig würde. Der Stoff ist auf musterhafte Weise eingekleidet. Ein Vater erzählt seinen Kindern die Geschichte; die Familie bespricht sich über die besonderen Umstände derselben, doch auf solche Weise, daß die Unterbrechungen der Erzählung selbst ebenso interessant, als die Geschichte selber ist, sein dürften. Oft leuchten überraschende Vorzüge daraus hervor; zum Beweise folgende musterhafte Stelle:

Freund B. Gut, daß es solcher einfältigen, jungen Leute, die nicht wissen, was sie ihren Eltern schuldig sind (NB. — wie Robinson nämlich —), nicht viele giebt.

Nikolas. Giebt es mehr solche?

Freund B. Mir ist keiner dergleichen vorgekommen; aber das weiß ich ganz gewiß, daß es solchen jungen Leuten nicht gut gehen kann in der Welt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Auch Bulwer „Leila oder die Belagerung von Granada“ (übersetzt von Bärmann) zu Ende gelesen — eine historische Erzählung; die Handlung interessant und die Ausführung vortrefflich gelungen. Der ungemein verworrene Stoff ist meisterhaft geordnet; die Schilderung und die Darstellung überhaupt originell und lassen, so wie die Schrift im allgemeinen, nichts zu wünschen übrig. Es treten im Verlaufe der Erzählung auf: Ferdinand der Kath., Isabella v. Kastilien, Boabdil, der letzte Maurenkönig, Muza, dessen naher Anverwandter, Almanen, ein Israelit, Leila, dessen Tochter, Ximen, sein Diener u. s. w., Thomas de Torquemada (Großinquisitor), Don Jean, Prinz von Spanien. Auf ganz eigenthümliche Weise ist der Charakter des Großinquisitors gezeichnet.

20. Juli 45.

Las ich Cicero's »Somnium Scipionis«. — Sane mirum est inter tam magnas, veras imminentesque cogitationes, ideas sententiasque tam stolida, quin et absurda loca reperiri. Ast ex isto

luculentissimum fit, animum humanum ipsi sibi, solique commissum simillimum esse ponto tempestatibus concusso, ubi fluctus modo altas ad nubes evehuntur, modo ad ima vada iterum demerguntur.

27. Juli 45.

Nachmittags las ich Ekhardt's „Thron und Hütte". — Auch Schröder's „Adelsucht" und Julius von Soden's „Ignez von Castro". Hierauf legte ich mich aber zu Bette.

21. Aug.

Las ich Kotzebue's: „Der Vielwisser" — Der Rothmantel — „Capitän Belgronde"; — auch Walter Scott, „Der rothe Robert". Sehr gut!

22. Aug.

Bekam ich Klopstock's „Messias" vom Vater.

Stift Zwettl, 2. Sept.

Bekam ich vom H. P. Hugo Die „Tunisias von L. Pyrker" zu lesen.

Schweiggers, 9. Sept.

Las ich das Lustspiel von Brandes: „Der Schein trügt oder der liebreiche Ehemann".

10. Sept.

Las ich Langbein's Gedichte — das Gedicht „Die Heilige oder das natürliche Wunder" ist ein verfluchtes Machwerk, und der Dichter verdient Prügel dafür, im Angesicht von ganz Deutschland.

4. Sept.

Calderon's „Tochter der Luft", 2 Thle., übersetzt von J. D. Gries, zu Ende gelesen. Vae victis!

12. Sept.

Gelesen die „Abderiten" von Wieland.

13. Sept.

Gingen Bruckner und ich gegen Hirschbach spazieren. Im Rückwege lasen wir „Miß Sara Sampson", gewiß ein Meisterstück! Und in jeder Hinsicht hoch, erhaben, edel, vollendet! — Nachts lasen wir Dr. Ernst Raupach's „Der Müller und sein Kind", ein Volksdrama, das in diesem Fache gewiß

als eines der ersten Muster glänzt. Wie schön ist die edle Einfalt, Frömmigkeit des unverdorbenen Theils des Menschengeschlechts dargestellt. Auch originelle Züge hat dies Drama. Wohlgemerkt! Maria will den Mörder ihres Vaters nicht mehr lieben, den unschuldigen Mörder ihres schurkischen Vaters! Ein Anderer hätte sie den schurkischen Mörder eines unschuldigen Vaters noch immer mit aller Wuth der Leidenschaft lieben lassen. Bravo Raupach!

20. Sept.

Ich las die „Todtenkränze" von Zedlitz. Sehr vollkommen; schien mir hoher Beachtung werth.

22. Sept.

Gelesen Aurelius Prudentius Clemens', „Feiergesänge" (Chatemerinon), „Heilige Kämpfe" (Psychomachie) und „Siegeskronen" (Peristephanon), übersetzt von J. P. Silbert.

Auch zu Ende gelesen Calderon's „Die Dame Kobold" und „Der Richter von Zalamea".

2. Okt. 45.

Zu Ende gelesen den 1. und 2. Bd. der ausgewählten prosaischen Schriften von August von Kotzebue; enthaltend: „Die Leiden der Ortenbergischen Familie". Seine Absicht war, seine Ansicht von der systematischen Stufenfolge der Geisterwelt in einem Romane darzustellen. — Die Erklärung, die er im Anhange zum 2. Theil giebt, ist nun ein sicherer Schlüssel zu den Zweideutigkeiten vieler seiner Stücke. Er sagt: „Sel'ger Trost, um den ich willig leide, — Daß du Aller Vater bist, — Daß der Jude und der Heide — Dir so theuer wie der Christ —" u. dergl. mehr. Dann vom Adel: „O ihr Götter dieser Erde — Reicht euch brüderlich die Hand — Und entlarvt das Ungeheuer — Und zerreißt sein trügendes Gewand — Und knüpft fester der Gesellschaft Bande — Seht und weint: ein schöner Stamm — Trägt zu eurer und der Menschheit Schande — Einen gift'gen Schwamm." — — — Einen Biedermann läßt er mir nichts, dir nichts eines Mädchens wegen renegiren!!!

3. Okt.

Ausgelesen den 5. Band der Kotzebue'schen Prosaschriften, enthaltend: „Philibert oder die Verhältnisse". Ein leswürdiger, tadelloser Roman, den Satz beweisend, der am Schlusse sich findet: „Nimmer suche echte Freundschaft, wahre Liebe in der großen Welt, nimmer suche sie bei Männern; eine Zeit lang werden sie von Jünglingen nachgeäfft, bei Männern über kurz oder lang durch die Verhältnisse verdrängt, nur in der Brust des edlen Weibes findest du ihre Freistatt, ihren Thron."

4. Okt. 45.

Zu Ende gelesen: den 6. Bd. der Kotzebue'schen Schriften, enthaltend:

„Zaide oder Die Entthronung Muhamed IV."
„Greuel des Fanatismus zu Thorn im Jahre 1724."
„Maria Francisca Victoria Salmon oder Der Triumph der Unschuld."
„Alles Glück ist Täuschung, wehe dem, der sie uns raubt."
„Fragment aus dem Tagebuche eines sehr verdienten russischen Officiers."
„Spaziergang des arab. Phil. Al Raschid."

Pag. 120 in „Zaide": „Es ist eine ebenso traurige als richtige Bemerkung, daß jeder große Aufruhr, der in der Geschichte der Völker mit blutigem Glanze flimmerte, der Throne umstürzte, das Diadem vom grauen Haupte eines Greises riß, die Tugend in den Kerker warf und das Laster auf ihren Trümmern emporhob — kurz, daß jedes große Denkmal menschlicher Schande immer von einem Pfaffen entworfen, ausgebrütet, eingeleitet, ausgeführt, unterstützt oder begünstigt worden. „Kein Uebel auf der Welt" — sagt der unsterbliche Haller — „das nicht ein Pfaffe that." — „Der hl. Bernard," sagt der liebenswürdige Voltaire, „predigte den Potentaten die Kreuzzüge und hat Frankreich mehr Schaden gethan, als der Teufel. Blut, Laster und Abscheulichkeiten

waren die Früchte der Lehren des Stifters der Abtei Clairveaux."
Kotzebue.

Ich wünschte, der Narr bewiese dies.
Hammerling.

6. Okt.

Habe ich „Die Räuber" von Schiller gelesen. Mausberger Ausgabe,[1] geliehen vom Mitschüler Hackensellner. Ein herrliches, üppiges, originelles Werk!

Den Tibull bei Lechner gekauft.

8. Okt.

. . . Gelesen Schiller's „Kabale und Liebe" und „Der Menschenfeind".

9. Okt.

Ausgelesen von Kotzebue's Schriften den 7. u. 8. Band.

7. Band: „Ildegerte, Königin von Norwegen."
„Nachricht von einem theatralischen Institute zu Reval."
„Die Weiber der Indianer an den Ufern des Orinoko."
Anekdoten.

8. Band: „Die Geschichte meines Vaters."
„Kurze Geschichte der Flibustier."
„Einige Züge aus dem Leben des guten Musäus."
„Die gefährliche Wette."

12. Okt. 45.

Den 3. und 4. Bd. der Kotzebue'schen Prosaschriften gelesen, enthaltend:

„Leontine", 2 Theil, Roman in Briefen, hundert an der Zahl. Man müßte Blei im Kopfe haben und Brei im Herzen, wenn man nicht einsähe, daß der Roman meisterhaft gearbeitet und nebenher schön, moralisch und rührend ist. Personen: Gruber, Luise, seine Tochter, Major von Wallenstein, sein

[1] Mausberger, ein Wiener Buchhändler; er druckte schier die Werke sämtlicher deutschen Klassiker nach.

ehemaliger Zögling, Herr v. Blondheim, Lontine, dessen Tochter, Gemahlin des Hauptmanns Urlhofen, Watwyll und Bertha Frau v. Himmelfuß, Blitz ꝛc. ꝛc.

16. Okt.

Ausgelesen den 13. Band im Kotzebue, enthaltend den 2. Band der „Geschichtchen für meine Tochter"; er enthält:

„Die Rosen des Herrn von Malherbes."
„Der falsche Diamant."
„Das Goldstück."
„Der redende Kamm."
„Die Sonate."
„Die kleine lebendige Bibliothek."
„Der Dragoner von Vincennes."
„Der Dorfkirchhof."
„Die Milchschwestern."
„Das Journal der Moden."
„Die kleine Wirthschaftsgehilfin."
„Beschluß."

Und den 14. Band: „Die Tochter des Pfarrers", in 2 Büchern. Seite 163: „Es ist schon einigemale erwähnt worden, daß der gute alte Pfarrer, der von Menschenfurcht nichts wußte, von der Kanzel zuweilen sehr vernünftige Dinge sagte, die manchen unvernünftigen oder heiligen Dingen schnurstracks zuwiderliefen, z. E., daß man in jeder Religion und auch wohl ohne Religion selig werden könne, wenn man nur immer entschlossen handle, daß überhaupt der Schöpfer kein Geschöpf verdammen k ö n n e, dem er das Dasein ungebeten ertheilt, es in Lagen versetzt, die nicht von seiner Willkür abhängen, für deren Folgen es also auch nicht verantwortlich sein dürfe, und was dergleichen mehr war, das freilich einer ehrsamen Bauerngemeinde unverdauliche Kost schien u. s. w. Der gute Mann besaß nun einmal nicht die Gabe, gegen seine Ueberzeugung zu predigen u. s. w." (!!!!!!!!!!!!!)

17. Okt.

. . . Gelesen Schiller's „Geisterseher" (!?!)

19. Okt.

Gelesen den 15. Band der Kotzebue'schen Schriften, enthaltend: „Die Frucht fällt weit vom Stamme", Roman in 3 Büchern; sowie auch den 18. Band, enthaltend:

„Glückseligkeit."

„Das Zinngießen am Neujahrsabend."

„Alles durch Liebe, nichts ohne sie."

„Die kleine Tirolerin."

Fragment aus Iwan Iwanow Tschudrin's noch ungedruckter „Reise durch China".

„Die Rache."

Dann: Anekdoten und Miscellen, unter denen sich unter anderen findet: „Beweis, daß Herr v. Goethe kein Deutsch versteht."

20. Okt. 43.

Gelesen in der Universitätsbibliothek „Medea" von Euripides, übersetzt von Bothe.

Medea befindet sich mit Jason am Hofe des korinthischen Königs Kreon, dessen Tochter treulos Jason zur Frau zu nehmen beschließt. Medea unterdrückt ihren Schmerz und heuchelt nach fruchtlosem Bitten völlige Ergebung und verspricht, Korinth auf der Stelle zu verlassen, sinnt aber im geheimen auf schaudervolle Rache; sie sendet freundlich der Braut ihres Gatten ein vergiftetes Kleid zum Hochzeitsgeschenke, wodurch diese auf der Stelle einen gräßlichen Tod erleidet. Der Vater Kreon, der voll Verzweiflung sich auf die sterbende Tochter wirft, bleibt an ihr hangen und stirbt mit ihr. Zuletzt bringt Medea den Jason nach schwerem Kampfe mit ihren eigenen mütterlichen Gefühlen durch Erwürgung ihrer Kinder zur Verzweiflung und flieht zu dem Könige von Athen, dessen sie sich schon vorher versichert hatte durch das Versprechen, ihm durch Zauber seinen Wunsch nach Nachkommenschaft zu erfüllen.

23. Okt.

Gelesen „Don Carlos" von Schiller. Ein herrliches Werk, dem die beigefügten Briefe über Don Carlos helleres Licht geben.

24. Okt.

Schiller's „Iphigenie in Aulis“ ausgelesen.

30. Okt.

Zu Ende gelesen Kotzebue's Schriften 10. Band, enthaltend: „Geschichten für meine Söhne“. Erster Theil. Soll eine Jugendschrift sein, doch scheint Kotzebue nicht viel Beruf zum Jugendlehrer zu haben; so zum Beispiele sagte er von einem armen Bettelknaben, der sich Gott zu seinem Reisegefährten erkor und immer sprach: „ich reise mit Gott!“ —: Enrico fand keine Herberge, er wandte sich daher an seinen erhabenen Reisegefährten, doch dieser ließ ihn die ganze Nacht auf einer Kirchentreppe liegen u. dergl. m. — So schreibt man nicht Jugendschriften. — Auch den 16. Band gelesen, enthaltend: „Die Griechen“, eine Skizze für Damen.

2. Nov.

Christoph August Tiedge's Werke in 6 Bänden ausgelesen.

1. Band. „Urania“, lyrisch-didaktisches Gedicht in 6 Gesängen. Ein erhabenes Meisterwerk, das jeder Christ auswendig lernen sollte.

2. Band. „Aennchen und Robert oder Der singende Baum“; ein Liederroman in 86 Liedern. Ein ziemlich unbedeutendes Ding.

„Die Geburt der Freude“ in 6 Liedern.

3. Band. „Der Frauenspiegel“, didaktisch-satirisches Gedicht in 4 Theilen, nach Urania sein bestes.

„Das Echo oder Alexis und Ida“, Liederroman in 16 Liedern; unbedeutender als der erstere.

4. Bd., 5. Bd., 6. Bd. Elegien und vermischte Gedichte, gut, doch allzu einförmig, als hätte er sie alle in einem Athem geschrieben; edle Mannigfaltigkeit aber muß ein Dichter bieten. . . .

Auch ausgelesen den 19. Band der Kotzebue'schen Werke, enthaltend: Erzählungen, Anekdoten, Miscellen; den 20. Band, enthaltend: „Der russische Kriegsgefangene unter den Franzosen“, von Moritz von Kotzebue; den 21. Band, enthaltend;

„Die jüngsten Kinder meiner Laune", enthaltend den 1. Theil: „Der unterirdische Gang", eine schöne Sage; „Die Geschichte unserer Unwissenheit"; „Der lange Hans"; den 22. Band, enthaltend: den 2. Theil der „Jüngsten Kinder meiner Laune", weniger genügend als der erste Theil.

8. Nov.

Ausgelesen den 7. Band von den Theatern von A. von Kotzebue:

„La Peirouse", Schauspiel in zwei Aufzügen. Die Gemahlin La Pairouse's reist nach Amerika, ihren Gatten aufzusuchen, und findet ihn dort mit einem inländischen Mädchen bereits verbunden; und bei dadurch entstandenen Mißhelligkeiten geht die Sache dahin aus, daß sie alle samt und sonders beisammen bleiben. —

„Die Versöhnung" in 5 Akten. Zwei feindlich gesinnte Brüder versöhnen sich durch die Tochter des Einen, bei welcher Gelegenheit eine alte Haushälterin, ein Graf und ein Advokat interessante Rollen spielen. Traugott's Rolle zerrinnt in Nacht und Nebel.

„Die Verwandtschaften", Lustspiel in 5 Akten. Personen: Ein fürstlicher Rath, Anton und Gretchen, Max. Frau Morgan, Hans und Martha, Bruder Peter, der reich aus Indien zurückkommt 2c.

„Die Unglücklichen", Lustspiel in 1 Akt. Ein Reicher hat, — sich als gestorben ankündigend, — sein Hab und Gut dem unglücklichsten seiner Verwandten vermacht u. s. w. Gute Posse. . . .

9. Nov.

Ausgelesen von Kotzebue's Schriften den

24. Band, enthaltend: „Die jüngsten Kinder meiner Laune", 4. Theil („Geprüfte Liebe", 1. Band).

25. Band, enthaltend: „Die jüngsten Kinder meiner Laune", 5. Theil („Geprüfte Liebe", 2. Band). Hier sagt er im 1. Kapitel: Wohl dem Menschen, der auf Gebet vertraut! Ruhe und Hoffnung sind die Früchte seines frommen Wahns (Wahns!!!!!)

26. Band enthält: „Die Flucht" (Abenteuer Pignata's) „Abelard und Heloise", „Mein litterarischer Lebenslauf".

27. Band: Chroniken. Die beste derselben ist unstreitig: „Ritter Huldmann von Behringen oder Die Höhle des Zobtenberges". Eine wunderschöne Dichtung.

12. Nov.

Ausgelesen: Blumauer's „Herkules", travestirt in 6 Büchern.[1] Was Jean Paul von der Aeneïde sagt, gilt auch vom Herkules: „Ein Meer voll Salz, doch auch voll Schlamm."

Zweitens Holbein's Schauspiel in 3 Theilen: „Das Alpenröslein", „Das Patent" und „Der Shawl". Graf Werdenberg findet Lisli auf einer Alpe der Schweiz; sie giebt ihm ein Alpenröslein. Trennung. Graf W. erhält durch Rentheim das Patent als Gesandter nach Petersburg, wo er Lisli als Dame bei einem Feste erblickt und ihren Shawl ergreift, sie zurückzuhalten. Die Dame ist indes verschwunden und der Shawl bleibt in seinen Händen. Er wird arretirt und findet sie beim General B.

Ausgelesen ferner den 8. Band von Kotzebue's Theatern, enthaltend: „Der Opfertod", 3 Akte. — „Das Dorf im Gebirge", 2 Aufzüge. — Die silberne Hochzeit, 5 Akte. — Im ersten Stücke strebt der Dichter nach Klassicität, wie man sieht; befriedigt jedoch nicht ganz. Die beiden andern Stücke sind gelungen — besonders Die silberne Hochzeit, eine äußerst gute, originelle Piece.

15. Nov.

Habe ich ausgelesen den 9. Band von Kotzebue's Theatern, enthaltend:

„Die Corsen", Schauspiel in 4 Akten.

„Der alte Leibkutscher Peter's IV.", Lustspiel in 1 Akte.

---

[1] Dieses Werk rührt aber nicht von Blumauer her. Der Wiener Dichter Benedict Jos. Koller hat den Namen Blumauer auf dem Titelblatt dieser verhältnißmäßig noch zu den besseren Nachahmungen der Blumauer'schen Aeneïs zählenden Herkulesparodie (Frankfurt und Leipzig 1794) einfach mißbraucht.

„Ueble Launen“, Schauspiel in 4 Aufzügen.

„Johanna v. Montfaucon“, Romantisches Gemälde aus dem 15. Säculum in 5 Akten.

Alle vier, besonders das letzte, gehören zu den besten, in moralischer Hinsicht tadellosesten Stücken Kotzebue's.

17. Nov.

Ausgelesen den 28. und 29. Band von Kotzebue's prosaischen Schriften:

„Louise oder Die unseligen Folgen des Leichtsinns“; auch den 30. Band: Clio's Blumenkörbchen, 1. Theil.

Ersterer Roman, Louise, soll von einem Frauenzimmer verfaßt und von K. herausgegeben sein. Den Knoten wird wohl K. haben lösen müssen? —

18. Nov.

Ausgelesen den 10. Band von Kotzebue's Theatern, enthaltend:

„Das Schreibpult oder Die Gefahren der Jugend“, Schauspiel in 4 Akten. Ein Reicher wird von allen Seiten betrogen und durch gute Menschen ohne Schaden klug.

„Der Gefangene“, eine äußerst ergötzliche Posse in 1 Akt, voll komischer Kraft.

„Der hyperboräische Esel“, in 1 Akt. Den Gebrüdern Schlegel zugeeignet. — Die Rolle Karl's ist wörtlich aus deren Schriften gezogen. Das ist nicht edel! Auch aus Kotzebue ließe sich ein niedliches Rollchen für — einen Bösewicht gar leicht zusammenstoppeln, wenn man wollte. . . .

„Das neue Jahrhundert“, Posse in 1 Akt und,

„Der Abbé de l'Epée“, von Boully, in 5 Akten.

22. Nov.

Ausgelesen den 11. Band von Kotzebue's Theatern, enthaltend: „Sohn der Wahrheit“, Schauspiel in 5 Aufzügen.

Die Tendenz kann unmöglich ganz gutgeheißen werden. Wahrheit reden ist recht und billig, aber den Leuten nachlaufen und ihnen ins Ohr schreien, du bist buckelig, du bist

lahm, du bist häßlich u. s. w., ist den Regeln der Klugheit und sogar der Menschenliebe zuwider. Hier wird so ein Wahrheitsfreund voll falschen Enthusiasmus zum Heros erhoben und über Hals und Kopf belohnt.

„Das Epigramm", Lustspiel in 4 Aufzügen. Schöner Plan.

„Die kluge Frau im Walde oder Der stumme Ritter", ein romantisches Zauberspiel in 5 Aufzügen.

23. Nov.

Ausgelesen E. Chr. v. Kleist's sämtliche Werke, herausgegeben von Körte. Schade um Kleist! Wenig hat er uns hinterlassen, aber, was er uns hinterließ, ist vollendet und unsterblich. Nicht vieles gab er uns, aber viel.

26. Nov.

Ausgelesen den 13. Band von Kotzebue's Theatern, enthält:

„Gustav Wasa", historisches Gemälde in 5 Akten.

„Bayard", 5 Akte, ein effektvolles Stück. Miranda, Blanka, Tardieu, Bayard selbst sind gut gezeichnete Charaktere. Die Scene, wo Basko dem Ritter Bayard Miranda's Tod berichtet, ist im höchsten Grade ergreifend. Wir staunen bewegt die engelreine Heldin an, und der Wunsch des Zuschauers und Lesers ist die Verwirklichung dieses — einer besseren Sphäre entlehnten — Ideals. Blanka nimmt nicht weniger durch bis zum höchsten Grade gesteigerte Unschuld und Herzensreinheit den Leser für sich ein. — Tardieu, rauher, doch herzensguter Mann. Bayard endlich vereinigt die schönsten Tugenden des Kriegers, Muth, Redlichkeit, Gehorsam, dabei ein gefühlvolles Herz und einen edlen reinen Sinn.

Im Gustav Wasa sehen wir mit jeder Scene neue Gegenstände, neue Personen auftauchen und die Einheit fehlt. Der Verfasser selbst hält diesen Mangel bei beiden Stücken zutreffend. Ich weiß aber nicht, ob dies auch von Bayard gelten soll, wo kein Charakter verschwindet, sondern früher

oder später zur rechten Zeit wieder auftaucht und überhaupt unsere vollste Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

28. Nov.

Ausgelesen den 14. Band von Kotzebue's Theatern — enthaltend:

1. „Der Besuch oder Die Sucht zu glänzen", Schauspiel in 4 Aufzügen. Gut.
2. „Des Teufels Lustschloß", natürliche Zauberoper in 3 Akten.
3. „Die barmherzigen Brüder", in 1 Aufzug.
4. „Cleopatra", Tragödie; eine unterhaltende Parodie.
5. „Unser Fritz", 1 Aufzug.
6. „Die schlaue Witwe oder Die Temperamente".
6. „Der Hahnenschlag".
8. „Ariadne auf Naxos", Parodie.

30. Nov.

Ausgelesen den 11. und 12. Band von Kotzebue's vermischten Schriften.

11. Band: Der 2. Theil von den „Geschichten für meine Söhne". Viel besser und nutzbarer als der 1. Theil; auch ganz, mit Ausnahme der letzten Geschichte („Oswald und Gustchen") für die Jugend passend.

12. Band. 1. Theil von Bouilly's Geschichtchen für meine Tochter. Mit vielen Vorzügen ausgestattet und als eine vortreffliche Jugendschrift zu empfehlen.

1. Dec.

Ausgelesen: „Der Triumph der Mutterliebe". Sammlung von Dichtungen, die Würde und aufopfernde Liebe edler Mütter in heiligen und ergreifenden Momenten und Thatsachen schildernd. — Fast keines dieser Gedichte ist ohne Schönheiten; doch hätte wohl manches billig weggelassen werden mögen.

2. Dec.

Mendelssohn's „Phädon" ausgelesen. Scheint mir außerordentlich interessant, ich las es jedoch nur flüchtig durch, um

zuerst Begriff und Uebersicht davon zu erhalten, will es aber nun ernsthaft studiren.

Auch ausgelesen den 15. Band von Kotzebue's Theatern, enthaltend:

1. „Die deutschen Kleinstädter", Lustspiel in 4 Akten.
2. „Die französischen Kleinstädter", nach Picard, in 4 Akten.
3. „Der Wirrwarr, oder Der Muthwillige", in 5 Akten. Posse. Ein brillanter Beweis von Kotzebue's vis comica und unerschöpflicher Erfindungsgabe.
4. „Die Hussiten vor Naumburg", im Jahre 1432.

Prokop hat sich vor Naumburg gelagert, Wolf, der Viertelsmeister, wagt sich kühn vor die Thore, um Gnade von ihm zu erflehen. Der böhmische Heerführer ehrt den Muth des Mannes, indem er ihm das Leben schenkt, droht aber die unabwendbare, gänzliche Vernichtung der Stadt. Wolf kehrt zurück und beredet nun seine verzweifelnden Mitbürger als letztes Mittel, die sämtlichen Kinder der Stadt vor die Mauern zu senden, um den böhmischen Feldherrn zu rühren und gnädig zu stimmen. Ergreifend ist der Abschied der acht Knaben Wolf's von ihrer zärtlichen Mutter Bertha, sowie deren ganze Rolle. — Wolf selbst führt die Kinder vor die Stadt. Prokop läßt sich wirklich rühren und bewirthet die Kinder sogar aufs freundlichste, läßt sie dann frohlockend in die Arme ihrer harrenden Mütter zurückkehren und zieht auf der Stelle hinweg von den Gefilden von Naumburg. — Die glücklichen Mütter jauchzen, und der edle Wolf wird reichlich belohnt; gewiß aber noch mehr durch das Bewußtsein seiner edlen That und durch das unvergeßliche Denkmal, das, im Herzen seiner Zeitgenossen errichtet und auf späte Enkel vererbt, ferne Zeiten überdauert.

3. Dec.

Ausgelesen „Wiens Belagerungen durch die Türken", von Karl August Schimmer. Der Autor sagt in der Vorrede von Mohammed, vielleicht ohne zu denken, daß er einen Verrath an den Gesinnungen seines Herzens begehe: „In dieser Hinsicht hatte er jedenfalls große Verdienste, um so mehr,

da er wie Moses (— ! —) bei Stiftung seiner Lehre auch auf die klimatischen Verhältnisse Rücksicht nahm." —

Desgleichen ausgelesen ein merkwürdiges Buch: „Enthüllung des Systems der Weltbürgerrepublik. In Briefen aus der Verlassenschaft eines Freimaurers. Rom (?) 1786." Ein Freimaurer enthüllt die Geheimnisse, Zwecke und geheime Tendenz seines Ordens. Der Verfasser ist übrigens nichts als ein eifriger Protestant. — Nach seiner Behauptung ist also der Mittelpunkt und Hauptsitz dieser Lehre kein anderer als — der päpstliche Stuhl! —, dessen schlaue Politik sich nur scheinbar um unseren Katholicismus bekümmert, im Grunde aber durch Jesuiten, und nun durch kuttenlose Jesuiten, die Freimaurer, den Ruin des Christenthums, die Allgemeinmachung des Deismus (!), eine totale Gleichheit und Freiheit aller Menschen vorbereiten läßt. Der päpstliche Stuhl läßt zu diesem Endzweck durch diese seinen Satelliten vorerst Bibelhaß verbreiten, um dieses ehrwürdige Dokument, die Bibel, nach und nach ganz und gar der Menschheit zu entreißen, wodurch er, der Papst, ungestraft thun könne, was er wolle. — Folglich soll aus dem Ganzen eine päpstliche Universalmonarchie entstehen.

Der Verfasser sagt auch unter anderem, „daß Luther eine herrliche, vortreffliche Einrichtung getroffen habe, daß der oberste Regent immer zugleich oberster Bischof seines Landes sei". — Gehört auch unter die gerühmten Segnungen der Reformation. — Heutzutage getraut sich doch kein Protestant mehr, laut von den unabsehbaren Segnungen der Reformation zu deklamiren; überhaupt ist das Kirchenlicht, das Luther dem Christenthum aufgesteckt hat, schon ziemlich herabgebrannt. — Der Docht ist schon ellenlang; keine Lichtputze liegt dabei. Die hat der Wittenberger Heros vergessen. — So geht's mit menschlichem Gemächte; — die Sonne aber braucht keine Lichtputze.

4. Dec.

Gelesen „Aug. v. Kotzebue's Leben". Ertheilt viele längstgewünschte Aufschlüsse über diesen in vieler Beziehung

großen Mann. Als Anhang sind mehrere kleine Schriften Kotzebue's, sowie auch Briefe von Engel, Jünger, J. v. Müller, Schlözer und Meißner. Auch ein Brief des großen Wieland, an Böttiger über die Hussiten vor Naumburg.

Aus Eberhard's Brief wird unter anderem eine ziemlich verbreitete Meinung widerlegt. Man wollte nämlich behaupten, K. habe durch die „Organe des Gehirnes" Gall's, seines Freundes System lächerlich machen wollen. Indessen schreibt Gall selbst an A. G. Eberhard: „Nächsten Mittwoch werden hier die „Organe des Gehirnes" aufgeführt. Ich habe mir schon meinen Platz neben Herrn Hptm. v. Archenholtz bestellt. Man tadelt hier, in Wien und in Paris sehr die Tendenz desselben und schreit gewaltig über K., als über einen meineidigen Freund. Wüßten die Leute so gut wie ich, wie mächtig genialisch entwickelte Organe wirken, wüßten sie, wie sehr K. überzeugt ist, wie wenig mir die „Organe des Gehirnes" und überhaupt jeder Spott anhaben können, daß ich ebenso bei diesen, wie bei Ischarioth Krall's „Lehren und Thaten" herzlich mitlache, — und ihre Verfasser liebe und ehre, so würden sie diesen, vielleicht etwas zu leichtfertigen Witz mit gleicher Fassung vertragen, wie ich."

Der Biograph giebt auch eine genügende Uebersicht des ganzen Vorganges mit dem famosen Dr. Barth mit der eisernen Stirne; — über die Entstehung des „Hyperboräischen Esels", des „Gottlieb Merk" zc. zc.

Ich las auch „Philotas" von Lessing. Ich bin ganz bezaubert von diesem geistvollen Dichter, dessen heroische, imponirende Sprache, meisterhafte Charakterzeichnung und nicht weniger natürliche, als erhabene Darstellungsgabe mich schon in „Miß Sara Sampson", mit welchem Stücke ich zuerst die Bekanntschaft des geistreichen Dichters machte, so sehr angesprochen hat. Ich wüßte nicht, daß mich je ein Schriftsteller mehr auf den ersten Augenblick gefesselt hätte. Demungeachtet scheint mir der Heroismus dieses hochsinnigen Jünglings Philotas — wenigstens — sehr unklug berechnet. — Es geht dem Leser oder Zuschauer so nahe, daß ein

solcher Held, einst bestimmt und im stande, Millionen zu beglücken, sich in die Arme des Todes mit leichtem Sinne stürzt, um einen Vortheil zu erringen, der freilich an sich selbst von großer Wichtigkeit sein mochte, aber demungeachtet das Leben einer solchen heroischen Seele nicht wiegt, deren Wohl und Existenz unberechbaren Nutzen hätte bringen müssen. — Wie? Sollte es nicht passender gewesen sein, wenn Lessing den Vater des Philotas und sein Reich in die äußerste unabwendbarste Gefahr gestürzt hätte zeigen wollen, so daß dem jungen Helden schlechterdings kein anderer Ausweg geblieben wäre, sein Vaterland zu retten. Dann wäre die Sache freilich zur Befriedigung des Lesers in etwas ausgeglichen. — Schriebe ich dieses bloß für mich allein, so müßte ich fürchten, belächelt zu werden, daß ich den großen Lessing meistern wolle! Davor bewahre mich Gott! Was ich hier niederschreibe, ist bloß ein Resultat eines aufmerksamen Studiums, welches doch Jedermann nicht bloß unverwehrt, sondern geradezu und mit Recht empfohlen sein muß! — Aus diesem Grunde wage ich es noch, eine Bemerkung, die mir einfällt, dreist hinzuzufügen: Ich finde die heroische That des Philotas allerdings im Leben, doch nicht auf der Bühne verzeihlich. (Unter diesem „verzeihlich“ verstehe ich bloß „vollkommen zu billigend“.) Denn: — im Leben kann die Heftigkeit der Empfindung wohl mit unwiderstehlicher Gewalt zu Handlungen fortreißen, die — obgleich an sich höchst edel, doch eher schädlich als nützlich, mit einem Worte, nicht klug berechnet sein können. Diese können wir bewundern, ohne sie nachahmen zu sollen. — Die Bühne, meines Erachtens, soll aber als ein Spiegel für das praktische Leben nur wahrhaft nachahmenswürdige Handlungen durch die Darstellung empfehlen.

Auch las ich Engel's „Edelknaben“ wieder; je öfter ich ihn lese, desto mehr spricht er mich an. An Natürlichkeit der Empfindungen, die die handelnden Personen, vorzüglich der Edelknabe, aussprechen, muß dies kleine Lustspiel seinesgleichen suchen.

7. Dec.

Ausgelesen Bürger's Schriften.

1. und 2. Band: Gedichte.

3. Band: „Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Uebersetzung des Homer", nebst einem Probefragmente. — „An einen Freund über die „Ilias" in Jamben". — „Ilias", 5. und 6. Gesang in Jamben. Hier verwirft er ganz den Hexameter, als Uebersetzungsmetrum des „Homer", weil unserer Sprache der Jambus natürlicher sein soll. (?)

4. 5. 6. Band enthalten „Macbeth" von Shakespeare. — „Hübnerus redivivus oder Theorie der Reimkunst", homerische Fragmente in Hexametern. „Karrik-Thura", eine herrliche Dichtung von Ossian ꝛc. ꝛc.

11. Dec.

Zu Ende gelesen den 16. Band von Kotzebue's Theatern, enthält:

„Hugo Grotius", Schauspiel in 4 Aufzügen.

„Der Schauspieler wider Willen". Lustspiel in 1 Act.

„Das Urtheil des Paris", Posse in 1 Akt sehr geringen Werthes; äußerst läppisch.

„Die Tochter Pharaonis", Lustspiel in 1 Akt. Prellgeschichte.

„Rübezahl", Schauspiel in 1 Akt.

„Incognito", in 1 Akt.

„Die Uhr und die Mandeltorte", in 1 Akt.

„Sultan Bimbambum oder Der Triumph der Wahrheit".

12. Dec.

Ausgelesen den 23. Band von Kotzebue's „Prosaischen Schriften", enthaltend den 3. Theil der „Jüngsten Kinder meiner Laune".

Hierauf „Förster's München". Eine herrliche topographische Beschreibung der Stadt München. Ein unentbehrliches Handbuch für Reisende, die die Merkwürdigkeiten dieser Residenz mit Aufmerksamkeit und Nutzen zu besehen wünschen. Die

Stadt ist mit einer bewunderungswürdig großen Anzahl malerischer Kunstwerke angefüllt. Der neue Königsbau (die von dem Könige Ludwig erbaute Residenz) muß ein höchst interessantes sehenswerthes Gebäude sein. Förster liefert eine genaue Beschreibung davon. Alle Zimmer dieses Schlosses haben mit sinnreichen Malereien verzierte Wände. Die der Zimmer des Königs stellen Scenen zu Gesängen griechischer Dichter dar. So enthält das erste Vorzimmer Malereien aus dem Argonautenzuge, das zweite Vorzimmer aus Hesiod, der Servicesaal aus den Hymnen Homer's, der Thronsaal aus den Gesängen Pindar's (griechische Festspiele), der Speisesaal aus Anakreons Liedern, das Empfangzimmer aus den Tragödien des Aeschylos, das Schreibzimmer aus denen des Sophokles, das Ankleidezimmer aus den Lustspielen des Aristophanes, das Schlafgemach aus den Idyllen Theokrit's. — Die Gemächer der Königin sind mit Schildereien aus deutschen Sängern geziert. So findet man im ersten Vorzimmer Walthern von der Vogelweide, im zweiten Vorzimmer Wolfram von Eschenbach, im Servicesaal Bürger, im Thronsaal Klopstock, im Salon Wieland, im Schlafsaal Goethe, im Schreibzimmer Schiller und in der Bibliothek Ludwig Tieck. — Alle übrigen Gemächer haben mit Schilderungen aus anderen Dichtern, z. B. aus Tasso, den Nibelungen 2c. 2c. verzierte Wände. Auch die Kirchen haben diesen Schmuck. — Der Einfall ist herrlich und macht dem kunstliebenden König viel Ehre. Welcher Genuß muß es sein, in diesen Sälen zu wandeln — hier die schönsten Dichtungen vaterländischer und fremder Poeten auf anmuthige Weise ins Leben getreten zu schauen.

16. Dec.

Ausgelesen das treffliche Schauspiel „Die Strelitzen" von J. M. Babo, in 4 Akten. — Sukoniam wiegelt die aufgehobenen Strelitzen auf und zieht den Sohn eines nach Sibirien verwiesenen Strelitzen, Obristen Ossakoff, auf seine Seite und stimmt ihn zur Empörung. Indessen hat Czar Peter dessen Vater losgelassen und auch die kurz vorher

gefangen genommene Mutter freigegeben. — Jwanof verräth das Komplott der Strelitzen. Peter tritt mitten unter die Verschworenen, dämpft den Aufruhr und verhaftet Sukoniam. Wiedersehn. Verzeihung.

Dieses Stück beurkundet seinen Verfasser als wahrhaftes, dramatisches Talent und ist eines der besten, das ich je gelesen. Unmöglich schier könnte der Plan besser und kunstvoller angelegt und ausgeführt sein. — Babo war zu Ehrenbreitstein cirka 1750 geboren und lehrte Aesthetik zu München. Sein bestes Stück ist „Otto von Wittelsbach".

17. Dec.

Ausgelesen „Alderson", Trauerspiel in 5 Akten von Joh. Christ. Brandes.

Charlotte, Alderson's Tochter, war schon heimlich mit dem jungen Herzog Salisbury vermählt; Alderson will sie nur Demjenigen zur Ehe geben, der den Namen Alderson künftig zu führen verspräche. Burlington, der sich dazu versteht, soll sie ehelichen. Sie muß daher nothwendigerweise mit ihrem wahren Gatten entfliehen, da auch die Entdeckung, daß sie schon vermählt sei, ihren Vater zum höchsten Zorn reizt. Sie wird indes in London untergebracht, während Salisbury auf Alderson's Betrieb zum Heere abberufen wird und im Treffen gegen die Franzosen bleibt. Auf diese Nachricht stirbt auch Charlotte.

Brandes (J. Ch.) ward Bedienter, nachdem er, die Handlung erlernend, einer Veruntreuung wegen entflohen, dann Schauspieler und schrieb viele Stücke, die eine gewisse Bühnenkenntniß auszeichnet.

27. Dec.

Ausgelesen den 18. Band der Kotzebue'schen Theater, enthaltend:

„Mädchenfreundschaft oder Der türkische Gesandte", Lustspiel in 1 Aufzug. Sehr gut und interessant.

„Der Trunkenbold", eine Schnurre in 2 A. nach Holbein. — Gleichfalls.

„Eduard in Schottland oder Die Nacht eines Flüchtlings", hist. Drama in 3 A. in Prosa. — Vortrefflich.

„Der Vater von ungefähr", Lustspiel in 1 A. Sehr gut.

„Der Abschied", ein Gelegenheitsstück beim Abtreten der Schauspielerin Adamberger.

„Heinrich Reuß von Plauen oder Die Belagerung von Marienburg", Trauerspiel in 5 A.

Die deutschen Herren führen Krieg gegen König Jagello von Polen und Witold, Großherzog von Litauen. Heinrich Reuß, Comthur zu Schwetz, hat die Nichte Witold's, Jawinne, die in die Hände der Tataren gekommen, errettet und als seine Tochter bei sich christlich erzogen. Gedemin, Witold's Sohn, der diese geliebt hat und sie von den Händen der deutschen Herren gemordet glaubt, schleicht sich in das belagerte Marienburg, den Heinrich Reuß seiner Rache zu opfern. Während er ihn morden will, erscheint Jawinne. Gedamin erstarrt bei diesem Anblick, und nachdem er alles erfahren, läßt er sich von Jawinnen sogar zum Christenthum bekehren und bleibt beim christlichen Heere. Nun bescheidet Heinrich Reuß Witold in die Stadt, um ihn durch seinen Sohn zum Frieden stimmen zu lassen. Witold erscheint, erfreut sich zwar der Rettung Jawinnens, aber als er vernimmt, sein Sohn sei Christ, will er ihn ergrimmt mit dem Schwerte durchbohren. — Jawinne wirft sich dazwischen und empfängt an Gedemins Statt den Todesstoß. — — Witold, vom Anblick des schönen Todes der engelgleichen Jawinne ergriffen und von Reue gefoltert, schließt mit dem Orden einen Freundschaftsbund. Marienburg wird durch einen Ausfall der deutschen Herren entsetzt. Heinrich Reuß wird Hochmeister des Ordens und Gedemin in denselben aufgenommen.

Gut ist Jawinne gezeichnet. — Uebrigens spricht in diesem Stücke sich mehr Wärme fürs Christenthum aus, als Kotzebue sonst wohl eigen ist.

„Die Stricknadeln", Schauspiel in 4 A. Eines der besten Stücke Kotzebue's. Kotzebue erzählt, daß er gegen

Meißner geäußert, er wolle aus jedem Worte ein Stück machen, das man ihm sagte. Vor ihren Füßen lag eine Stricknadel. Meißner hob sie auf und reichte sie Kotzebue. — Kotzebue löste seine Aufgabe rühmlich.

Auch ausgelesen den 8. Band der ausgewählten Schriften C. M. Wieland's, enthaltend (Wien bei A. Doll 1818):

„Don Sylvio di Rosalva" I. Thl. und den 9. Bd., enthaltend: „Don Sylvio di Rosalva" II. Thl.

28. Dec.

Ausgelesen: „Bären", Wiener Anekdoten von Castelli.

29. Dec.

Ausgelesen das „Declamatorium" von J. N. Vogl, bestehend aus Balladen, Legenden, Parabeln und Fabeln vaterländischer Dichter, wie Castelli, Seidl, Vogl, Frankl, Zusner, Foglar, Alexander Gigl, Franz Fitzinger 2c. — Eine vortreffliche Sammlung erzählender Poesien der Neuzeit.

Auch ausgelesen den letzten Band von Schiller's Werken, enthaltend:

Fragment und Plan des Trauerspiels „Demetrius". Zwei Akte sind vollständig. Eine kostbare Reliquie! Das Stück beginnt mit dem polnischen Reichstag, der als Meisterwerk darstellender Kunst gelten kann und einen ungeheuren Effekt thun müßte. Schade, schade, schade! — — — —

Dann die Fragmente von „Warbeck", den „Malthesern" und den „Kindern des Hauses".

Zuletzt Schiller's Briefe an Freiherrn v. Dalberg in den Jahren 1781—1785, die viele interessante Aufschlüsse über die Jugendzeit Schiller's liefern.

Die Mutter sagte mir, daß sie auf dem Boden ein Theaterstück gefunden. Ich besah es und fand: „Mit Speck fängt man die Mäuse oder Das Artilleriemanöver" in 3 A., Lustspiel von Leop. Paul Maresch, Schauspieler, 1818. Es war Manuskript. Ein ganz artiges Stück.

2. Jan. 1846.

Den Calderon, übersetzt von A. W. Schlegel, um 1 fl. C.-M. gekauft.

3. Jan.

Calderon ausgelesen.

4. Jan.

Den 19. Bd. von Kotzebue's Theatern ausgelesen:

1. „Die Schule der Frauen“, Lustspiel nach Molière.

2. „Fanchon, das Leiermädchen“, nach Bouilly.

3. „Die gefährliche Nachbarschaft“, Lustspielchen.

4. „Das Köstlichste“, Schauspielchen.

5. „Eulenspiegel“, Lustspiel in 5 A. Sehr ergötzlich und komisch. — Eulenspiegel ist der alberne Knecht des Marktschreiers Brummser und bewirkt durch seine allzugroße Gewissenhaftigkeit, daß dessen Mündel den Kaufmann Fröhlich heirathen kann ꝛc.

6. Jan.

Herder's Blumenlese aus morgenländischen Dichtern gelesen.

14. Jan.

Ausgelesen den 20. Bd. von Kotzebue's Theatern:

1. „Die Brandschatzung“, Lustspiel in 1 A.

2. „Das verlorene Kind“, Schauspiel in 1 A.

3. „Die Organe des Gehirnes“, Lustspiel in 3 A. Sehr gutes Stück.

4. „Blinde Liebe“, Lustspiel in 3 A. Ebenso gut.

5. „Carolus Magnus“, Lustspiel in 3 A. Fortsetzung der „Deutschen Kleinstädter“. Der alte Staar wird k. Rath, bei welcher Gelegenheit Sperling's „Carolus Magnus“ in 15 A. aufgeführt wird ꝛc.

6. „Der Sammtrock“, Lustspiel in 1 A. In dem Sammtrock steckt ein Billet ꝛc.

Alle diese Stücke sind sehr gut gearbeitete, schöne Darstellungen, besonders die kleinen Piecen übertreffen weit die vorhergehenden ihrer Art.

16. Jan.

Ausgelesen den 21. Band von Kotzebue's Theatern, enthält die einaktigen Schauspiele „Das liebe Dörfchen“ (Idylle), „Kaiser Claudius“, „Das Standrecht“, „Der Leineweber“, „Die Erbschaft“; dann die einaktigen Lustspiele: „Der Kater und

der Rosenstock", „Das Lustspiel am Fenster" (äußerst vortrefflich), „Das Posthaus in Treuenbrietzen", „Der Stumme", „Der Graf von Gleichen", „Der Deserteur".

Sämtlich vortrefflich und ergötzlich.

17. Jan.

In der Universitätsbibliothek „Die Merkwürdigkeiten der Garelli'schen Bibliothek von M. Denis" durchblättert. Zu seinen „Poetischen Bildern der meisten kriegerischen Vorgänge u. s. f.", die ihm ein schiefes Urtheil zugezogen, macht er hier die merkwürdige Anmerkung, daß ihn zu ihrer Herausgabe allzu gefällige Freunde beredet.

25. Jan.

Ausgelesen die schöne Sammlung moderner Poesien, betitelt „Muster deutscher Redekünste" ꝛc. von Wilhelm Podlacha", Piarist.

30. Jan.

Heute habe ich ausgelesen die fünf Bücher Mosis. Ich spare mir alles Urtheil auf die zweite Lesung. Merkwürdig per parenthesin sind die auffallenden, darin vorkommenden Vorhersagungen der Schicksale Israels. So heißt es, daß ein aus Italien kommendes Volk die Hebräer besiegen wird, daß sie werden in alle Welt zerstreut werden ꝛc.

Bibel soll fortan meine tägliche Lektüre sein.

4. Febr.

Goethe's Iphigenie auf Tauris aufs neue gelesen. Wahrlich ein vollendetes Meisterstück. Ich muß doch Goethe, den ich, selbst weiß ich nicht warum, bisher verachtete und nicht ohne Verdruß preisen hörte, gegen meinen Willen immer mehr bewundern. — Ich beschäftige mich jetzt fast ausschließend mit dramatischer Lektüre, mit derselben Vorliebe, mit welcher ich im verflossenen Jahre die epische erfaßte, wo ich nicht eher ruhte, bis ich Homer, Virgil, Tasso, Milton, Camoens, Klopstock und Wieland geistig verschlungen. — Dabei ausgelesen: Friedrich von Matthisson's Gedichte. Wunderbar ist die geistige Aehnlichkeit zwischen diesem Dichter und Salis,

seinem Freunde. Nur korrekter ist Salis vielleicht als Matthisson, dessen Talent wieder vielseitiger und fruchtbarer zu sein scheint. — Gedichte, die allein zum steten Ruhme des Dichters hinreichen würden, sind die „Elegie, in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben“, und vor allem „Elysium“. Bürger äußerte, daß er um die vier ersten Zeilen der fünften Strophe dieses Gedichtes:

Psyche trinkt, und nicht vergebens;
Plötzlich in der Fluthen Grab
Sinkt das Nachtstück ihres Lebens
Wie ein Traumgesicht hinab —

seine ganzen Poesien geben wollte. — In scherzhaften Gedichten, wie „Ideal eines Hundes“, „Porträt eines Hauslehrers“, „Die Nasenfeier“, „Empfindsamkeiten am Rheinfall“ u. s. f., desgleichen auch in seinen leicht wie rieselnde Quellchen hinschlüpfenden Epigrammchen ist er nicht minder glücklich und überragt Viele. — Nach all diesem ist zu schließen, Matthisson gehöre unter die genialeren und orginelleren Köpfe Deutschlands. Dixi.

5. Febr.

Buch Josua ausgelesen. Dann „Olympia“, Trauerspiel in 5 A. v. Voltaire.

6. Febr.

Ausgelesen: Ludwig Uhland's Gedichte. Ich habe Fr. v. Schiller's, G. A. Bürger's, J. G. Herder's, J. G. Seidl's, Chr. E. v. Kleist's, Fr. v. Matthisson's, Chr. A. Tiedge's poetische Werke vollständig gelesen und keiner, Schiller vielleicht ausgenommen, hat mir einen besseren Begriff echter Poesie beigebracht, als Uhland. — Ein ganz eigener, mir ganz neuer Geist waltet in seinen lebensfrischen Gedichten, die wie keine sonst den Stempel echter Volksthümlichkeit tragen. Das höchst gelungene poetische Vorwort spricht den Charakter des Dichters und seiner Lieder auf wunderbare Weise aus; es ist ein Gedicht von seltener Anmuth und Klarheit, das nur Uhland dichten konnte. — Uebrigens

braucht man nur auf sein „Des Dichters Abendgang", einige Sonette, z. B. „Die Bekehrung zum Sonett" und „Schlußsonett", dann „Den blinden König" und „Die Vätergruft" zu nennen, um die Genialität des Dichters in den verschiedenen Sphären der Poesie zu erweisen.

9. Febr.

Wieder einmal eine höchst interessante Schrift gelesen in der Universitätsbibliothek:

„Das Schauspielwesen" 2c. von Dr. Wilhelm Hebenstreit.

Der Verfasser leugnet ziemlich hartnäckig, daß die Schauspielkunst überhaupt eine Kunst sei; denn, sagt er, ein Kunstwerk muß durch den freien Willen des Künstlers entstehen u. s. f.; dann, daß das Schauspielwesen einen moralischen Nutzen für das Volk schaffe, was er größtentheils aus der Erfahrung zu erweisen strebt, zuletzt, daß heilige Dramen für die Bühne geeignet seien; denn, äußert er sich, der Ort ist allzu profan und es wäre fast eine Parodie des Heiligen und Ehrwürdigen, wenn Schauspieler, die ein lockeres Leben führen und von deren Munde man im Theater nur leichtsinnige, freche Worte zu vernehmen pflege, — als Heilige und Märtyrer auftreten! (Viel Wahres liegt darin!) Hebenstreit entwirft zugleich in seiner Schrift ein interessantes Bild der Schauspieler und ihrer Kunst, von ihrem griechischen Ursprung an bis auf unsere Tage — ein höchst betrübendes Bild, das mehr für die Ansichten des Verfassers sprechen dürfte, als seine sonstigen bissigen Behauptungen und Erweisungen.

Obgleich ich seinen Ansichten nicht allenthalben beipflichten kann, so hat er doch in vielem mich aufgeklärt und mich veranlaßt, über den Gegenstand tiefer nachzudenken; ich werde, wenn ich alles vollkommen erwägt und überlegt, meine Ideen in einer kurzen Abhandlung zu fixiren versuchen.

10. Febr.

Ausgelesen: „Die Bibliothek der Humanitätswissenschaften". Aesthetische Abtheilung, 6. Bd. im Verein mit mehreren Gelehrten — herausgegeben von Kuffner. Dieses Werk be-

handelt Philosophie, Rhetorik, Poesie u. s. f. und ist wahrlich von großem Nutzen, insonderheit das Pantheon aller epischen Dichter, das eine treffliche Uebersicht der Poesie jeder Nation, Biographien der epischen Dichter ꝛc. ꝛc. bietet. Uebrigens scheint das Werk manches Mal der gehörigen Tiefe und Genauigkeit zu entbehren, was aber bei einem Werke, das im ganzen 19 dicke Oktavbände zählt, kaum zu bemerken sein dürfte.

11. Febr.

In der Universitätsbibliothek ausgelesen: „Die Epik der Neuzeit in Betrachtung des Heldengedichtes Tunisias" von Wilhelm v. Schütz. Altenburg 1843.

Schütz macht zuerst darauf aufmerksam, daß man dieses Heldengedicht bei seinem Erscheinen nicht genug, besonders von protestantischer Seite, gewürdigt und besprochen habe. — Er erklärt und erweist hierauf sehr scharfsinnig, daß die Tunisias eine Erscheinung sei, die alles bringe, was man nur von einem christlichen Epos verlangen könne; daß sie geleistet habe, was Hegel für unmöglich gehalten u. s. w. Das ist für mich, wie zu errathen, ein wahres Entzücken.

22. Febr.

Lese Calderon seit einer Woche, sonst nichts.

28. Febr.

Hoffmann's „Seltsame Leiden eines Theaterdirektors" gekauft und zweimal gelesen. Ueber Hoffmann sage ich nichts, bis ich alle seine Werke zusammengekauft. Ich fühle mich mit magisch-sympathetischer Kraft zu ihm hingezogen; seine Lebensgeschichte (in der Auswahl seiner Erzählungen herausgegeben von seiner Witwe) hat mich, selbst weiß ich nicht warum, so interessirt und angezogen, daß Hoffmann's Schriften für mich Orakel sind. Dieser seltsame Charakter ist eine liebenswürdige wunderbare Mischung von lebensfrischen Humor und tiefromantischer Sentimentalität. Eines hält dem andern das Gleichgewicht, sonst wäre er entweder menschenfeindlicher Spötter oder kränkelnder Empfindler.

Hoffmann ist eine jener Naturen, in deren Innerem eine heilige Naphthaflamme lodert, die kein Lebenssturm, kein tobendes Schicksal auszulöschen vermag, und die nie das Gefühl für Gutes und Schönes ersterben läßt.

2. März.

Gelesen drei Erzählungen von Clauren: „Die Kartoffeln in der Schale"; „Die Klosterkirche"; „Gemeinheit und Großmuth".

. . . Ziemlich plausibel: — aber ich habe „Signor Formica", „Meister Martin", „Doge und Dogaresse" u. s. f. gelesen!!!! . . .

11. März.

Ausgelesen die „Reise um die Welt mit der Romanzoff'schen Entdeckungsexpedition in den Jahren 1815—1818 auf der Brigg Rurik, Kapitän Otto von Kotzebue" von Adalbert von Chamisso. (Ein seltsamer Kerl; geboren in Frankreich; ausgewandert.)

Ich fand das tagalische Alphabet; nach drei Grammatiken der tagalischen Sprache.

19. März.

Ausgelesen die Bifolien von J. G. Seidl. Dritte Aufl. Wien. Sechs Lesen; jede Lese zehn Bifolien (d. h. ein episches und ein lyrisches Gedicht).

Die edle gute Gesinnung, die sich in diesen Gedichten ausspricht, muß dem Verfasser in dieser Zeit zu ausnehmender Ehre gerechnet werden.

20. März.

Ausgelesen: F. G. Klopstock's sämtliche Werke. 12. Augsburg 1830 bei Bolling. Siebenter Band. Die ersten 6 Bände enthalten den „Messias".

Also der siebente Band enthielt:

1. „Der Tod Adams", ein Trauerspiel in drei Handlungen; in Prosa, stellt den Tod des ersten Menschen auf die ergreifendste Weise dar. Ich fühlte mich noch nie durch eine Lektüre so gefesselt; selbst die folgenden Trauerspiele zogen mich nicht so an.

2. „David", Trauerspiel in fünf Handlungen in Versen.

Stellt die Reue David's wegen der durch Stolz veranlaßten Volkszählung dar.

Der achte Band enthält:

1. „Salomo", ein Trauerspiel in fünf Handlungen. Im Geschmacke des „David", doch nicht so anziehend.

2. „Hermannsschlacht", ein Bardiet. Bardiet ist — nach Klopstock's Note — die mit vielem Gesang untermischte dramatische Vorstellung einer aus der Bardenzeit genommenen heroischen Kriegsunternehmung. Es treten Sigmar, Hermann, Thusnelda u. s. w. auf. Auch Flavius, Horst u. s w. Druiden und Barden, die von dem Felsen, auf welchem die Vorstellung vorgeht, in das Thal Kriegeslieder hinabsingen, wo die Schlacht wüthet. Diese Gesänge sind das Kostbarste von dem ganzen Bardiet. Man höre Verse wie diese:

Dumpf tönt durch das Graun der Nacht daher der Wagen des Todes
Vor ihm geht Varus! Der Wagen rasselt
Walhalla vorbei, kracht hinab
Zu dem Strom Cocitus.

29. März.

Ausgelesen F. W. Hackländer's „Wachtstubenabenteuer". Stuttgart bei Adolph Krabbe. 1845.

Eine mit viel Talent durchgeführte interessante Skizze.

31. März.

Ausgelesen: „Volksmärchen der Deutschen" von Joh. Aug. Musäus. Zweiter Band. Wien 1825 bei Mich. Lechner, Buchhändler.

Enthält:

„Der geraubte Schleier", Brenno errichtet sich eine Einsiedelei bei Zwickau im Erzgebirge, wo sich ein Feenteich befindet, in welchem alle Frauen, die von Feen abstammen, durch Baden sich verjüngen. Er hatte die griechische Prinzessin Zoe geliebt, mußte aber späterhin froh sein, mit heiler Haut zu entrinnen. Zoe, von einer Fee

herstammend, wallfahrtet gleichfalls jährlich zu jenem Teiche in Gestalt eines Schwanes. Brenno erwartet sie also dort, wissend, daß er sie in seine Gewalt bekommen könne, wenn er ihren Schleier entwende, während sie badet. Er vergaß aber vor Entzücken, als er sie erkannte, auf alles und rief sie mit liebenden Worten an. Obgleich sie ihn wieder liebte, durfte sie doch nicht weilen, denn es waren mit ihr noch einige Gespielinnen gekommen, die auch bei ihrer Nachhausekunft dem Vater der Prinzessin jenes entdeckten, weshalb er sie von Stund an nicht mehr nach jener Quelle wandern ließ. Brenno verlebte also harrend seine Tage und starb als Greis, nachdem er vorher einem zu sich genommenen Jüngling Friedbert sein Geheimniß entdeckt hatte. Dieser benutzte seine Kenntniß, stahl bei nächster Gelegenheit, als wieder Schwäne angezogen kamen, einen Schleier und verbarg ihn. Dadurch ward die Eigenthümerin jenes Schleiers zurückgebannt und kam in seine Gewalt. Sie gewannen sich lieb und waren im Begriff, sich zu ehelichen, als die Jungfrau durch den Vorwitz der Mutter Friedbert's aufs neue zu ihrem Schleier gelangte und alsbald als Schwan entflog. Aber sie hatte keinen ruhigen Augenblick und begab sich in ein Kloster, wo sie aber Friedbert, der als Ritter sie in ganz Griechenland zu suchen entschlossen war, glücklich wieder traf, sie ehelichte und obendrein erfuhr, daß seine Braut die Tochter Zoe's, der Prinzessin, sei. — (Also ist der Stoff zum „Zauberschleier"[1] aufgespürt! — Daß dieser Stoff in solche Hände fiel! — —)

[1] „Der Zauberschleier oder Maler Fee und Wirthin, romantisch-komisches Zauberspiel mit Gesang und Tanz in 3 Aufzügen nach Scribe's Operntext „Die Feenseen" bearbeitet vom Verfasser der „schlimmen Frauen" (Fr. X. Toldt), Musik von Anton Emil Titl," — war eines der glanzvollsten Ausstattungsfeenstücke der vormärzlichen Zeit in Wien. Es wurde am Josephstädter Theater hundertmal hintereinander und dreihundertmal im ganzen gegeben, was aber selbstverständlich keineswegs für den litterarischen Werth des Stückes spricht. Nächst der Ausstattung war am „Zauberschleier" die reizende Musik das Schönste. Titl's Lied „Lebe wohl, geliebtes Wesen, theure Schwester, lebe wohl . . ." erreichte höchste Popularität und ist noch heute lange nicht verklungen.

2. „Liebestreue". Die Gräfin von Hallermund liebt ihren Gemahl über alle Maßen und macht ihm das Gelübde, im Falle, daß er zuerst sterben sollte, unverehelicht zu bleiben. Nachdem er aber in einem Treffen umgekommen, beweint sie ihn zwar lange Zeit ganz abscheulich, heirathet aber doch endlich ihren Pagen Irwin; aber, was Wunder, daß sie am Hochzeitstage um Mitternacht erbärmlich durch die Erscheinung ihres Gemahls umkam?

3. „Stumme Liebe." Eines der schönsten deutschen Märchen. — (Vom Schloßbarbier.)

4. „Ulrich mit dem Bühel." Geschichte einer Goldhenne und eines kleinen und großen Buckels.

5. „Melechsala oder Die Sage von Ernst Graf von Gleichen und seinen zwei Frauen." — Melechsala lernte er im Orient als Gefangener kennen, und einem Traume glaubend, daß seine Frau todt sei, führt er sie, nachdem er sie zum Christenthum bekehrt, nach Europa, sie zu ehelichen. Da aber seine Frau noch lebt, behält er mit Genehmigung aller Kasuisten in Rom Beide, die auch bis an ihren Tod in bester Eintracht leben.

6. „Der Schatzgräber."

7. „Die Entführung." Der Ritter entführt statt des als ein Gespenst verkleideten Fräuleins das Gespenst selbst. Eine alte Sage.

1. April.

Ausgelesen: Klopstock's Werke, 9. Band, enthält:

„Hermann und die Fürsten", Bardiet für die Bühne. „Hermann's Tod", Bardiet für die Bühne. Höchst gelungen. Die letzten Scenen, wo Hermann von den Fürsten ermordet wird, Segest durch die Hand des jungen Theude, des Sohnes Hermann's, fällt und Thusnelda vor Gram todt niedersinkt, sind musterhaft. Dieses Stück wäre unter allen Dramen Klopstock's vielleicht am meisten für die Bühne geeignet. Es ist nicht nur nicht leer an Handlung, sondern diese bietet im Gegentheile vielen Stoff zu hoher dramatischer Schönheit.

Auch den 10. Band, enthaltend:

„Briefe von Verstorbenen an Lebendige", „Ein Brief über die Moden", „Fragment eines Gesprächs"; diese drei Stücke sind von Margaretha Klopstock; vielleicht auch der darauffolgende „Tod Abel's", der weit hinter dem „Tod Adam's" zurücksteht und sehr unklopstockisch aussieht. Von vieler Wichtigkeit aber ist:

„Die deutsche Gelehrtenrepublik" ein sehr witzig geschriebenes Werk in Rabener'schem Geiste. — Hier werden die Gelehrten in Zünfte 2c. eingetheilt, die Gesetze sind verzeichnet u. s. w.

9. April.

Ausgelesen Friedrich Kaiser's: „Sie ist verheirathet", romantisch-komisches Charakterbild in drei Akten. Wien, bei A. Richter 1846.

Jedenfalls werthvoll, kein alltägliches Produkt. Romantik und Komik ist darin auf gute Art verflochten. In Rücksicht der ersteren brauche ich nur an die Schlußscene des zweiten Aktes zu erinnern, die (in freilich etwas holprigen) Jamben geschrieben ist; in Rücksicht der letzteren aber auf den ganzen Lorenz Wind. — Tinchen ist zuweilen höchst naiv. Das Stück sprudelt von den schlagendsten Witzen, die gewiß der größte Beifallsköder in der Komödie sind; nur schade, daß man auf so viele Wortspiele stößt, die, so gelungen sie auch sein mögen, in einem sonst gediegenem Werke recht widerlich werden.

14. April.

Den ersten Theil der „Geschichte des Agathon" von Ch. M. Wieland.

1. Buch: Agathon wird durch cilicische Seeräuber aus einem gefährlichen Abenteuer gerettet und zu Smyrna als Sklave verkauft.
2. Buch. Agathon im Hause des Sophisten Hippias.
3. Buch. Darstellung der Philosophie des Hippias.
4. Buch. Agathon im Hause der Danaë.
5. Buch. Fortsetzung der Geschichte Agathon's und der Danaë.

Der 11. Band der Klopstock'schen Werke (Bolling) enthält:

Fortsetzung der „Gelehrtenrepublik".

Der 12. Band Oden (Pretiosissimum).

Der 13. Band Oden.

Der 14. Band Oden und der geistlichen Lieder 1. Theil nebst veränderten Kirchenliedern.

Der 15. Band (der letzte zugleich) enthält geistliche Lieder 2. Theil, nebst Epigrammen und folgenden Aufsätzen:

1. „Von der besten Art über Gott zu denken."
2. „Betrachtungen über Julian, den Abtrünnigen."
3. „Von der Freundschaft."
4. „Ein Gespräch von der wahren Hoheit der Seele."
5. „Gespräche von der Glückseligkeit."

Klopstock ist ein wahrer Festschmaus für riesige Geister; — kleinere Geister mögen ihn, da er allein zu scharf ist, mit leichteren nnd weicheren Dekokten vermischt einnehmen. — Er ist ein wahrer Kommentar zu den Werken Gottes.

16. April.

Ausgelesen: „Der Krämer und sein Commis" von Friedr. Kaiser. Lokalposse in 2 Akten.

20. April.

Ausgelesen:

Den 2. Band von Wieland's „Agathon", enthält:

7. Buch: Agathon erzählt der Danaë die Geschichte seiner Jugend, bis zu dem Zeitpunkt, wo er seinen Vater fand.
8. Buch. Fortsetzung der Erzählung Agathon's.
9. Buch. Agathon entweicht aus Smyrna, nach Syrakus schiffend.
10. Buch. Darstellung des syrakusischen Hofes und des Merkwürdigsten, was sich kurz zuvor, ehe Agathon zu Syrakus auftrat, an demselben begeben hatte.

22. April.

Ausgelesen Wieland's „Agathon", 3. Theil, enthält:

der Rosenstock", „Das Lustspiel am Fenster" (äußerst vortrefflich), „Das Posthaus in Treuenbrietzen", „Der Stumme", „Der Graf von Gleichen", „Der Deserteur".

Sämtlich vortrefflich und ergötzlich.

17. Jan.

In der Universitätsbibliothek „Die Merkwürdigkeiten der Garelli'schen Bibliothek von M. Denis" durchblättert. Zu seinen „Poetischen Bildern der meisten kriegerischen Vorgänge u. s. f.", die ihm ein schiefes Urtheil zugezogen, macht er hier die merkwürdige Anmerkung, daß ihn zu ihrer Herausgabe allzu gefällige Freunde beredet.

25. Jan.

Ausgelesen die schöne Sammlung moderner Poesien, betitelt „Muster deutscher Redekünste" 2c. von Wilhelm Podlacha", Piarist.

30. Jan.

Heute habe ich ausgelesen die fünf Bücher Mosis. Ich spare mir alles Urtheil auf die zweite Lesung. Merkwürdig per parenthesin sind die auffallenden, darin vorkommenden Vorhersagungen der Schicksale Israels. So heißt es, daß ein aus Italien kommendes Volk die Hebräer besiegen wird, daß sie werden in alle Welt zerstreut werden 2c.

Bibel soll fortan meine tägliche Lektüre sein.

4. Febr.

Goethe's Iphigenie auf Tauris aufs neue gelesen. Wahrlich ein vollendetes Meisterstück. Ich muß doch Goethe, den ich, selbst weiß ich nicht warum, bisher verachtete und nicht ohne Verdruß preisen hörte, gegen meinen Willen immer mehr bewundern. — Ich beschäftige mich jetzt fast ausschließend mit dramatischer Lektüre, mit derselben Vorliebe, mit welcher ich im verflossenen Jahre die epische erfaßte, wo ich nicht eher ruhte, bis ich Homer, Virgil, Tasso, Milton, Camoens, Klopstock und Wieland geistig verschlungen. — Dabei ausgelesen: Friedrich von Matthisson's Gedichte. Wunderbar ist die geistige Aehnlichkeit zwischen diesem Dichter und Salis,

seinem Freunde. Nur korrekter ist Salis vielleicht als Matthisson, dessen Talent wieder vielseitiger und fruchtbarer zu sein scheint. — Gedichte, die allein zum steten Ruhme des Dichters hinreichen würden, sind die „Elegie, in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben“, und vor allem „Elysium“. Bürger äußerte, daß er um die vier ersten Zeilen der fünften Strophe dieses Gedichtes:

Psyche trinkt, und nicht vergebens;
Plötzlich in der Fluthen Grab
Sinkt das Nachtstück ihres Lebens
Wie ein Traumgesicht hinab —

seine ganzen Poesien geben wollte. — In scherzhaften Gedichten, wie „Ideal eines Hundes“, „Porträt eines Hauslehrers“, „Die Nasenfeier“, „Empfindsamkeiten am Rheinfall“ u. s. f., desgleichen auch in seinen leicht wie rieselnde Quellchen hinschlüpfenden Epigrammchen ist er nicht minder glücklich und überragt Viele. — Nach all diesem ist zu schließen, Matthisson gehöre unter die genialeren und orginelleren Köpfe Deutschlands. Dixi.

5. Febr.

Buch Josua ausgelesen. Dann „Olympia“, Trauerspiel in 5 A. v. Voltaire.

6. Febr.

Ausgelesen: Ludwig Uhland's Gedichte. Ich habe Fr. v. Schiller's, G. A. Bürger's, J. G. Herder's, J. G. Seidl's, Chr. E. v. Kleist's, Fr. v. Matthisson's, Chr. A. Tiedge's poetische Werke vollständig gelesen und keiner, Schiller vielleicht ausgenommen, hat mir einen besseren Begriff echter Poesie beigebracht, als Uhland. — Ein ganz eigener, mir ganz neuer Geist waltet in seinen lebensfrischen Gedichten, die wie keine sonst den Stempel echter Volksthümlichkeit tragen. Das höchst gelungene poetische Vorwort spricht den Charakter des Dichters und seiner Lieder auf wunderbare Weise aus; es ist ein Gedicht von seltener Anmuth und Klarheit, das nur Uhland dichten konnte. — Uebrigens

braucht man nur auf sein „Des Dichters Abendgang“, einige Sonette, z. B. „Die Bekehrung zum Sonett“ und „Schlußsonett“, dann „Den blinden König“ und „Die Vätergruft“ zu nennen, um die Genialität des Dichters in den verschiedenen Sphären der Poesie zu erweisen.

9. Febr.

Wieder einmal eine höchst interessante Schrift gelesen in der Universitätsbibliothek:

„Das Schauspielwesen“ rc. von Dr. Wilhelm Hebenstreit.

Der Verfasser leugnet ziemlich hartnäckig, daß die Schauspielkunst überhaupt eine Kunst sei; denn, sagt er, ein Kunstwerk muß durch den freien Willen des Künstlers entstehen u. s. f.; dann, daß das Schauspielwesen einen moralischen Nutzen für das Volk schaffe, was er größtentheils aus der Erfahrung zu erweisen strebt, zuletzt, daß heilige Dramen für die Bühne geeignet seien; denn, äußert er sich, der Ort ist allzu profan und es wäre fast eine Parodie des Heiligen und Ehrwürdigen, wenn Schauspieler, die ein lockeres Leben führen und von deren Munde man im Theater nur leichtsinnige, freche Worte zu vernehmen pflege, — als Heilige und Märtyrer auftreten! (Viel Wahres liegt darin!) Hebenstreit entwirft zugleich in seiner Schrift ein interessantes Bild der Schauspieler und ihrer Kunst, von ihrem griechischen Ursprung an bis auf unsere Tage — ein höchst betrübendes Bild, das mehr für die Ansichten des Verfassers sprechen dürfte, als seine sonstigen bissigen Behauptungen und Erweisungen.

Obgleich ich seinen Ansichten nicht allenthalben beipflichten kann, so hat er doch in vielem mich aufgeklärt und mich veranlaßt, über den Gegenstand tiefer nachzudenken; ich werde, wenn ich alles vollkommen erwägt und überlegt, meine Ideen in einer kurzen Abhandlung zu fixiren versuchen.

10. Febr.

Ausgelesen: „Die Bibliothek der Humanitätswissenschaften“. Aesthetische Abtheilung, 6. Bd. im Verein mit mehreren Gelehrten — herausgegeben von Kuffner. Dieses Werk be-

handelt Philosophie, Rhetorik, Poesie u. s. f. und ist wahrlich von großem Nutzen, insonderheit das Pantheon aller epischen Dichter, das eine treffliche Uebersicht der Poesie jeder Nation, Biographien der epischen Dichter 2c. 2c. bietet. Uebrigens scheint das Werk manches Mal der gehörigen Tiefe und Genauigkeit zu entbehren, was aber bei einem Werke, das im ganzen 19 dicke Oktavbände zählt, kaum zu bemerken sein dürfte.

11. Febr.

In der Universitätsbibliothek ausgelesen: „Die Epik der Neuzeit in Betrachtung des Heldengedichtes Tunisias" von Wilhelm v. Schütz. Altenburg 1843.

Schütz macht zuerst darauf aufmerksam, daß man dieses Heldengedicht bei seinem Erscheinen nicht genug, besonders von protestantischer Seite, gewürdigt und besprochen habe. — Er erklärt und erweist hierauf sehr scharfsinnig, daß die Tunisias eine Erscheinung sei, die alles bringe, was man nur von einem christlichen Epos verlangen könne; daß sie geleistet habe, was Hegel für unmöglich gehalten u. s. w.

Das ist für mich, wie zu errathen, ein wahres Entzücken.

22. Febr.

Lese Calderon seit einer Woche, sonst nichts.

28. Febr.

Hoffmann's „Seltsame Leiden eines Theaterdirektors" gekauft und zweimal gelesen. Ueber Hoffmann sage ich nichts, bis ich alle seine Werke zusammengekauft. Ich fühle mich mit magisch-sympathetischer Kraft zu ihm hingezogen; seine Lebensgeschichte (in der Auswahl seiner Erzählungen herausgegeben von seiner Witwe) hat mich, selbst weiß ich nicht warum, so interessirt und angezogen, daß Hoffmann's Schriften für mich Orakel sind. Dieser seltsame Charakter ist eine liebenswürdige wunderbare Mischung von lebensfrischen Humor und tiefromantischer Sentimentalität. Eines hält dem andern das Gleichgewicht, sonst wäre er entweder menschenfeindlicher Spötter oder kränkelnder Empfindler.

Hoffmann ist eine jener Naturen, in deren Innerem eine heilige Naphthaflamme lodert, die kein Lebenssturm, kein tobendes Schicksal auszulöschen vermag, und die nie das Gefühl für Gutes und Schönes ersterben läßt.

2. März.

Gelesen drei Erzählungen von Clauren: „Die Kartoffeln in der Schale"; „Die Klosterkirche"; „Gemeinheit und Großmuth".

. . . Ziemlich plausibel: — aber ich habe „Signor Formica", „Meister Martin", „Doge und Dogaresse" u. s. f. gelesen!!!! . . .

11. März.

Ausgelesen die „Reise um die Welt mit der Romanzoff'schen Entdeckungsexpedition in den Jahren 1815—1818 auf der Brigg Rurik, Kapitän Otto von Kotzebue" von Adalbert von Chamisso. (Ein seltsamer Kerl; geboren in Frankreich; ausgewandert.)

Ich fand das tagalische Alphabet; nach drei Grammatiken der tagalischen Sprache.

19. März.

Ausgelesen die Bifolien von J. G. Seidl. Dritte Aufl. Wien. Sechs Lesen; jede Lese zehn Bifolien (d. h. ein episches und ein lyrisches Gedicht).

Die edle gute Gesinnung, die sich in diesen Gedichten ausspricht, muß dem Verfasser in dieser Zeit zu ausnehmender Ehre gerechnet werden.

20. März.

Ausgelesen: F. G. Klopstock's sämtliche Werke. 12. Augsburg 1830 bei Bolling. Siebenter Band. Die ersten 6 Bände enthalten den „Messias".

Also der siebente Band enthielt:

1. „Der Tod Adams", ein Trauerspiel in drei Handlungen; in Prosa, stellt den Tod des ersten Menschen auf die ergreifendste Weise dar. Ich fühlte mich noch nie durch eine Lektüre so gefesselt; selbst die folgenden Trauerspiele zogen mich nicht so an.

2. „David", Trauerspiel in fünf Handlungen in Versen.

Stellt die Reue David's wegen der durch Stolz veranlaßten Volkszählung dar.

Der achte Band enthält:

1. „Salomo", ein Trauerspiel in fünf Handlungen. Im Geschmacke des „David", doch nicht so anziehend.

2. „Hermannsschlacht", ein Bardiet. Bardiet ist — nach Klopstock's Note — die mit vielem Gesang untermischte dramatische Vorstellung einer aus der Bardenzeit genommenen heroischen Kriegsunternehmung. Es treten Sigmar, Hermann, Thusnelda u. s. w. auf. Auch Flavius, Horst u. s w. Druiden und Barden, die von dem Felsen, auf welchem die Vorstellung vorgeht, in das Thal Kriegeslieder hinabsingen, wo die Schlacht wüthet. Diese Gesänge sind das Kostbarste von dem ganzen Bardiet. Man höre Verse wie diese:

Dumpf tönt durch das Graun der Nacht daher der Wagen des Todes
Vor ihm geht Varus! Der Wagen rasselt
Walhalla vorbei, kracht hinab
Zu dem Strom Cocitus.

29. März.

Ausgelesen F. W. Hackländer's „Wachtstubenabenteuer". Stuttgart bei Adolph Krabbe. 1845.

Eine mit viel Talent durchgeführte interessante Skizze.

31. März.

Ausgelesen: „Volksmärchen der Deutschen" von Joh. Aug. Musäus. Zweiter Band. Wien 1825 bei Mich. Lechner, Buchhändler.

Enthält:

„Der geraubte Schleier", Brenno errichtet sich eine Einsiedelei bei Zwickau im Erzgebirge, wo sich ein Feenteich befindet, in welchem alle Frauen, die von Feen abstammen, durch Baden sich verjüngen. Er hatte die griechische Prinzessin Zoe geliebt, mußte aber späterhin froh sein, mit heiler Haut zu entrinnen. Zoe, von einer Fee

herstammend, wallfahrtet gleichfalls jährlich zu jenem Teiche in Gestalt eines Schwanes. Brenno erwartet sie also dort, wissend, daß er sie in seine Gewalt bekommen könne, wenn er ihren Schleier entwende, während sie badet. Er vergaß aber vor Entzücken, als er sie erkannte, auf alles und rief sie mit liebenden Worten an. Obgleich sie ihn wieder liebte, durfte sie doch nicht weilen, denn es waren mit ihr noch einige Gespielinnen gekommen, die auch bei ihrer Nachhausekunft dem Vater der Prinzessin jenes entdeckten, weshalb er sie von Stund an nicht mehr nach jener Quelle wandern ließ. Brenno verlebte also harrend seine Tage und starb als Greis, nachdem er vorher einem zu sich genommenen Jüngling Friedbert sein Geheimniß entdeckt hatte. Dieser benutzte seine Kenntniß, stahl bei nächster Gelegenheit, als wieder Schwäne angezogen kamen, einen Schleier und verbarg ihn. Dadurch ward die Eigenthümerin jenes Schleiers zurückgebannt und kam in seine Gewalt. Sie gewannen sich lieb und waren im Begriff, sich zu ehelichen, als die Jungfrau durch den Vorwitz der Mutter Friedbert's aufs neue zu ihrem Schleier gelangte und alsbald als Schwan entflog. Aber sie hatte keinen ruhigen Augenblick und begab sich in ein Kloster, wo sie aber Friedbert, der als Ritter sie in ganz Griechenland zu suchen entschlossen war, glücklich wieder traf, sie ehelichte und obendrein erfuhr, daß seine Braut die Tochter Zoe's, der Prinzessin, sei. — (Also ist der Stoff zum „Zauberschleier“[1] aufgespürt! — Daß dieser Stoff in solche Hände fiel! — —)

[1] „Der Zauberschleier oder Maler Fee und Wirthin, romantisch-komisches Zauberspiel mit Gesang und Tanz in 3 Aufzügen nach Scribe's Operntext „Die Feenseen“ bearbeitet vom Verfasser der „schlimmen Frauen“ (Fr. X. Toldt), Musik von Anton Emil Titl,“ — war eines der glanzvollsten Ausstattungsfeenstücke der vormärzlichen Zeit in Wien. Es wurde am Josephstädter Theater hundertmal hintereinander und dreihundertmal im ganzen gegeben, was aber selbstverständlich keineswegs für den litterarischen Werth des Stückes spricht. Nächst der Ausstattung war am „Zauberschleier“ die reizende Musik das Schönste. Titl's Lied „Lebe wohl, geliebtes Wesen, theure Schwester, lebe wohl . . .“ erreichte höchste Popularität und ist noch heute lange nicht verklungen.

2. „Liebestreue". Die Gräfin von Hallermund liebt ihren Gemahl über alle Maßen und macht ihm das Gelübde, im Falle, daß er zuerst sterben sollte, unverehelicht zu bleiben. Nachdem er aber in einem Treffen umgekommen, beweint sie ihn zwar lange Zeit ganz abscheulich, heirathet aber doch endlich ihren Pagen Irwin; aber, was Wunder, daß sie am Hochzeitstage um Mitternacht erbärmlich durch die Erscheinung ihres Gemahls umkam?

3. „Stumme Liebe." Eines der schönsten deutschen Märchen. — (Vom Schloßbarbier.)

4. „Ulrich mit dem Bühel." Geschichte einer Goldhenne und eines kleinen und großen Buckels.

5. „Melechsala oder Die Sage von Ernst Graf von Gleichen und seinen zwei Frauen." — Melechsala lernte er im Orient als Gefangener kennen, und einem Traume glaubend, daß seine Frau todt sei, führt er sie, nachdem er sie zum Christenthum bekehrt, nach Europa, sie zu ehelichen. Da aber seine Frau noch lebt, behält er mit Genehmigung aller Kasuisten in Rom Beide, die auch bis an ihren Tod in bester Eintracht leben.

6. „Der Schatzgräber."

7. „Die Entführung." Der Ritter entführt statt des als ein Gespenst verkleideten Fräuleins das Gespenst selbst. Eine alte Sage.

1. April.

Ausgelesen: Klopstock's Werke, 9. Band, enthält:

„Hermann und die Fürsten", Bardiet für die Bühne. „Hermann's Tod", Bardiet für die Bühne. Höchst gelungen. Die letzten Scenen, wo Hermann von den Fürsten ermordet wird, Segest durch die Hand des jungen Theude, des Sohnes Hermann's, fällt und Thusnelda vor Gram todt niedersinkt, sind musterhaft. Dieses Stück wäre unter allen Dramen Klopstock's vielleicht am meisten für die Bühne geeignet. Es ist nicht nur nicht leer an Handlung, sondern diese bietet im Gegentheile vielen Stoff zu hoher dramatischer Schönheit.

Auch den 10. Band, enthaltend:

„Briefe von Verstorbenen an Lebendige", „Ein Brief über die Moden", „Fragment eines Gesprächs"; diese drei Stücke sind von Margaretha Klopstock; vielleicht auch der darauffolgende „Tod Abel's", der weit hinter dem „Tod Adam's" zurücksteht und sehr unklopstockisch aussieht. Von vieler Wichtigkeit aber ist:

„Die deutsche Gelehrtenrepublik" ein sehr witzig geschriebenes Werk in Rabener'schem Geiste. — Hier werden die Gelehrten in Zünfte ꝛc. eingetheilt, die Gesetze sind verzeichnet u. s. w.

9. April.

Ausgelesen Friedrich Kaiser's: „Sie ist verheirathet", romantisch-komisches Charakterbild in drei Akten. Wien, bei A. Richter 1846.

Jedenfalls werthvoll, kein alltägliches Produkt. Romantik und Komik ist darin auf gute Art verflochten. In Rücksicht der ersteren brauche ich nur an die Schlußscene des zweiten Aktes zu erinnern, die (in freilich etwas holprigen) Jamben geschrieben ist; in Rücksicht der letzteren aber auf den ganzen Lorenz Wind. — Tinchen ist zuweilen höchst naiv. Das Stück sprudelt von den schlagendsten Witzen, die gewiß der größte Beifallsköder in der Komödie sind; nur schade, daß man auf so viele Wortspiele stößt, die, so gelungen sie auch sein mögen, in einem sonst gediegenem Werke recht widerlich werden.

14. April.

Den ersten Theil der „Geschichte des Agathon" von Ch. M. Wieland.

1. Buch: Agathon wird durch cilicische Seeräuber aus einem gefährlichen Abenteuer gerettet und zu Smyrna als Sklave verkauft.
2. Buch. Agathon im Hause des Sophisten Hippias.
3. Buch. Darstellung der Philosophie des Hippias.
4. Buch. Agathon im Hause der Danaë.
5. Buch. Fortsetzung der Geschichte Agathon's und der Danaë.

Der 11. Band der Klopstock'schen Werke (Bolling) enthält:

Fortsetzung der „Gelehrtenrepublik".

Der 12. Band Oden (Pretiosissimum).

Der 13. Band Oden.

Der 14. Band Oden und der geistlichen Lieder 1. Theil nebst veränderten Kirchenliedern.

Der 15. Band (der letzte zugleich) enthält geistliche Lieder 2. Theil, nebst Epigrammen und folgenden Aufsätzen:

1. „Von der besten Art über Gott zu denken."
2. „Betrachtungen über Julian, den Abtrünnigen."
3. „Von der Freundschaft."
4. „Ein Gespräch von der wahren Hoheit der Seele."
5. „Gespräche von der Glückseligkeit."

Klopstock ist ein wahrer Festschmaus für riesige Geister; — kleinere Geister mögen ihn, da er allein zu scharf ist, mit leichteren und weicheren Dekokten vermischt einnehmen. — Er ist ein wahrer Kommentar zu den Werken Gottes.

16. April.

Ausgelesen: „Der Krämer und sein Commis" von Friedr. Kaiser. Lokalposse in 2 Akten.

20. April.

Ausgelesen:

Den 2. Band von Wieland's „Agathon", enthält:

7. Buch: Agathon erzählt der Danaë die Geschichte seiner Jugend, bis zu dem Zeitpunkt, wo er seinen Vater fand.
8. Buch. Fortsetzung der Erzählung Agathon's.
9. Buch. Agathon entweicht aus Smyrna, nach Syrakus schiffend.
10. Buch. Darstellung des syrakusischen Hofes und des Merkwürdigsten, was sich kurz zuvor, ehe Agathon zu Syrakus auftrat, an demselben begeben hatte.

22. April.

Ausgelesen Wieland's „Agathon", 3. Theil, enthält:

11. Buch. Agathon am Hofe des Königs Dionys von Syrakus.
12. Buch. Agathon's Fall.
13. Buch. Agathon kommt nach Tarent, wird in die Familie des Archyas eingeführt, entdeckt in der wiedergefundenen Psyche seine Schwester und findet die Danaë wieder.
14. Buch. Geschichte der Danaë.
15. Buch. Fortsetzung derselben.
16. Buch. Beschluß des Ganzen.

Auch ausgelesen: „Volksmärchen der Deutschen von Musäus." Erster Theil. Enthält:

1. „Die Bücher der Chronika der drei Schwestern." Echt volksthümlich.
2. „Richilde." Gleichfalls.
3. „Roland's Knappen." Gleichfalls.
4. „Märchen von Rübezahl." Pulchre! bene! recte!
5. „Die Nymphe des Brunnens." Ganz gut.
6. „Libussa." Excellente Darstellung. Pretiosissimum!

Ich lese auch sehr fleißig in meinem herzallerliebsten Boëthius. Der hat die Gabe der Distinktion!

Nun auf den „Agathon" zu kommen. Es hat dieses Werk in der That vielen moralischen Werth. Wenn solche Bücher, die uns exaltirte Tugenden vorstellen und dem Menschen einen Spiegel der Frömmigkeit gewähren, uns anspornen, nach einem hohen Grade von Moralität zu streben, so lehren uns dagegen Schriften wie dieser Agathon die gefährlichsten Klippen der Tugend kennen: — — ich gestehe, daß die letzteren einen großen Vorzug vor den ersteren haben. Ueppige Schilderungen können um so weniger gefährlich sein, da die Sinnlichkeit, wenn sie recht ins Große geht, recht hinaufgeschraubt wird und uns in den lockendsten Farben entgegengeführt wird, einem modernden Leichnam gleicht, der, in Flitterstaat gehüllt, nur mit desto größerem Schauer betrachtet werden muß.

25. April.

In Nieritz' Volkskalender die echt volksthümlich entworfene Erzählung: „Der arme Geigenmacher und sein Kind" von Gustav Nieritz.

Ferner ausgelesen: Den ersten Theil der Schlegel'schen, Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur. (Schade 1825.)

I. Vorlesung. Einleitung. Ueber den Geist echter Kritik. Gegensatz zwischen dem Geschmack der Alten und der Neueren. Gleichmäßige Anerkennung Beider. Grundanlage der klassischen und der romantischen Poesie und Kunst in der gesamten Bildung des Alterthums und der neueren Welt. Eintheilung der dramatischen Litteratur hiernach: die Alten, ihre Nachahmer und die romantischen Dichter. Begriff des Dramatischen. Ueberblick des Theaters bei allen Nationen.

II. Vorlesung. Theatralische Wirkung. Wichtigkeit der Schaubühne. Dramatische Hauptgattungen. Wesen des Komischen und Tragischen. Ernst und Scherz. Inwiefern Bekanntschaft mit den Alten ohne Kenntniß der Ursprachen möglich. Winkelmann.

III. Vorlesung. Bau und Einrichtung der Schaubühne bei den Griechen. Ihre Schauspielkunst. Gebrauch der Masken. Falsche Vergleichung der alten Tragödie mit der Oper. Tragische Lyrik. Wesen der griechischen Tragödie. Idealität der Darstellung. Ideen des Schicksals. Grund des Wohlgefallens an tragischen Darstellungen. Bedeutung des Chores. Mythologie als Stoff der griechischen Tragödie. Vergleichung mit der Plastik.

IV. Vorlesung. Gang der tragischen Kunst bei den Griechen. Ihre verschiedenen Style. Aeschylus. Zusammenhang einer Trilogie von ihm. Seine übrigen Werke. Leben und dichterischer Charakter des Sophokles und Schätzung seiner Tragödien im einzelnen.

V. Vorlesung. Euripides. Seine Vorzüge und Fehler. Verfall der tragischen Poesie durch ihn. Vergleichung der „Choëphoren" des Aeschylos, der „Elektra" des Sophokles und der des Euripides. Beurtheilung der übrigen Werke des Letzteren. Das satirische Drama. Alexandrinische Tragiker.

2. Mai.

Tibulli „Carmina" zu Ende gelesen. Ausgabe Wien 1801 mit gegenüberstehendem deutschen versifizirten Text. (Albius Tibullus wurde geboren circa 700 a. u. c. war von liebenswürdigem Aeußeren, hatte den Rang eines römischen Ritters, schrieb vier Bücher Elegien, d. h. elegische Gesänge, von denen aber das vierte von einer römischen Jungfrau Sulpicia geschrieben und von Tibull nur in die Sammlung seiner eigenen Gedichte aufgenommmen worden sein soll. Er starb in seinen besten Jahren.)

Wer gewohnt ist, die Dinge von dem Standpunkte aus zu betrachten, von welchem sie betrachtet werden sollen, wird nicht ohne die größte Befriedigung von dieser Lektüre zurückkehren.

Tillull war bei all den schlimmen Sachen, auf die wir in seinen Gedichten stoßen, doch so fromm und gut, als man es zu seiner Zeit nur sein konnte. Niemand soll nach ausländischen Gesetzen gerichtet werden. Ihm gram zu sein, wäre unmöglich; er ist sehr liebenswürdig. Und welche Originalität, welche Zartheit und Feinheit belebt seine Lieder, so daß man unwiderstehlich an das Buch gefesselt wird. Uebrigens darf diese Lektüre nur Solchen empfohlen sein, die, wie gesagt, die Dinge vom rechten Standpunkt aus zu betrachten fähig sind, die, wie Gleims „Biene", den köstlichen und nicht den giftigen Saft aus den Blumen zu saugen wissen.

7. Mai.

Gelesen ein kleines Büchelchen in Duodez, etwa 6 Bogen, betitelt: „Der Himmel und die Erde." Dreizehn stille Nachtbetrachtungen. Wien, bei Franz Ludwig, 1832. Ein Büchlein voll tiefen, rührenden, heiligen Sinnes.

8. Mai.

Ausgelesen ein Buch (in 8°, 14 Bogen) betitelt: „Correspondenz zwischen dem römischen und französischen kaiserlichen Hofe", 1808. Enthält die Schreiben der päpstlichen Staatssekretäre Gabrielli, Pacca, Panfili an die französischen

Minister zur Zeit, als die französischen Truppen Rom besetzt hielten. Gewiß kein Buch ist tauglicher, einen Begriff von der heiligen, übermenschlichen Standhaftigkeit des heiligen Vaters Pius VII. und von den völkerrechtswidrigen Gewaltthaten der französischen Armee zu gewähren.

Ausgelesen: Poetik von J. J. Engel, zwei Abtheilungen. Berlin 1812 (2 Bände 8°, jeder etwa 14 Bogen).

1. Abtheilung enthält: die Fabel, das Lehrgedicht.

2. Abtheilung: beschreibendes Gedicht; — von der Handlung; — vom lyrischen Gedicht; von den Formen der Gedichte.

13. Mai.

Körner's „Leyer und Schwert" mit einem Enthusiasmus verschlungen, der für ein merkwürdiges psychisches Phänomen gelten könnte.

15. Mai.

Gelesen: Wieland's „Goldenen Spiegel oder Die Könige von Scheschian". Zwei Theile. Gewiß eine der vortrefflichsten Schriften. Danischmed erzählt dem Sultan Gebal die Geschichte des Reiches Scheschian, sowie Seherazade ihre Märchen dem Schach Riar. Vorzüglich stechen hervor Isfendiar, ein Tyrann, und Tifan, der in einer Bauernhütte erzogen worden und dann, auf den Thron erhoben, dem Reiche Scheschian die vortrefflichsten Gesetze gab. — Diese Schrift wird mir zu meiner „Besten Welt", „Reisen in der Sonne" oder wie das Ding heißen soll, sehr vieles nützen.

Auch ausgelesen HOFFMANN's MEISTER FLOH. Herzliebster Hoffmann! Da hast du ein Märchen geschrieben, das selbst im Lande der Feen für ein Märchen gelten müßte.

16. Mai.

Gelesen „Die Schildbürger". Herausgegeben von G. O. Marbach. Ein lustiges Volksbuch, das die närrische Geschichte der noch närrischeren Bewohner von Schilda erzählt.

Auch ausgelesen: „Goldteufel, oder Ein Abenteuer in „Amerika". Romantisch-kom. Gemälde mit Gesang in drei Akten

von Carl Elmar, Theaterdichter an der Wien. Dieses Stück ist erst einige Monate alt und hat sich im Theater an der Wien rauschenden Beifalls erfreut. Es wurde circa dreißigmal nach einander gegeben. Es ist meines Wissens das erste Werk des Dichters und verspricht ein schönes Talent; vielleicht läuft Elmar seinem Herrn Kollegen Kaiser noch den Rang ab; zur Zeit sind Kaiser's Produkte freilich noch reifer und witziger. Die Scene im zweiten Akt, wo der Genius der Hoffnung erscheint, wäre unverzeihlich, wenn Marianne nicht eben schliefe, — oder wenn der Genius nicht so erschiene, wie er erscheint. — Ich habe bei einigen neueren Produkten schon bemerkt, daß die dazwischengesungenen Lieder oft ganz unpassend sind; auch hier gilt dasselbe. Uebrigens erhält das Stück die Aufmerksamkeit gespannt; zuletzt kommt gar noch der Knalleffekt im eigentlichsten Sinne des Wortes.

21. Mai.

Den herrlichen Volkskalender von J. N. Vogl ausgelesen (für 1846).

25. Mai.

Ausgelesen: J. J. Engel's Philosoph für die Welt. Zwei Theile, Berlin 1810. Besteht aus achtunddreißig Stücken (Erzählungen, Skizzen, philosophische Abhandlungen, u. dergl.) Ein klassisches Buch.

28. Mai.

Ich fange wieder an, den Virgilius zu lesen und zwar die treffliche Hohler'sche Ausgabe. Ich erinnere mich dabei mit einem gewissen Erinnerungs-Wonneschauer an jene trauliche Zeit, wo mir in die vier düsteren Wände, in denen ich im Juni und Juli verwichnen Jahres eingezwängt war (beim Vater in der Stadt), doch drei freundliche Sterne hineinleuchteten:

1. Das Damenbrett.
2. Ein schönes Klavier.
3. Virgilius in der Hohler'schen Ausgabe.

Auch Hoffmann und das Konversationslexikon machten mir viel Vergnügen. Auch den Robinson las ich damals. Es war damals eine grauliche Zeit; die Wehmuth war auch dort meine Gefährtin; der dumpfe Stadtkerker widerte mich an — aber es war so traulich, so still; — vielleicht erlebe ich sie wieder im heurigen Jahre; heuer würde ich das Klavier besser benützen und den Virgilius besser verstehen.

O komm, du schöne, goldene Zeit!
Mit deiner freundlichen Seligkeit!
Wünsch' ich denn mehr, o Schicksal, von dir,
Als einen „Virgilius" und ein Klavier?

Freilich wünschte ich noch einige andere Nebensachen, z. B. den Shakespeare, Schiller, Goethe, Kant, Seneca, Pope, Esaias Tegner, Boileau, Euripides, Grillparzer, Haller, Gellert, Calderon, Pyrker, Racine, Vellejus Paterculus, Cäsar, Livius nebst Anderem.

30. Mai.

Vormittags ging ich in die Messe zu den Schotten, da kein Kollegium wegen des Namenfestes des Kaisers war. Ich hatte den „Menschen" von Jos. Veszely und Wieland's „Weisen Danischmed" bei mir, weil ich über Mittag zum Vater gehen wollte. — Wir hatten uns in unserer Schule versammelt, und als wir von da in die Kirche gehen wollten, redete mich der Herr Professor folgendermaßen an: „Was sollten Sie diese Bücher in die Kirche mittragen? Geben Sie dieselben einstweilen mir — Sie kommen ja ohnedies nach der Messe zu mir!" Ei, dachte ich, der ist heute gefällig, trägt mir die Bücher!

Als ich nach der Messe zu ihm kam, sagte er: „Von wem haben Sie diese Bücher?" Ich sagte ihm, daß eins mir der Wiesner, das andere der Seliger geliehen habe. Darauf er: „Wieland ist keine Lektüre für die Jugend; er erweckt allerhand Gedanken in Ihnen, erfüllt Sie mit unreinen Bildern — den können Sie nach zwänzig Jahren lesen, dann schadet's Ihnen nichts. Das andere da („Der Mensch" von Veszely) können Sie

noch eher lesen, das ist interessant. Aber dieses da dürfen sie mir nicht lesen."

Mich freute diese Aufmerksamkeit.

31. Mai.

Ausgelesen: „Versuch schweizerischer Gedichte" von Albrecht von Haller. Wien bei Baumeister 1789. Dieser große didaktische Dichter legt wenig Werth auf seine Poesien. — „Die Alpen" sind ein wahrhaftes Meisterstück; ich ziehe sie noch den „Jahreszeiten" von Thomson vor. Die Satiren sind voll Poesie und Energie, einzig in ihrer Art. Haller war der größte didaktische Dichter, und er that wohl daran, nur didaktische Gedichte zu machen; hierin ist er doch unübertrefflich; in anderen Dichtungen wäre es ihm vielleicht weniger gelungen, einen hohen Rang zu erwerben, obgleich die wenigen lyrischen Stücke, die in dieser Sammlung vorkommen, besonders die Klage um seine Gattin, echt poetisch sind. — Uebrigens macht aber doch ein ganzer Band didaktischer Gedichte, auch der besten, einen üblen Totaleindruck.

1. Juni.

Eben lese ich in Fraissinous' Vorträgen über Religion etwas höchst Wichtiges. Nämlich den Beweis, daß die Eigenschaft des Denkens nicht der Materie selbst eigen sei, sondern daß ein Geist, von der Materie verschieden, in uns wirke; denn: „ich sehe das Licht der Sonne, höre den Schall der Trompeten und rieche den Duft der Rose nur insoweit, als ich bemerke, daß ich sehe, höre und rieche. Wenn ich einer Empfindung mir nicht bewußt bin, habe ich überhaupt so wenig Empfindung, als das Wachs, welchem man ein Siegel aufdrückt." So sagt Fraisinous. So ist es. Wenn wir unsern Geist auf einen anderen Gegenstand gewendet haben, so gelangt ein auf unsere Materie gemachter Eindruck nicht so bald zu unserem Geiste und Bewußtsein, was nicht geschehen könnte, wenn Materie und Geist identisch wären.

5. Juni.

Ueber Eckardt habe ich in den Zeitschriften gelesen: „L. Eckardt, durch sein Drama „Thron und Hütte" günstig

bekannt, mit welchem er sich nur durch Anwendung einer Orthographie, deren Richtigkeit er nicht früher erwies, viele Gegner machte, wird nächstens „Verwehte Blätter eines jungen Dramaturgen" bei Teubner in Leipzig herausgeben." — Ich habe auch schon eine Recension über Lortzing's „Waffenschmied von Worms" und Bellini's „Nachtwandlerin" von ihm in den Zeitschriften gelesen. Hm!

8. Juni.

Gelesen: „Lorenzo oder Die Macht der Religion". Von einem katholisch gewordenen schottischen Nichtkonfirmisten. Aachen 1836. Verlag der Cremer'schen Buchhandlung. Herrlich! Pulchre, bene! recte!!! Ein religiöser Roman, von großem Werthe. Das Ganze ist köstlich; manches unvergleichlich; demungeachtet wäre manches anders, wenn ich das Büchlein geschrieben hätte.

9. Juni.

Ausgelesen: Friedrich v. Logau's Sinngedichte. Herausgegeben von Rammler und Lessing. Leipzig 1818. Logau ist der Fürst der Epigrammatisten. Die Sammlung seiner 767 Sinngedichte kann und soll für ein echtes Volksbuch gelten. Er selbst sagt davon (727. Epigr.):

Kein Deutscher füllte noch (ließ ich mir recht berichten)
Ein ganzes großes Buch von lauter Sinngedichten;
Was mach' ich denn, daß ich sie hier so häufig bringe,
Mach' ich sie nicht durch Meng' und Ueberfluß geringe?
Ey, Lieber, wie viel sind's? Du kannst sie leichtlich zählen,
Doch zu der Menschen Thorheit wird die Zahl dir fehlen.

Auch ausgelesen: Einen Band von Carl Loritza's „Napoleon". Sammlung von Anekdoten aus dem Leben dieses Kaisers.

Dann F. W. Hackländers: „Das Soldatenleben im Frieden". Stuttgart bei Krabbe, 1844. Obgleich sich in den Wachtstuben-Abenteuern Hackländer's Originalität stärker und kühner als in diesem früher geschriebenen Werke ausspricht, so fesselt es doch als eine höchst interessante Lektüre gewiß die Aufmerksamkeit jedes Lesers auf ganz besondere Weise und ist im

allgemeinen noch werthvoller als die Wachtstuben-Abenteuer.

Schlegel's dramatische Vorlesungen 2. Theil.

VI. Vorlesung. Die alte Komödie als der vollkommene Gegensatz der Tragödie erklärt. Parodie. Umgekehrtes komisches Ideal. Scherzhafte Willkür. Allegorische und insbesondere politische Bedeutung. Der Chor und seine Parabasen. Aristophanes. Sein künstlerischer Charakter. Schilderung und Beurtheilung seiner auf uns gekommenen Werke. Als Anhang eine übersetzte Scene aus den „Acharnern“.

VII. Vorlesung. Ob es eine mittlere Komödie als besondere Gattung gegeben? Entstehung der neueren Komödie oder des Lustspieles schlechthin. Es ist eine gemischte Gattung. Ihre prosaische Seite. Ob dem Lustspiel die Personifikation wesentlich? Unterarten. Das Charakter- und Intriguenstück. Das Komische der Beobachtung, das selbstbewußte Komische und das Komische der Willkür. Sittlichkeit des Lustspiels. Plautus und Terenz als Nachbildner der Griechen in Ermangelung der Originale hierhergezogen und charakterisirt. Motive des attischen Lustspiels aus den Sitten und der geselligen Verfassung. Porträtstatuen zweier Komiker.

VIII. Vorlesung. Römisches Theater. Einheimische Gattungen: attelanische Fabeln, Mimen, comedia togata. Griechische Tragödie nach Rom versetzt. Tragiker der älteren Epoche und des Augusteischen Zeitalters. Idee einer eigenthümlich röm. Tragödie, die nie entstanden. Warum es den Römern in der tragischen Kunst nicht sonderlich geglückt. Seneca. Die Italiener, Schäferspiele von Tasso und Guarini. Geringe Fortschritte im Trauerspiele. Metastasio und Alfieri. Ausführliche Beurtheilung beider. Lustspiel des Ariost, Macchiavell, Aretin, Porta. Improvisirtes Maskenspiel. Goldoni. Gozzi. Neuester Zustand.

IX. Vorlesung. Alterthümer der französischen Bühne. Einfluß des Aristoteles und die Nachahmung der Alten. Prüfung der drei Einheiten. Was ist Einheit der Handlung? Einheit der Zeit. Haben die Griechen sie beobachtet? Ein-

heit des Ortes damit zusammenhängend. Nachtheile der allzu engen Regeln hierüber.

X. Vorlesung. Fortsetzung. Einwirkung dieser Regeln auf die Gestalt des französischen Trauerspiels. Behandlung der mythologischen und historischen Stoffe. Begriff von tragischer Würde. Beobachtung der Konvenienzen. Falsches System der Expositionen. Anfängliche Benutzung des spanischen Theaters. Allgemeine Charakteristik des Corneille, Racine und Voltaire. Ueberficht ihrer wichtigsten Werke. Thomas Corneille und Crebillon.

15. Juni.

Den Justinus gekauft, wird mein Handbuch werden. Ich muß mich jetzt fleißig auf das Studium der Historie verlegen, um besonders die Staatsverfassungen und Gesetzgebungen kennen zu lernen. — Es ist wegen meiner „Besten Welt" (wie ich das Ding indessen nennen will). — — In der Hofbibliothek lese ich Johannes von Müller und will Excerpte machen. -- Zum Beweise, wie närrisch die Franzosen sind, kann folgendes dienen: „Don Carlos" ist elend verstümmelt zu Paris aufgeführt und ausgepfiffen worden. Alles lauter Neid. — Die Franzosen haben Schiller (— sage Schiller —!) »un petit écrivain allemand« genannt; d. h. auf gut Deutsch: „Ein kleines, deutsches Autorlein." — — — —

Gott bessere diese Schurkenseelen, oder — der Teufel hole sie!

Ludwig Eckardt schreibt Rezensionen für den „Wanderer" und „Sammler". Einmal hat man ihn schon in einer anderen Zeitschrift unter dem Kognomen „Ein Dichterjüngling" ein wenig lächerlich gemacht, weil er über Bellini verschiedenes Zeug zusammengeschrieben hat.

Ich bin begierig, was aus ihm noch wird; muß ein rechter (ich weiß nicht, was ich sagen soll, weil er noch lebt) — sein. — —

Seine Bekanntschaft möchte ich gerne machen.

Noch muß ich meinem Tagebuche etwas ins Ohr flüstern, ich lese jetzt fleißig im — Ferd. Freiligrath. — Und dieser

flammensprühende Dämon giebt meinem Geiste einen ziemlichen Ruck!

Ausgelesen: „Der Adept", Trauerspiel in 5 Aufzügen von Friedrich Halm, bei Gerold, 1836.

Ein wunderschönes Stück, im einzelnen nicht selten ganz klassisch; doch befriedigte das Ende mich nicht.

Friedrich Halm ist ein Hausfreund bei der Herrschaft meines Vaters, dem Baron von Pidoll, — vielleicht kann ich ihm noch einmal nahe kommen.

9. Juli.

Ich las in Ph. C. Hartmann's „Glückseligkeitslehre". Ein gar schönes, schönes Buch.

Babo's „Strelitzen" habe ich auch wieder durchgelesen. Es ist ein gutes, wohlgefügtes und gerundetes Stück, das Kunstsinn verräth. Einzelne Stellen sind unübertrefflich. Der Schluß der 7. Scene im 4. Akte ist ein dramatischer Meisterzug — fast einzig in seiner Art.

15. Juli.

Lese beinahe nichts als Justinus und Freiligrath. — Ersterer macht mir tausend Spaß mit seinen kurzweiligen Wundergeschichten. Freiligrath ist ein Genie und ein Dichter im vollsten Sinne des Wortes. Man muß seine Poesien jedoch öfter lesen, um in den Sinn des Dichters eingehen zu können. Er ist eine Fundgrube großer, poetischer Gedanken. — Erst heute dachte ich über die Genialität desselben längere Zeit nach, ich war ganz von stummer Verehrung dahingerissen; — sieh! da stand auf einmal klar vor meiner Seele Goethe's:

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen? &c.

— Und in diesem Augenblicke war mir, als sollte ich den ganzen Freiligrath zum Fenster hinauswerfen. — Zum Herzen sprechen wenige seiner Gedichte aber

wundersam herrlich.

sind folgende Verse:

Auf einem Berge sterben,
  Wohl muß das köstlich sein,
Wo sich die Wolken färben
  Im Morgensonnenschein.
Tief unten der Welt Gewimmel,
  Forst, Flur und Stromeslauf,
Und oben thut der Himmel
  Die gold'nen Pforten auf.

Freiligrath, Schiller, Uhland! Diese drei Namen sind die Repräsentanten dreier verschiedener Dichtungsarten. Alle drei habe ich recht lieb.

21. Juli.

Den Roman: „Struensee oder Günstling und Königin" von Eugen Sue, ausgelesen. — Ich segne diese Stunde, wo mir dieses Buch in die Hände kam; denn: Graf Struensee wäre mir sonst vielleicht unbekannt geblieben. Er ist ein köstlicher Fund für meine Dramatik. Was übrigens den Roman selbst betrifft, so hat man sich über schlimme Tendenzen (wenn auch nur versteckt), Oberflächlichkeit, vernachlässigte Feile und Unwahrscheinlichkeiten zu beklagen. —

Es ist, wenn ich nicht irre, ein geschickter Kunstgriff von Sue und andern französischen und englischen Romanschreibern, daß sie die Erzählungen ganz dramatisch bearbeiten und die Begebenheit Scene für Scene vor die Augen des Lesers (drastisch) bringen. Bei aller Breite aber hat die Lektüre etwas ungemein Anziehendes, und manche Schilderungen sind (z. B. im „Arthur") meisterhaft. Höchst schlimm aber ist es und traurig, daß dergleichen französische, leichtsinnige Bücher wie Nebelgestalten herüberschweben über den deutschen Rhein und spuken in Händen und Köpfen deutscher Frauen!

O Weh! — — —, (Nehmt einem Manne das fromme, gläubige Gemüth, — nun, er wird sich mit einem Stück Philosophie zur Noth behelfen, nehmet es einer Frau — was hat die? — Aus ist's mit ihr. Sie ist ein Teufel, eine Furie.)

Unser Spindler führt das erotische Zeug schockweise bei uns ein. Leider!

Quo quo scelesti ruitis — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Bei Wallishauser ist ein neuer Band Balladen, Romanzen, Sagen und Legenden von J. N. Vogl, mit dem Porträt des Dichters ausgestellt. Pruggner erzählte mir, er sei neulich dabeigewesen, es anzusehen; da seien zwei Weiber vorübergegangen, die beim Erblicken des Porträts folgendes Gespräch erhoben:

Erste. Ei, das ist ja der Herr von Vogl.

Zweite. Hm! richtig! Schaut mir einmal! Da machen sie Geschichten und können doch oft den Greißler nicht zahlen. — — — —

3. Aug.

Gelesen: „Moritz August von Thümmel's Poetische Schriften", Wien bei Schrämfl, 1792. „Wilhelmine", ein prosaisches, dann die „Inokulation der Liebe", ein gereimtes Gedicht, bilden die Hauptpunkte. Die Zahl der Gedichte ist übrigens sehr klein.

Thümmel sagt in der Vorrede zur „Wilhelmine": „Daß er den Ruhm eines guten Christen dem eines glänzenden Genies weit vorziehe", was wohl zu beachten ist. Ueber die beiden größten Gedichte kann ich nichts sagen; von Talent zeugen sie freilich.

4. Aug.

Ausgelesen: Theodor Körners sämtliche Werke. Im Auftrage der Mutter des Dichters herausgegeben von Streckfuß. In einem Bande. 4°. Mit des Dichters Bildniß. Berlin bei Nicolai, 1834.

Diese schöne bequeme und vollständige Ausgabe enthält:

1. Vorwort. Charakteristik und Biographie des Dichters.

2. „Leier und Schwert". Diese herrlichen, feurigen Gesänge sind in der That das Vortrefflichste, was Körner's Muse geboten hat.

3. Dazu ein Nachtrag aus des Dichters Nachlasse. Worunter das Schwertlied sich befindet, welches Körner eine Stunde vor seinem Tode gedichtet hat. — Man muß es übrigens mehr

als einmal lesen, um es ganz lieb zu gewinnen und einzusehen, daß seit David, Pindar und Klopstock kein Gedicht mit glühenderem Enthusiasmus gedichtet worden ist.

4. Vermischte Gedichte, darunter die herrlichsten: „Die heilige Cäcilia" und „Harras, der kühne Springer".

5. Nachtrag. Ungedrucktes. Minderbedeutend.

6. Dramatische Werke.

I. Trauerspiele: „Toni", 3 Aufzüge. „Die Sühne", 1 Aufzug. „Zriny", 5 Aufzüge. „Hedwig", 3 Aufzüge. „Rosamunde", 5 Aufzüge. „Joseph Heyderich" (prosaisch), 1 Aufzug.

II. Lustspiele: „Die Braut", 1 Aufzug (2 Personen). „Der grüne Domino", 1 Aufzug (2 Personen). „Der Nachtwächter", 1 Aufzug. „Der Vetter aus Bremen", 1 Aufzug. „Die Gouvernante", 1 Aufzug.

III. Opern: „Das Fischermädchen", 1 Aufzug. „Der vierjährige Posten", 1 Aufzug. „Die Bergknappen", 2 Aufzüge. „Alfred der Große", 2 Aufzüge. „Der Kampf mit dem Drachen", 1 Aufzug.

7. Erzählungen. „Hans Heiling's Felsen", „Woldemar", „Die Harfe".

Mündliche Erzählungen, schriftlich bearbeitet von Caroline Pichler.

8. Briefe. Eine höchst interessante Sammlung von Briefen Körner's an seine Eltern.

Ich verschweige die Gefühle, die dieses Buch in mir erweckte; ein eig'nes Heft würde sie nicht fassen. Keines großen Mannes Leben hat mich je mehr interessirt, keines mehr meine psychologischen Kenntnisse bereichert, als das Leben Karl Theodor Körner's, des merkwürdigen Dichter- und Heldenjünglings.

* * *

Gegenüber den Anregungen, die unserem Dichter die Schätze heißersehnten Schriftthums gewährten, ist der Eindruck, den ihm die Kaiserstadt und ihr Leben bot,

damals noch von untergeordneterem, aber doch immerhin ganz wesentlichem Range gewesen.

Freilich, erst zwei Jahre später — als er dem Käfig des Gymnasiums entflogen — hat ihm die imposante, trotz Wall und Graben und Basteien einzig schöne Residenz, mit ihren Glacien, Alleen und Grasplätzen die Pforten so recht eigentlich geöffnet. Es war dies, wie hier schon zu erörtern freilich noch nicht der Ort, bereits auch die Zeit, da sich die Parias unter den Deutschen langsam zu rühren begannen, sich nicht mehr begnügen wollten, am Ballet und Strauß'schen Walzern und Saphir'schen Witzen — eine Zeit, da trotz Censur und belletristischer Blätter — andere gab es ja damals neben der offiziellen K. Wiener Zeitung und dem „österreichischen Beobachter" nicht — das Volk wach geworden war zu frischem, politischem Denken und Empfinden. . . .

Was aber unser Poet in den ersten zwei Jahren seines Aufenthaltes in der Kaiserstadt durch sie empfing, werden uns die nachfolgenden Aufzeichnungen berichten.

13. Okt. 44.

Ich konnte Abends das Leopoldstädter Theater gratis besuchen. Es wurde gegeben: „Die Sirene in den Abbruzzen". Die Ouverture zum 2. Akt war aus Auber's „Gott und die Bajadere" und zum 3. Akt aus seinen „Krondiamanten". Das Stück ist gut geschrieben, und die Aufführung war sehr gut . . .

Ich ging befriedigt fort. „Die Sirene in den Abruzzen" ist ein Stück, das seinen Charakter herauszustreichen weiß. Wie schön malt sich darin die Schwesterliebe, wenngleich die eines Schmugglers — und wie launig ist der Theaterimpresario!

28. Dec.

Abends besuchten der Herr Onkel Leopold mit mir und meiner Mutter das Josephstädter Theater, wo „Der Zauberschleier" gegeben wurde.

7. Jan.

Ich sah im Leopoldstädter Theater das Meisterstück „Wilhelm Tell". Herr Moritz als Tell spielte seine Rolle mit Auszeichnung. Herr Blum gab Geßler. Auch Herr Gömmerler spielte den Ulrich von Rudenz lobenswürdig.

21. Juli.

... In die Brigittenau gegangen (Brigittenauer-Kirchtag).[1] Ein solches Volksfest mitanzusehen, kann zuweilen ebenso nützlich werden, als das Durchwandern eines Friedhofes; denn zeigt mir dieser, was wir einst werden, so zeigt mir jenes, was wir sind. Eine nicht unwichtige Kenntniß.

21. Dec.

Vormittags kam ich auf den Einfall, die Grabstätten berühmter Männer auszuforschen und ihre Begräbnißorte mir anzumerken, da es doch nichts Erhebenderes geben kann, als am Grabe eines großen Mannes zu stehen. Es ist für mich ein Genuß, für welchen ich jeden andern verabsäumen würde. — Es fiel mir ein, daß viele um Künste und Wissenschaften verdiente Männer hier in Wien gelebt und gestorben; folglich müsse man auch ihre Grabstätten finden können, weshalb ich mir vornahm, die Friedhöfe von Wien nach und nach alle zu durchsuchen. — Ich ging jubelnd über diesen Einfall sogleich in den Matzleinsdorfer Gottesacker.

---

[1] Auf den ersten Seiten seiner Novelle „Der arme Spielmann" giebt Grillparzer eine recht treue Schilderung dieses Kirchtages, der seinerzeit alljährlich am Sonntage nach dem Julivollmonde und dem darauffolgenden Tage in Wien echt volksthümlich gefeiert ward.

Gleich beim Eintritt an der Mauer links steht ein einfaches, gewöhnliches Grabmal; oben eine Lyra und vorn die Aufschrift:

N. Freiherr von Krufft,[1]
† am 16. April 1818.
„Edel war sein Gemüth, und Wohllaut tönte sein Lied aus."

Auf der anderen Mauerseite ist ein noch anspruchloseres, kurzes Denkmal, das die Aufschrift führt:

Dem Volksdichter,
Meinem geliebten Freunde
Franz X. Carl Gerwey[2]
von
Joseph Rosenbaum.

Noch immer mich an die Mauer haltend, stieß ich auf ein drittes, mir merkwürdiges Denkmal, wie die vorigen im einfachen Stile gebaut, folgender Aufschrift:

Hier ruht
Joh. Michael Vogl,[3]
der deutsche Barde,
geb. am 10. Aug. 1768,
gestorb. am 19. Nov. 1840.
Dem hochverehrten, innigstgeliebten
Gemahl und Vater.

---

[1] Nicolaus Freiherr von Krufft, Komponist, geboren zu Wien am 1. Februar 1779 und als k. k. Staatskanzleirath am 16. April 1818 gestorben. Seine musikalischen Kompositionen fanden seinerzeit lebhaften Beifall. Vergl. über ihn „Dr. Constant von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich", 13. Band, S. 276 ff.

[2] Franz Xaver Gewey (nicht — wie unser Poet schreibt — Gerwey), Dichter, geboren in Wien 1774, gestorben als Hofkanzlist 18. Oktober 1819. Er besaß ausgesprochenste Begabung für Parodie und setzte die von Jos. Richter 1785 begonnenen „Eipeldauer Briefe" fort. Seine Gedichte „Aus den Vorstädten Wiens" (1812), 6 Hefte, wurden noch in den fünfziger Jahren in Wien gerne gelesen. Vergl. über Gewey u. A. die interessante Charakteristik in Franz Gräffer's „Kleine Wiener Memoiren", 3. Bd. S. 23.

[3] Johann Michael Vogl, gefeierter Sänger und zugleich ausgezeichneter darstellender Künstler, geboren in Stadt Steyr in Oberösterreich 10. August 1768,

Nun fand ich an der Mauer nichts mehr, ich wandte mich in die Mitte des Friedhofs und suchte lange vergebens. Mit welcher Begierde trat ich an jedes Grabmal und las, und mit welcher Mühe mußte ich mir oft aus verwischten Buchstaben, die meine Neugier noch mehr reizten, irgend einen ehrsamen, bürgerlichen Schlächter, Schneider ꝛc. ꝛc. ꝛc. entziffern, was mich schon ganz mißmuthig und ungeduldig machte. Die Augen schmerzten mich nicht wenig vom fortwährenden Schauen und Lesen; und im Kopfe empfand ich ein schmerzliches Stechen; schon wollte ich nach Hause gehen, und auf ein anderes Mal mir den Rest ersparen, da fällt mir ein kurzer, grauer, einfacher Stein in die Augen — die Worte: Botanicorum — principis - ingenio — indefessi — — ich trete näher zu dem Denkmale — Jacquin's!!! —

Hier ist die vollständige Inschrift.

Nicolai Josephi Jacquin[1]
liberi Baronis
Naturae indefessi crutatoris
Botanicorum aevi principis
Viri
Ingenio, doctrina, humanitate eximii
Principi, patriae, Musis, amicis Cari, patris optimi
Tumulum posteritati pia mente designat frater cum sorore.
†
Natus Lugd. Batav. XVI. Februarii 1727.
Obiit Vindobonae 26. Octobris 1817.

Die Augen schmerzten nicht, der Kopf stach nicht mehr; — reich entschädigt für alles Ungemach setzte ich meine

---

gestorben zu Wien 19. November 1840. Vergl. über ihn u. A. Bauernfeld's „Erinnerung an J. M. Vogl" in Bäuerle's „Allgemeiner Theaterzeitung", 34. Jahrg., 4. und 5. Mai 1841, Nr. 106 und 107.

[1] Jacquin, Nicolaus Josef, geboren zu Leyden in Holland 16. Februar 1727, studirte zu Antwerpen und Löwen und wurde von dem Schüler des großen Linné, Theodor Gronovius, für das Studium der Botanik begeistert. Er kam 1752 nach Wien und wurde nach kurzer Verwendung als Bergrath in Chemnitz Langier's Nachfolger in der Professur der Botanik und Chemie

Wanderung fort und treffe in kurzem auf einen zweiten Jacquin; der Denkstein ist ganz mit jenem gleich und führt übrigens folgende Aufschrift:

Josepho Francisco libero Baroni Jacquin[1]
Nicolai filio
paternae virtutis et gloriae heredi
Botanicorum et Chemicorum Austriae
per semisaeculum magistro
Viro
Ingenio, Doctrina, morum suavitate
per orbem illustri
principibus accepto, patriae caro
amicis dilecto
marito optimo
patri piissimo
hunc tumulum
moesta uxor cum filia
p. p.

Nat Chemnitz 1766
Obiit Vindobonae 1839.

Weitergehend gewahrte ich einen Denkstein:

Dem Andenken des Landschaftsmalers Martin von Molitor[2]
gest. im 53. Jahre seines Alters,
setzten seine Freunde diesen Stein,
die Stätte zu bezeichnen, wo der Treue ruht.

---

an der Wiener Universität. 90 Jahre alt, starb er zu Wien 26. Oktober 1817. Er hinterließ zahlreiche noch heute geschätzte und noch nicht völlig veraltet zu nennende Werke. (Vergl. Wurzbach, „Biographisches Lexikon", 10. Band, S. 29.) Es mag für seine Bedeutung sprechen, daß Linné nach ihm eine Pflanzenart „Jaquina" benannte.

[1] Jacquin, Joseph Franz von, Arzt und Naturforscher, geboren zu Chemnitz 7. Februar 1766, trat als Gelehrter in die Fußtapfen seines Vaters, dessen Hochschullehramt er auch 1797 übernahm; er starb 9. Dezember 1839. (Vergl. auch über ihn Wurzbach l. c. S. 26.)

[2] Martin von Molitor, geboren zu Wien 20. Februar 1759, war Male und Radirer. Er arbeitete überaus fleißig und malte in Oel und in Gouache.

Nun aber wäre ich fast versteinert worden, vor mir stand ein schönes, neues, geschmackvolles Denkmal, und meinen erstaunten Blicken wiesen sich folgende Zeilen:

Dem Jugendschriftsteller
Leopold Chimani,[1]
k. k. Schulbücherverschleißadministrator
Censor, Inhaber der großen, goldenen
Civil-Verdienstmedaille, Mitglied und
Gründer mehrerer Wohlthätigkeitsvereine,
geb. zu Langenzersdorf 1774,
gest. 1844.
Aus Dankbarkeit.

Ich hielt den guten Chimani für längst gestorben, noch weniger hätte ich aber den herrlichen — Silbert schon unter den Todten vermuthet. Und doch ist's so. — Ich erschrak nicht wenig, als ich einen Denkstein, ebenso schön als den Chimani's gewahrte, auf dem diese wenigen Worte standen:

J. P. Silbert,[2]
geb. zu Colmar 1770,
gest. zu Wien 1844.

„Wenn wir glauben, daß Jesus gestorben und auferstanden ist, so wird auch Gott die, welche in Jesu entschlafen sind, mit ihm herzuführen." I. Thessal. 4. 13.

Namentlich seine Gouachearbeiten wurden überaus gesucht. Molitor führte indes auch die Radirnadel mit gleicher Meisterschaft wie den Pinsel. Er starb im Alter von 53 Jahren am 16. April 1812. Vergl. über ihn Wurzbach, 18. Band, S. 416 ff.

[1] Leopold Chimani, geboren zu Langenzersdorf bei Wien 20. Februar 1774; er war praktischer Pädagog, anfangs an der Dorfschule seines Heimathortes, dann in Korneuburg, kam dann nach Wien und starb als k. k. Bücherverschleißadministrator am 22. April 1844. Er schrieb viel Jugendschriften, deren einige P. Hugo Traumihler im Stifte Zwettl unserem Dichter geliehen („Stationen" S. 63). Vergl. über Chimani „Nigg, Leopold Chimani, 1774 bis 1844" (Korneuburg 1895).

[2] Johann Peter Silbert, Schriftsteller, geboren zu Colmar im Elsaß 29. Mai 1777, gestorben zu Wien 26. Dezember 1844. Obwohl Silbert Laie war, bereicherte er gleich einem Theologen den katholischen Büchermarkt durch

— — — — Mit welchen Gedanken stand ich da in der Mitte solcher Männer! Vergebens würde ich meine Empfindungen schildern. — Nun fand ich nichts mehr, als im Zurückgeh'n an dem Thor einen Grabstein eines Grafen Ernst Christian Georg August von Hardenberg.

Ein unverhofft seliger, ewig unvergeßlicher Tag für mich! —

Wäre ich doch ein reicher Mann! Ich reiste flugs in die Kirchhöfe von Berlin, Frankfurt, Leipzig, Hamburg, Göttingen u. s. f., u. s. f., u. s. f.

Tag und Nacht liefe ich unter den Gräbern herum; das wäre mir mehr fast als Ball und Redoute. Sobald es sich thun läßt, vielleicht in den Ferien einmal, mache ich einen Ausflug in dieser Absicht. Ich bin ganz voll von dieser Idee, seitdem ich am Grabe Jacquin's, Chimani's, Silbert's gestanden. Ich habe eine gewisse excentrische Hochachtung und Ehrfurcht gegen berühmte Männer, ich gerathe in Entzücken, wenn ich ein Facsimile oder ein Porträt von einem sehe; und dann erst auf einem Grabe stehen und denken können: Der da unten liegt, ist er! — Was müßte es erst sein, wenn ich einen solchen Helden lebendig vor mir sähe! Ich glaube, ich fiele in Ohnmacht, wenn z. B. Pyrker vor mich hinträte, wie er leibt und lebt.

24. Dec.

Einen sehr traurigen heil. Abend gehabt.

25. Dec.

Bei den Barmherzigen gegessen. — Mich betrogen in meiner besten Hoffnung: Alle Gräber zu St. Marx beguckt und nichts gefunden, als die des Malers Fendi,[1] der

dreißig Jahre mit religiösen Werken in gebundener und ungebundener Rede: „— 74 Werke in über 200 Bänden. Auch Silbert's Lieder lieh P. Hugo unserem Dichter. („Stationen" S. 65.) Vergl. über Silbert u. A. „Seb. Brunner, Woher? Wohin? (Neue Folge I, 1866)" S. 65.

[1] Peter Fendi, geboren zu Wien 4. September 1796, als Genremaler angesehen; starb 47 Jahre alt 28. August 1842. Vergl. Wurzbach, 4. Band, S. 173 ff.

Tonkünstler Preindl[1] und Gänsbacher[2] und der Schauspielerin Krones.[3]

---

[1] Joseph Preindl, geboren zu Marbach in Niederösterreich am 30. Januar 1756, kam nach Wien, war daselbst durch ein Jahr Chorregens in der Peterskirche und wurde 1809 Kapellmeister an der St. Stephanskirche, welche Stelle er bis zu seinem Tode, 26. Oktober 1823, bekleidete. Er komponirte viel, sowohl Kirchenmusikalisches als auch Konzerte und Phantasien fürs Klavier. Vergl. über ihn Hanslick, Geschichte des Konzertwesens in Wien, S. 187 ff.

[2] Johann Bapt. Gänsbacher, geb. zu Sterzing in Tirol, 8. Mai 1778, war der Nachfolger Preindl's als Wiener Domkapellmeister. Er arbeitete fast nur für die musica sacra und starb zu Wien 13. Juli 1844. (Wurzbach, 5. B. S. 48.)

[3] Therese Krones wurde geboren zu Freudenthal in Schlesien am 7. Oktober 1801 als Tochter eines Schauspielers. Nach einem vorübergehenden Engagement in Agram fand sie Herbst 1821 im Wiener Leopoldstädter Theater Engagement. Sie gefiel daselbst bald und wurde neben Raimund, Schuster und Korntheuer der Liebling des Wiener Leopoldstädter-Theaterpublikums: — sie war die Gallmayer der dreißiger Jahre. Ihr Verhältniß zu einem Adeligen Namens Jarosinski drohte jedoch ihrer Popularität verhängnißvoll zu werden. Sie unterhielt nämlich mit diesem zu ihren Verehrern zählenden Blaublut ein Verhältniß, freilich ohne auch nur im entferntesten zu ahnen, daß ihr Liebhaber der bestialische Mörder seines greisen Lehrers Johann Konrad Blank! Als nun jener bei einem von ihm gegebenen Bankette, an dem auch die Krones theilnahm, verhaftet wurde — (sie sang eben das Lied der „Jugend": „Brüderlein fein, Brüderlein fein — mußt nicht gar so traurig sein") —, kehrte sich der Volksunwille auch gegen die sonst so beliebte Soubrette, und sie mußte längere Zeit der Bühne fern bleiben, konnte aber dann doch wieder ihre Thätigkeit unter dem Beifall des Publikums aufnehmen. Ihre Glanzrolle war „die Jugend" in Raimund's „Mädchen aus der Feenwelt oder der Bauer als Millionär". Sie starb zu Wien am 28. Dezember 1830 und wurde nach ihrem Tode sowohl die Heldin eines Romans („Therese Krones. Roman aus Wiens jüngster Vergangenheit von Otto Horn" [Adolph Bäuerle], 5 Bde., Wien 1854, nachgedruckt 1889 in der Beilage des „Wiener Extrablatt"), als auch eines Volksstücks („Therese Krones", Genrebild mit Gesang und Tanz in drei Akten von Karl Haffner 1862), das noch gegenwärtig sich in Wien auf vornehmer Bühne („Deutsches Volkstheater") als Zugstück ersten Ranges erweist. Von ihrer Beliebtheit mag auch der Umstand Zeugniß geben, daß noch heute, also schier siebzig Jahre seit ihrem Tode, ihr Grab auf dem St. Marxer Friedhofe bis tief in den Spätherbst mit frischen Blumen bewachsen ist.

Zu obigem Tagebuchblatt können wir uns hier nur noch die Bemerkung nicht versagen, daß es uns wundert, daß unser Dichter das Grab Aloys

30. Dec.

Nachmittags hörte ich, daß der russische Kaiser ankommen werde. Ich begab mich also um 3 Uhr hinaus zum Bahnhofe der Gloggnitzer Eisenbahn. Ich hörte, daß der Fürst Liechtenstein und Prinz Albert ihm bis Gloggnitz entgegenfahren. Es kamen sechs bis zehn einspännige Hofwagen gefahren, die sich auf dem Platz vor dem Bahnhofe aufstellten. Später gegen 6 Uhr kamen einige Mann Soldaten zu Pferde, um den Pöbel im Zaum zu erhalten. Ich hatte äußerst schlechte Gesellschaft: Lehrbuben, Packträger, alte Weiber, kleine Kinder hatten einen schönen Kranz um mich gebildet. Hier wurde aufgetischt, was Naschmarkt- und Schusterbubenwitz vermag. Ich stand schon einige Stunden da und erdrückte den Wunsch nach Hause zu gehen, um diese Stunden nicht verloren zu haben und so lang' zu bleiben, bis ich meinen Zweck erreicht, — um so mehr, da man den Gast alle Augenblicke erwartete. Aber ich stand noch zwei verzweifelte Stunden vergebens. Der Schwarm von Menschen drängte sich vor, der Polizeikommissar tobte und stellte den Leuten vergebens mit Nachdruck und viel rhetorischer Kunst vor, daß der Kaiser noch lange nicht komme, daß alles vergebens sei. Aber all' seiner rhetorischen und strategischen Künste ungeachtet, stand die Volksmasse wie hingemauert. Nun ritt ein Kavallerist der Länge seines Pferdes nach an den Haufen an und drängte ihn bis an die Ecke des großen Gebäudes der Straße zu; die Masse riß mich mit fort, mir schwanden die Sinne, ich riß mich heraus und lief über die Straße auf den Fußsteig hin-

---

Blumauer's übersah: Blumauer († 16. März 1798) fand auf dem St. Marxer Friedhof seine Ruhestatt, die seine Geliebte durch einen vornehmen Denkstein bezeichnete, der sicher in den vierziger Jahren noch ganz gut erhalten gewesen sein dürfte. Blumauer's Geliebte, in deren Wohnung (Kärnthnerstraße, „zum eisernen Mann", heute Nr. 21, 2. Stock) er auch starb, war die Gattin eines in die sogenannte Jakobinerverschwörung (1795) verwickelten und zu dreißig Jahren Gefängniß verurtheilten Wiener Handelsmannes Namens Franz Hackel. Es wurde dafür gehalten, daß diese so strenge Verurtheilung nicht zum geringsten Blumauer zuzuschreiben, der sich hierdurch die dauernde Vereinigung mit seiner Geliebten schuf!

über, wo nur die Flambeauxträger und sonst nur wenige Personen standen. — Die Pöbelmasse auf der entgegengesetzten Seite, wo ich früher gestanden, war flugs wieder auf den alten Platz vorgedrungen und behauptete ihn auch — wie ich nachher sah, nur allzubekannt mit der nur momentanen Wirksamkeit jenes remedii locomotivi. — Endlich erschien auf dem Bahnhofe ein großes, röthlich strahlendes Flambeau — und bald darauf pfiff es heftig (es war gegen 8 Uhr), und der Wagen lief festlich und feierlich mit dem hohen Monarchen ein. — Bald darauf erschien er, stieg in den ersten einspännigen, mit Gold (aliquantulum) verbrämten Hofwagen, mit ihm Fürst Liechtenstein, im unmittelbar nachfolgenden Wagen saß Prinz Albert und hinterdrein sprengten zwei Hofkuriere. — In einer mäßigen Entfernung folgten die übrigen Hofwagen. Das Volk schrie Vivat! der Kaiser neigte sich vor (ich sah seinen rothen Rock und seine Glatze) und grüßte dasselbe freundlich. Nun ging der Sturm los; wie Donnerwetter stürmte und prasselte alles nach in die Favoritenlinie hinein.

31. Dec.

Ich ging um 1/25 Uhr in die Stadt, weil ich gehört, daß man dem russischen Kaiser im Burgtheater ein Plaisirchen zu machen gesonnen sei. Und da stand auf dem Theaterzettel: Auf allerhöchsten Befehl. „Garrick in Bristol", Lustspiel in vier Akten von Deinhardstein. Ich fand schon fast alle Plätze der letzten Galerien besetzt, erreichte aber doch noch einen Sitz, der Bühne gerade gegenüber. Nun fing ein langweiliges Leben an. Die Noblessen (die noblen „Leute" — um Gotteswillen nicht „Menschen") füllten nach und nach die Logen? — Ich schaute mir die Leute so ein bischen an; denn ein Poet muß sich viel in der Welt umsehen, um sich einen Schatz von Beobachtungen zu sammeln. — —

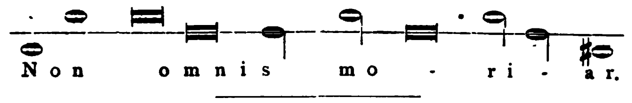
— — Das Stück ging endlich an; — feine Komik, brillante Züge, wie z. B. der alte Hild vor Stolz gegen die Wand rennt, wie er den Lorberzweig doch festhält, obschon er die Pantomime des Wegwerfens macht rc. — Ich fühlte Kopfschmerzen, kam ganz krank vom Theater nach Hause. Ein Schau-

spiel übt meistens auf dem Theater schlimme Wirkung auf mich. Der Effekt bringt meistens meinen Geist auf einen hohen Grad der Spannung und spannt ihn eben dadurch ab.

9. Jan 46.

Mit Bruckner auf dem Hundsthurmer Gottesacker gewesen. Gefunden einen einfachen Stein:

Haydn,
Nat. 1732.
Obiit 1809.
Can. aenigm. quinque voc.



D. D. D.
Discip. eius Neukomm Vindobon. redux 1814.

Ich bin ganz unfähig, diese Grabschrift zu enträthseln; schreibe sie daher ganz wörtlich und aufs Genaueste ab.[1]

[1] Franz Joseph Haydn, der Schöpfer der „Schöpfung", starb zu Wien am 31. Mai 1809 (in der ehemaligen Vorstadt „Windmühle", Kleine Steingasse 84). Sein Leichnam fand auf dem Gottesacker vor der Hundsthurmerlinie seine erste Ruhestatt. Anfang November 1820 wurden die Ueberreste exhumirt und am 7. Tage desselben Monats in Eisenstadt (Ungarn) in der Kirchengruft am Kalvarienberge beigesetzt. Das Grabdenkmal auf dem Hundsthurmerfriedhof aber blieb zur Erinnerung an Haydn an der Stelle, wo sich das Grab befunden, stehen: ein einfacher Stein von gelbem Schiefer, ungefähr zwei Fuß im Umfange und fast eben so hoch, in einer Einfassung von Sandstein eingerahmt. Gemach im Laufe der Zeit zerfiel er jedoch, und so ließ der Präses des Kirchenmusikvereins bei St. Karl, Graf Stockhammer, 1842 den alten hinfälligen Leichenstein durch einen ganz gleichen mit derselben Inschrift ersetzen. Unser Poet erklärt sich ganz unfähig, die Grabschrift zu enträthseln. Wir glauben es gerne — so wie ihm erging es vielen Anderen: die Lösung des Räthselkanons, den Sigmund Ritter von Neukomm bei seiner Anwesenheit in Wien 1814 entworfen und auf Haydn's Grabdenkmal inskulpiren ließ, stellt höchste Anforderungen. In der „Allgemeinen Wiener Musikzeitung" (Herausgeber und Redakteur August Schmidt), II. Jahrgang, Nr. 128 (25. Oktober 1842) erging eine öffentliche Aufforderung zur Lösung dieses Kanons — als ein Beweis der Achtung für den großen Tondichter, auf dessen Grabstein das Räthsel geschrieben. Zahlreiche Musikzeitungen, auch fremd-

22. Jan.

Vormittags ging ich in die Carlskirche, um das Grabmal Collin's[1] zu sehen. Es ist ein einfacher Stein, links bei einem Seitenaltare in der Mauer befindlich und führt die Aufschrift: „Dem vaterländischen Dichter Heinrich Collin, 1813."

5. März.

Col. Bruckner nel giardino del principe di Schwarzenberg. Très bien amusé. Il cieclo era azzuro, e tutto il giorno assai sereno.

15. März.

Heute ist die erste dramaturgische Vorlesung des George Williams aus Riga im Musikvereinssaale. Billette zu 15 kr. C.-Mze. Jo non ho danaro. Jo non ho danaro. Jo non ho danaro.

23. April.

Vormittags ging ich mit Pruggner in den botanischen Garten auf dem Rennwege 638. Drei Gewächsgattungen zogen meine Aufmerksamkeit vor allem auf sich:

1. Cydonia Japonica. Pers. Japanischer Quittenbaum. Aus Japan. (Ein Strauch.) Ovale mittelgroße Blätter, rothe, nelkenartige Blüthen, glatte Rinde, hier und da mit Kanten.

2. Prunus avium. β. plena. Vogelkirsche, Süßkirsche; mit gefüllten Blüthen. Europa. Gewährte einen äußerst herrlichen Anblick. Stamm und Blätter waren wie an gewöhnlichen Kirschbäumen. Nur die weißen Blüthen waren rosenartig gestaltet und in Trauben zusammengewachsen. (Baum.)

---

sprachliche, druckten die Aufforderung in ihren Spalten ab — aber der einzige Versuch einer Lösung von Hieronymus Payer wurde vom Erfinder Neukomm als unrichtig bezeichnet („A. W. Musikzeitung" vom 13. Dezember 1842, Nr. 149, S. 599). Ebendaselbst verspricht Neukomm die Lösung der Aufgabe der Redaktion zu senden, aber weder in diesem Jahrgang, noch in dem nächstfolgenden der Zeitschrift vermag ich unter den Musikbeilagen eine bezügliche Veröffentlichung zu entdecken.

[1] Collin, Heinrich Josef, geboren zu Wien 26. Dezember 1772, gestorben 28. Juli 1811: — der Dichter des „Regulus", der „Polyxena" u. s. w. Eine abschließende Monographie über ihn veröffentlichte H. Laban „H. J. Collin, ein Beitrag zur Geschichte der neueren deutschen Litteratur in Oesterreich" (Wien 1879).

3. Pyras spectabilis. Aiton β. flore pleno. Chinesischer Apfel mit gefüllten Blüthen. Aus China. Das Lieblichste aller Gewächse. Rinde weißlich. Der Baum selbst mittelgroß und etwas knotig gewachsen, ovale, gewöhnliche Blätter mit rothen Blüthen, die ganz den Rosenknospen gleichen. — Man denke sich einen Baum voll Rosen. Es war zum Entzücken.

Auch eine Ceder vom Libanon sahen wir! — — Es lebt sich halt nur gut in der Heimath. . . . . .

21. Mai.

Heute um ½ 11 Uhr begab ich mich — wohin? — in die musikalische Akademie! Ja, ja, nichts anders! Dieses trug sich zu, wie folgt:

Gestern bekam ich für ein Gedicht 20 kr. C.-Mze. und Aurora-Honorarnachtrag 10 kr. C.-Mze., Summa 30 kr. C.-Mze. Mit dieser Summa Summarum in der Tasche, ging ich beseligt aus dem Kollegium. Im Nachhausegehen dachte ich: „Was fängst du damit an? Die Mutter hat es jetzt gerade nicht gar nothwendig, also darfst du heute schon ein wenig auf dich sehen." Allerhand Gedanken kreuzten sich; ein Buch und ein Theaterabend reichten Bittschriften ein, und während ich grübelte, welches von beiden den Vorzug verdiene, kam ich unversehens zu einer Mauerecke, ich trat hinzu und las: Im Theater an der Wien, Sonntag, den 21. Mai 1846, musikalische Akademie, zum Besten der Blinden; die angezeigten Musikpiecen zogen mich an. Staudigl und Jenny Lind, die Heldin des Tages, schwedische Sängerin item Dichterin sollten singen; ei, dachte ich, ei! das wäre etwas! ich habe noch kein Konzert gehört, auch nicht einmal gesehen, wie's in einem solchen zugeht! — Ich sah auf die angezeigten Preise; (die Logenpreise übersah ich aber geflissentlich, um keine Magenkrämpfe zu bekommen;) mein Blick fiel gleich auf die 4. i. e. letzte Galerie — und o Wunder! da las ich staunend — 30 kr. C.-Mze. — mein Vermögen auf einen Heller verzeichnet! — —

Sympathetisch, als hätte man sie beim Namen gerufen, regten sich in ihrem Gefängnisse meine Kreuzer. — Ich gab

nach und beschloß, die Akademie auf jeden Fall zu besuchen. Heute also um 1/2 11 Uhr begab ich mich nach dem Schauspielhause. Am Orte meiner Bestimmung angekommen, erstieg ich meine vier Stiegen und trat ein in meinen vierten Himmel, oder purzelte vielmehr hinein; denn die Lampen waren noch nicht angezündet; um mich war es Nacht; ich sah in der tiefen Dämmerung bloß einige Gestalten. Als ich in besagtem vierten Himmel zwei Schritte gemacht, fiel ich in eine tiefe Grube, woselbst ich hocken blieb, geduldig erwartend, bis der Lampenmeister den Prometheusfunken in dieses Chaos werfen würde.

War es nun Zufall oder Reverenz gegen meine Person, genug, kaum hatte ich fünf Minuten auf gutes Glück in jener Grube gesessen, so brannte im Nu jene treffliche Gaslampe und lichtete die Nacht, ich gewahrte nun mit Vergnügen, daß ich bequem im vierten Stock, in der ersten Reihe auf der vordersten Bank sitze; närrischerweise hatte ich den abschüssigen Ort in der Angst für eine Grube gehalten. —

Endlich hob sich der Vorhang und das Konzert begann gleich mit der herrlichen Ouverture zu Weber's „Euryanthe". Bald rauschten die Töne in voller Gewalt, bald klangen sie feenhaft leise. Hierauf sang der sächsische Hofopernsänger Tichatschek eine Arie aus derselben Oper, die sehr gefiel. Hierauf trugen Jenny Lind, Fräul. Dielen, Staudigl, Gehrer und der Chor das Finale derselben Oper vor. Sodann wurde die Ouverture zu Tieck's „Blaubart", komponirt von Taubert, preußischem Hofkapellmeister (der das Orchester dirigirte), aufgeführt. Dann sang Jenny Lind eine Arie aus „Don Juan". Hierauf trug Staudigl zwei Lieder „Mein Herz und deine Stimme" und „Ständchen", komponirt von M. H. Hauser, mit großem Beifall vor. Zuletzt aber erschien noch sie, Jenny Lind, und sang zuerst „Wiegenlied", komponirt von Taubert, dann das Wunderherrlichste von allen:

„Norwegisches Schäferlied".

O goldene Sternlein, die mir damals aufgegangen, o bleibet ihr mir treu mein ganzes Leben! — Wie klang das so rauhe Norwegische in solchem Munde so süß! Da waren es nicht langweilige künstliche Tiraden, welche den Beifallssturm herbeilocken sollten, da war es das tiefe Dichtergemüth, das die Sängerin in die heimathlichen Töne am besten zu hauchen verstand, das Jeden mit magischer Gewalt in schönere Welten zauberte. — Zuletzt sang sie noch ein Tanzlied aus Darlecarlien. Bei jedem dieser Lieder konzentrirte sich der ungeheure Beifall in einen allgemeinen Schrei — der Sturm war donnernd! — — Den ganzen Tag war ich in einer höheren Sphäre und voll Künstlerideen. Ich verdanke jener Stunde viel und nenne sie eine der schönsten meines Lebens.

22. Mai.

Heute ist das gestrige Konzert auf allgemeines Verlangen wiederholt worden — und mit Recht.

25. Mai.

Nachmittag im Mayer'schen Kaffeehause auf der Wieden mit Pruggner gewesen. Ich las dort das neueste Blatt vom „Wanderer“ und von der „Illustrirten Theaterzeitung“. Hier las ich über die Lind sehr vieles — unter anderm, daß der Direktor Pokorny dieselbe am Abschiedsabende mit einer Serenade überraschte; daß die Enthusiasten sie ans Fenster gerufen und ihr zugeschrien: „Wiederkommen!“ — Darauf habe die „interessante Schwedin“ „gelispelt“: „Ich gehorche, ich komme wieder.“ Darauf habe alles getobt u. s. w. u. s. w. Ferner in einem Briefe von Weiß, den er im Namen des Luftschiffers Lehmann geschrieben, er habe in der Luft hoch oben schwebend nichts mehr ausnehmen können, als den Reisewagen der Lind, begleitet von vielen Lastwagen voll Kränzen u. s. f. Dann: man habe mit den Brieftaschen der Lind-Enthusiasten Untersuchungen über den leeren Raum angestellt ꝛc. Hm! Hm!! Hm!!! Hm!!!! Hm!!!!! Hm!!!!!!

. . . Heute hat mir ein Kollege über L. M. Eckardt, dessen „Thron und Hütte“ ich schon früher gelesen, folgendes

gesagt: „Er ist ein Narr mit seiner Orthographie, sein Drama ist ein Unsinn; er ist im zweiten Jahre Philosophie; eben jetzt aber ist er — eingesperrt, denn er hat — Gedichte für die rebellischen Polen geschrieben.“ ——

27. Mai.

In einigen Zeitschriften ehrende Aufsätze über die Lind gelesen, unter andern, daß Pokorny ihr eine Soirée gegeben, daß Beide recht jovial geworden und mit dem Champagnerglase in der Hand gerufen haben: „Ich werde wiederkommen!“ „Sie wird wiederkommen“ 2c. Nach allem zu urtheilen, hält man Jenny Lind allgemein für eine außerordentliche Erscheinung, und gewisse spöttische Aeußerungen zielten nur gegen die närrischen Beifallsbezeugungen der Enthusiasten ab.

15. Juni.

Nachmittags sah ich das neueste Stück von Friedrich Kaiser: „Der Sohn der Haide“ angekündigt.

Ich brachte glücklich 12 Xr. C.-Mze. zusammen und begab mich abends ins Theater (an der Wien).

Hätte nicht geglaubt, daß Kaiser auch ein pfiffiges Stück schreiben könne. — Der erste Akt war witzig und im ganzen gut. Nur kam einmal eine Gemeinheit vor. Die Leute ärgerten sich. Zischten.

Fing der zweite Akt an. War den Leuten zu langweilig. Zischten hie und da. Der dritte Akt war um kein Haar besser. Die Leute zischten — — — — — — — — — — — —

18. Juni.

Alle Recensenten schimpfen erschrecklich auf Kaiser. Eckardt sagt: Erst kommt Nestroy, dann Elmar, dann Kaiser Man sagt, Kaiser entspreche nicht den gemachten Hoffnungen; er werde jetzt zu sentimentalisch — dagegen wird Nestroy in den Himmel erhoben — er hat jetzt ein berühmtes Stück „Der Unbedeutende“ geschrieben. — —

— Kaiser Friedrich! haben die Leute deinen „Krämer“, dein „Sie ist verheiratet“ all' vergessen!?? Ich höre, du bist

sehr krank gewesen; daher war auch dein Kind so kränklich. Die Haide war zu sumpfig; darauf hat der Sohn der Haide sich nicht halten können! Stehe auf, oder vielmehr setze dich nieder und schreibe ein Stückchen, ein neues, schönes, witziges, ich gönnte dir so gern den Triumph über Nestroy und Elmar; nur kein Lied mache mehr dazu. — Ich habe sentimentale Dichter gern. Es sind doch niemals grundschlechte Menschen.

Vormittags auf dem Wasserglacis. — — Ich verkaufte, da ich zwei Exemplare von Schiller's Gedichten besaß, eines davon, um den „Unbedeutenden" sehen zu können.

Schon um 1/26 Uhr war ich im Theater; ich war der Allererste und saß eine Zeit lang allein in dem leeren Hause. Ich stellte verschiedene Betrachtungen über die dramatische Kunst an, um mir ein Prinzip festzustellen, nach dem ich das heutige Stück beurtheilen könne. Ich dachte: Kunst überhaupt ist die Darstellung des Schönen von seiner schönsten Seite.

Nach diesem Grundsatze darf ich das heroische, romantische und religiöse Drama ästhetisch nennen; auch das bürgerliche, insofern es sich mit Momenten beschäftigt, in denen ästhetische Schönheit liegt; Lustspiel und Posse aber, nach jenem Grundsatze beurtheilt, können unmöglich in das Gebiet der Aesthetik gehören; sie sind daher bloße in eine dramatische Form gekleidete Satiren und wären in einem Lehrbuche der Aesthetik bei den didaktischen Gedichten abzuhandeln. Die Satire und überhaupt alles Didaktische kann ja doch unmöglich in die Aesthetik gehören, ausgenommen jene beschreibenden Gedichte, die man auch mit Unrecht didaktisch nennt, wie z. B. Kleist's „Frühling"; denn diese sind beinahe die schönste und echteste Gattung der Poesie, indem sie sehr gut dem oben aufgestellten Grundsatze entsprechen. — Alles übrige Didaktische, als da ist die Satire, die Posse, das Lustspiel (welches auch, wenn es sich unter die Klassen der bürgerlichen Dramen bringen läßt, ästhetisch sein kann); dann Epigramme u. s. w., alles dieses ist durchaus nichts Aesthetisches, sondern eine in ein ästhetisches Gewand gehüllte Moral. — Wo ich aber mit dem Romantisch-Komischen hin soll, weiß ich noch nicht. — — —

Ich wußte nun, nach welchem Grundsatze ich das zu erwartende Stück beurtheilen müsse.

Eine Posse soll, ohne in Gemeinheiten und nichtige Späße auszuarten, einen moralischen Satz satirisch-komisch durchführen.

Dies Ideal einer Posse bildete ich mir; — — da rauschte der Vorhang auf und verwirklicht stand es vor mir da!!!

Was ich vordem nur dunkel über das Wesen der Posse geahnt, das wurde mir klar, als Nestroy's wahre, naturgetreue, lebensfrische Gestalten (— nicht Gebilde! —) vor mein Auge traten, und als ich den Plan des „Unbedeutenden" überschaute!

Nestroy selbst als Zimmermann Span war in der That im höchsten Grade liebenswürdig. Ich hätte ihn umarmen können. Er war so eifrig, so feurig; man wüßte es auf den ersten Blick, daß er eigene Ideale verwirkliche! Scholz als Sekretär Puffmann war unübertrefflich. Dlle. Herzog als Klara Span spielte mit Lust und Liebe. Ihr Bruder hat sie, und sie ihn recht herzlich lieb. — Herr Grois als Zimmermann Pföckl hatte gewiß die schwierigste Rolle durchzuführen.

Das Stück (dreiaktig) währte nicht lange! Bis 1/210 Uhr. Adolf Müller's Musik war dem Stücke ganz entsprechend.

Ich bin ganz entzückt, daß das Stück so unverhofft meinen a priori aufgestellten Regeln entspricht.

9. Juli.

Heute ist mir etwas Sonderbares begegnet.

Ich lese in Nr. 99 des Jahrganges 1845 des „Zuschauers" unter der Rubrik „Der Brummer": daß sich im Matzleinsdorfer Friedhof rechts vom Eingange ein sehr armseliger, elender Grabstein befinde mit der halbverwischten Inschrift:

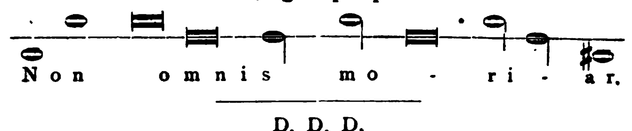
Hier ruht
Ein rechtschaffener deutscher Mann
Ein eifriger Christ und treuer Gatte
Christoph Ritter von Gluck,
der erhabenen Tonkunst großer Meister.
Er starb am 15. November 1787.

spiel übt meistens auf dem Theater schlimme Wirkung auf mich. Der Effekt bringt meistens meinen Geist auf einen hohen Grad der Spannung und spannt ihn eben dadurch ab.

9. Jan 46.

Mit Bruckner auf dem Hundsthurmer Gottesacker gewesen. Gefunden einen einfachen Stein:

Haydn,
Nat. 1732.
Obiit 1809.
Can. aenigm. quinque voc.



D. D. D.
Discip. eius Neukomm Vindobon. redux 1814.

Ich bin ganz unfähig, diese Grabschrift zu enträthseln; schreibe sie daher ganz wörtlich und aufs Genaueste ab.[1]

[1] Franz Joseph Haydn, der Schöpfer der „Schöpfung", starb zu Wien am 31. Mai 1809 (in der ehemaligen Vorstadt „Windmühle", Kleine Steingasse 84). Sein Leichnam fand auf dem Gottesacker vor der Hundsthurmerlinie seine erste Ruhestatt. Anfang November 1820 wurden die Ueberreste exhumirt und am 7. Tage desselben Monats in Eisenstadt (Ungarn) in der Kirchengruft am Kalvarienberge beigesetzt. Das Grabdenkmal auf dem Hundsthurmerfriedhof aber blieb zur Erinnerung an Haydn an der Stelle, wo sich das Grab befunden, stehen: ein einfacher Stein von gelbem Schiefer, ungefähr zwei Fuß im Umfange und fast eben so hoch, in einer Einfassung von Sandstein eingerahmt. Gemach im Laufe der Zeit zerfiel er jedoch, und so ließ der Präses des Kirchenmusikvereins bei St. Karl, Graf Stockhammer, 1842 den alten hinfälligen Leichenstein durch einen ganz gleichen mit derselben Inschrift ersetzen. Unser Poet erklärt sich ganz unfähig, die Grabschrift zu enträthseln. Wir glauben es gerne — so wie ihm erging es vielen Anderen: die Lösung des Räthselkanons, den Sigmund Ritter von Neukomm bei seiner Anwesenheit in Wien 1814 entworfen und auf Haydn's Grabdenkmal inskulpiren ließ, stellt höchste Anforderungen. In der „Allgemeinen Wiener Musikzeitung" (Herausgeber und Redakteur August Schmidt), II. Jahrgang, Nr. 128 (25. Oktober 1842) erging eine öffentliche Aufforderung zur Lösung dieses Kanons — als ein Beweis der Achtung für den großen Tondichter, auf dessen Grabstein das Räthsel geschrieben. Zahlreiche Musikzeitungen, auch fremd-

22. Jan.

Vormittags ging ich in die Carlskirche, um das Grabmal Collin's[1] zu sehen. Es ist ein einfacher Stein, links bei einem Seitenaltare in der Mauer befindlich und führt die Aufschrift: „Dem vaterländischen Dichter Heinrich Collin, 1813."

5. März.

Col. Bruckner nel giardino del principe di Schwarzenberg. Très bien amusé. Il cieclo era azzuro, e tutto il giorno assai sereno.

15. März.

Heute ist die erste dramaturgische Vorlesung des George Williams aus Riga im Musikvereinssaale. Billette zu 15 kr. C.-Mze. Jo non ho danaro. Jo non ho danaro. Jo non ho danaro.

23. April.

Vormittags ging ich mit Pruggner in den botanischen Garten auf dem Rennwege 638. Drei Gewächsgattungen zogen meine Aufmerksamkeit vor allem auf sich:

1. Cydonia Japonica. Pers. Japanischer Quittenbaum. Aus Japan. (Ein Strauch.) Ovale mittelgroße Blätter, rothe, nelkenartige Blüthen, glatte Rinde, hier und da mit Kanten.

2. Prunus avium. β. plena. Vogelkirsche, Süßkirsche; mit gefüllten Blüthen. Europa. Gewährte einen äußerst herrlichen Anblick. Stamm und Blätter waren wie an gewöhnlichen Kirschbäumen. Nur die weißen Blüthen waren rosenartig gestaltet und in Trauben zusammengewachsen. (Baum.)

---

sprachliche, druckten die Aufforderung in ihren Spalten ab — aber der einzige Versuch einer Lösung von Hieronymus Payer wurde vom Erfinder Neukomm als unrichtig bezeichnet („A. W. Musikzeitung" vom 13. Dezember 1842, Nr. 149, S. 599). Ebendaselbst verspricht Neukomm die Lösung der Aufgabe der Redaktion zu senden, aber weder in diesem Jahrgang, noch in dem nächstfolgenden der Zeitschrift vermag ich unter den Musikbeilagen eine bezügliche Veröffentlichung zu entdecken.

[1] Collin, Heinrich Josef, geboren zu Wien 26. Dezember 1772, gestorben 28. Juli 1811: — der Dichter des „Regulus", der „Polyxena" u. s. w. Eine abschließende Monographie über ihn veröffentlichte H. Laban „H. J. Collin, ein Beitrag zur Geschichte der neueren deutschen Litteratur in Oesterreich" (Wien 1879).

3. Pyras spectabilis. Aiton β. flore pleno. Chinesischer Apfel mit gefüllten Blüthen. Aus China. Das Lieblichste aller Gewächse. Rinde weißlich. Der Baum selbst mittelgroß und etwas knotig gewachsen, ovale, gewöhnliche Blätter mit rothen Blüthen, die ganz den Rosenknospen gleichen. — Man denke sich einen Baum voll Rosen. Es war zum Entzücken.

Auch eine Ceder vom Libanon sahen wir! — — Es lebt sich halt nur gut in der Heimath. . . . . .

21. Mai.

Heute um ½ 11 Uhr begab ich mich — wohin? — in die musikalische Akademie! Ja, ja, nichts anders! Dieses trug sich zu, wie folgt:

Gestern bekam ich für ein Gedicht 20 kr. C.-Mze. und Aurora-Honorarnachtrag 10 kr. C.-Mze., Summa 30 kr. C.-Mze. Mit dieser Summa Summarum in der Tasche, ging ich beseligt aus dem Kollegium. Im Nachhausegehen dachte ich: „Was fängst du damit an? Die Mutter hat es jetzt gerade nicht gar nothwendig, also darfst du heute schon ein wenig auf dich sehen." Allerhand Gedanken kreuzten sich; ein Buch und ein Theaterabend reichten Bittschriften ein, und während ich grübelte, welches von beiden den Vorzug verdiene, kam ich unversehens zu einer Mauerecke, ich trat hinzu und las: Im Theater an der Wien, Sonntag, den 21. Mai 1846, musikalische Akademie, zum Besten der Blinden; die angezeigten Musikpiecen zogen mich an. Staudigl und Jenny Lind, die Heldin des Tages, schwedische Sängerin item Dichterin sollten singen; ei, dachte ich, ei! das wäre etwas! ich habe noch kein Konzert gehört, auch nicht einmal gesehen, wie's in einem solchen zugeht! — Ich sah auf die angezeigteu Preise; (die Logenpreise übersah ich aber geflissentlich, um keine Magenkrämpfe zu bekommen;) mein Blick fiel gleich auf die 4. i. e. letzte Galerie — und o Wunder! da las ich staunend — 30 kr. C.-Mze. — mein Vermögen auf einen Heller verzeichnet! — —

Sympathetisch, als hätte man sie beim Namen gerufen, regten sich in ihrem Gefängnisse meine Kreuzer. — Ich gab

nach und beschloß, die Akademie auf jeden Fall zu besuchen. Heute also um 1/2 11 Uhr begab ich mich nach dem Schauspielhause. Am Orte meiner Bestimmung angekommen, erstieg ich meine vier Stiegen und trat ein in meinen vierten Himmel, oder purzelte vielmehr hinein; denn die Lampen waren noch nicht angezündet; um mich war es Nacht; ich sah in der tiefen Dämmerung bloß einige Gestalten. Als ich in besagtem vierten Himmel zwei Schritte gemacht, fiel ich in eine tiefe Grube, woselbst ich hocken blieb, geduldig erwartend, bis der Lampenmeister den Prometheusfunken in dieses Chaos werfen würde.

War es nun Zufall oder Reverenz gegen meine Person, genug, kaum hatte ich fünf Minuten auf gutes Glück in jener Grube gesessen, so brannte im Nu jene treffliche Gaslampe und lichtete die Nacht, ich gewahrte nun mit Vergnügen, daß ich bequem im vierten Stock, in der ersten Reihe auf der vordersten Bank sitze; närrischerweise hatte ich den abschüssigen Ort in der Angst für eine Grube gehalten. —

Endlich hob sich der Vorhang und das Konzert begann gleich mit der herrlichen Ouverture zu Weber's „Euryanthe“. Bald rauschten die Töne in voller Gewalt, bald klangen sie feenhaft leise. Hierauf sang der sächsische Hofopernsänger Tichatschek eine Arie aus derselben Oper, die sehr gefiel. Hierauf trugen Jenny Lind, Fräul. Dielen, Staudigl, Gehrer und der Chor das Finale derselben Oper vor. Sodann wurde die Ouverture zu Tieck's „Blaubart“, komponirt von Taubert, preußischem Hofkapellmeister (der das Orchester dirigirte), aufgeführt. Dann sang Jenny Lind eine Arie aus „Don Juan“. Hierauf trug Staudigl zwei Lieder „Mein Herz und deine Stimme“ und „Ständchen“, komponirt von M. H. Hauser, mit großem Beifall vor. Zuletzt aber erschien noch sie, Jenny Lind, und sang zuerst „Wiegenlied“, komponirt von Taubert, dann das Wunderherrlichste von allen:

„Norwegisches Schäferlied“.

O goldene Sternlein, die mir damals aufgegangen, o bleibet ihr mir treu mein ganzes Leben! — Wie klang das so rauhe Norwegische in solchem Munde so süß! Da waren es nicht langweilige künstliche Tiraden, welche den Beifallssturm herbeilocken sollten, da war es das tiefe Dichtergemüth, das die Sängerin in die heimathlichen Töne am besten zu hauchen verstand, das Jeden mit magischer Gewalt in schönere Welten zauberte. — Zuletzt sang sie noch ein Tanzlied aus Darlecarlien. Bei jedem dieser Lieder konzentrirte sich der ungeheure Beifall in einen allgemeinen Schrei — der Sturm war donnernd! — — Den ganzen Tag war ich in einer höheren Sphäre und voll Künstlerideen. Ich verdanke jener Stunde viel und nenne sie eine der schönsten meines Lebens.

22. Mai.

Heute ist das gestrige Konzert auf allgemeines Verlangen wiederholt worden — und mit Recht.

25. Mai.

Nachmittag im Mayer'schen Kaffeehause auf der Wieden mit Pruggner gewesen. Ich las dort das neueste Blatt vom „Wanderer" und von der „Illustrirten Theaterzeitung". Hier las ich über die Lind sehr vieles — unter anderm, daß der Direktor Pokorny dieselbe am Abschiedsabende mit einer Serenade überraschte; daß die Enthusiasten sie ans Fenster gerufen und ihr zugeschrien: „Wiederkommen!" — Darauf habe die „interessante Schwedin" „gelispelt": „Ich gehorche, ich komme wieder." Darauf habe alles getobt u. s. w. u. s. w. Ferner in einem Briefe von Weiß, den er im Namen des Luftschiffers Lehmann geschrieben, er habe in der Luft hoch oben schwebend nichts mehr ausnehmen können, als den Reisewagen der Lind, begleitet von vielen Lastwagen voll Kränzen u. s. f. Dann: man habe mit den Brieftaschen der Lind-Enthusiasten Untersuchungen über den leeren Raum angestellt ꝛc. Hm! Hm!! Hm!!! Hm!!!! Hm!!!!! Hm!!!!!!

. . . Heute hat mir ein Kollege über L. M. Eckardt, dessen „Thron und Hütte" ich schon früher gelesen, folgendes

gesagt: „Er ist ein Narr mit seiner Orthographie, sein Drama ist ein Unsinn; er ist im zweiten Jahre Philosophie; eben jetzt aber ist er — eingesperrt, denn er hat — Gedichte für die rebellischen Polen geschrieben." ——

27. Mai.

In einigen Zeitschriften ehrende Aufsätze über die Lind gelesen, unter andern, daß Pokorny ihr eine Soirée gegeben, daß Beide recht jovial geworden und mit dem Champagnerglase in der Hand gerufen haben: „Ich werde wiederkommen!" „Sie wird wiederkommen" 2c. Nach allem zu urtheilen, hält man Jenny Lind allgemein für eine außerordentliche Erscheinung, und gewisse spöttische Aeußerungen zielten nur gegen die närrischen Beifallsbezeugungen der Enthusiasten ab.

15. Juni.

Nachmittags sah ich das neueste Stück von Friedrich Kaiser: „Der Sohn der Haide" angekündigt.

Ich brachte glücklich 12 Xr. C.-Mze. zusammen und begab mich abends ins Theater (an der Wien).

Hätte nicht geglaubt, daß Kaiser auch ein pfiffiges Stück schreiben könne. — Der erste Akt war witzig und im ganzen gut. Nur kam einmal eine Gemeinheit vor. Die Leute ärgerten sich. Zischten.

Fing der zweite Akt an. War den Leuten zu langweilig. Zischten hie und da. Der dritte Akt war um kein Haar besser. Die Leute zischten — — — — — — — — — — — —

18. Juni.

Alle Recensenten schimpfen erschrecklich auf Kaiser. Eckardt sagt: Erst kommt Nestroy, dann Elmar, dann Kaiser Man sagt, Kaiser entspreche nicht den gemachten Hoffnungen; er werde jetzt zu sentimentalisch — dagegen wird Nestroy in den Himmel erhoben — er hat jetzt ein berühmtes Stück „Der Unbedeutende" geschrieben. — —

— Kaiser Friedrich! haben die Leute deinen „Krämer", dein „Sie ist verheiratet" all' vergessen!?? Ich höre, du bist

sehr krank gewesen; daher war auch dein Kind so kränklich. Die Haide war zu sumpfig; darauf hat der Sohn der Haide sich nicht halten können! Stehe auf, oder vielmehr setze dich nieder und schreibe ein Stückchen, ein neues, schönes, witziges, ich gönnte dir so gern den Triumph über Nestroy und Elmar; nur kein Lied mache mehr dazu. — Ich habe sentimentale Dichter gern. Es sind doch niemals grundschlechte Menschen.

Vormittags auf dem Wasserglacis. — — Ich verkaufte, da ich zwei Exemplare von Schiller's Gedichten besaß, eines davon, um den „Unbedeutenden" sehen zu können.

Schon um ½6 Uhr war ich im Theater; ich war der Allererste und saß eine Zeit lang allein in dem leeren Hause. Ich stellte verschiedene Betrachtungen über die dramatische Kunst an, um mir ein Prinzip festzustellen, nach dem ich das heutige Stück beurtheilen könne. Ich dachte: Kunst überhaupt ist die Darstellung des Schönen von seiner schönsten Seite.

Nach diesem Grundsatze darf ich das heroische, romantische und religiöse Drama ästhetisch nennen; auch das bürgerliche, insofern es sich mit Momenten beschäftigt, in denen ästhetische Schönheit liegt; Lustspiel und Posse aber, nach jenem Grundsatze beurtheilt, können unmöglich in das Gebiet der Aesthetik gehören; sie sind daher bloße in eine dramatische Form gekleidete Satiren und wären in einem Lehrbuche der Aesthetik bei den didaktischen Gedichten abzuhandeln. Die Satire und überhaupt alles Didaktische kann ja doch unmöglich in die Aesthetik gehören, ausgenommen jene beschreibenden Gedichte, die man auch mit Unrecht didaktisch nennt, wie z. B. Kleist's „Frühling"; denn diese sind beinahe die schönste und echteste Gattung der Poesie, indem sie sehr gut dem oben aufgestellten Grundsatze entsprechen. — Alles übrige Didaktische, als da ist die Satire, die Posse, das Lustspiel (welches auch, wenn es sich unter die Klassen der bürgerlichen Dramen bringen läßt, ästhetisch sein kann); dann Epigramme u. s. w., alles dieses ist durchaus nichts Aesthetisches, sondern eine in ein ästhetisches Gewand gehüllte Moral. — Wo ich aber mit dem Romantisch-Komischen hin soll, weiß ich noch nicht. — — —

Ich wußte nun, nach welchem Grundsatze ich das zu erwartende Stück beurtheilen müsse.

Eine Posse soll, ohne in Gemeinheiten und nichtige Späße auszuarten, einen moralischen Satz satirisch-komisch durchführen.

Dies Ideal einer Posse bildete ich mir; — — da rauschte der Vorhang auf und verwirklicht stand es vor mir da!!!

Was ich vordem nur dunkel über das Wesen der Posse geahnt, das wurde mir klar, als Nestroy's wahre, naturgetreue, lebensfrische Gestalten (— nicht Gebilde! —) vor mein Auge traten, und als ich den Plan des „Unbedeutenden“ überschaute!

Nestroy selbst als Zimmermann Span war in der That im höchsten Grade liebenswürdig. Ich hätte ihn umarmen können. Er war so eifrig, so feurig; man wüßte es auf den ersten Blick, daß er eigene Ideale verwirkliche! Scholz als Sekretär Puffmann war unübertrefflich. Dlle. Herzog als Klara Span spielte mit Lust und Liebe. Ihr Bruder hat sie, und sie ihn recht herzlich lieb. — Herr Grois als Zimmermann Pföckl hatte gewiß die schwierigste Rolle durchzuführen.

Das Stück (dreiaktig) währte nicht lange! Bis 1/210 Uhr. Adolf Müller's Musik war dem Stücke ganz entsprechend.

Ich bin ganz entzückt, daß das Stück so unverhofft meinen a priori aufgestellten Regeln entspricht.

9. Juli.

Heute ist mir etwas Sonderbares begegnet.

Ich lese in Nr. 99 des Jahrganges 1845 des „Zuschauers“ unter der Rubrik „Der Brummer“: daß sich im Matzleinsdorfer Friedhof rechts vom Eingange ein sehr armseliger, elender Grabstein befinde mit der halbverwischten Inschrift:

Hier ruht
Ein rechtschaffener deutscher Mann
Ein eifriger Christ und treuer Gatte
Christoph Ritter von Gluck,
der erhabenen Tonkunst großer Meister.
Er starb am 15. November 1787.

Ferner also, „daß solche Armseligkeit für die Wiener nicht geziemend sei, da der große Meister etwas Besseres verdient, indem er es war, der die deutsche Musik ins Leben rief.“

Ich lief nun gleich in der Mittagshitze, den Manen Gluck's zuliebe, in den Matzleinsdorfer Gottesacker, um den „elenden“ Stein in Augenschein zu nehmen.

Ich laufe an der Mauer rechts vom Eingange auf und ab, übergehe natürlich die solideren Denkmäler und suche nach dem armseligen Grabstein. —

Vergebens! Mir brennt der Kopf im Sonnenstrahl; ich sehe mich genöthigt, nach Hause zu kehren. Da fällt zufällig mein Blick auf ein zwar einfaches, doch hübsches, neues Denkmal in Pyramidenform und darauf sticht „Ritter von Gluck“, mir in die Augen! Ich sah nun, daß man auf die Mahnung des „Brummers“[1] den armseligen Stein mit einem hübschen Denkmal vertauscht habe. — Es hat die Form einer Pyramide, von bläulichem Marmor; die obige Grabschrift hat man beibehalten, nur oben an der Spitze steht noch: „Gesetzt zur 132. Geburtsfeier 1846.“ — — Freute mich!

17. Juli.

Abends war ich so glücklich, mich ins Theater an der Wien verfügen zu können. — Es wurde nämlich gegeben: „Der Freischütz“ von C. M. v. Weber, in drei Akten.

Meine Erwartung war auf den höchsten Grad gespannt. C. M. v. Weber interessirte mich von jeher. — Die Ouverture herrlich. Das Stück begann, und ich bedauere sehr, daß ich im vierten Stock saß und von dem Gesungenen sehr wenig verstehen konnte. Zum Glück ist doch der Stoff der Oper ziemlich einfach, weshalb ich wenigstens die Hauptsache begriff. Die schönen Sachen in der Wolfsschlucht am Ende des zweiten

[1] Die Priorität der Aufforderung zur Wiederherstellung gebührt L. Norbert, der bereits April 1844 in Witthauer's „Wiener Zeitschrift“ die Anregung zu bez. Geldsammlungen gab. Vergl. L. A. Frankl's Sonntagsblätter, 1845, S. 815.

Aktes sah ich zum Glück ganz gut. Diese bestanden in Rauschen, Knistern, Blitzen, feurigen Fuhrwerken, Funken und Dampf. Der Jägerchor im 3. Akt, auf den ich mich so sehr gefreut, wurde elend vorgetragen. Diese Jägerbursche haben nicht einmal den Text memorirt und sangen in den Tag hinein.

Die Zeit der Krisis, d. h. der Entscheidung, wie mir ein Stück gefiel, tritt gewöhnlich bei mir erst den Tag darauf ein. Heute, den 18. Juli, wo ich dies schreibe, bin ich schon zu dem Resultate gekommen: Daß der „Freischütz" von C. M. v. Weber durchaus klassisch sei.

3. Aug.

Gestern war ich auf dem Währinger Friedhofe[1] und fand:

1. Links vom Eingange in der Mauer ein niedriger, einfacher Stein, mit folgender Inschrift, die mit goldenen Buchstaben an der Vorderseite des Denkmals steht:

Hier ruht in Gott
Frau
Caroline Pichler,[2]
geb. v. Greiner,
k. k. nö. Regierungsrathswitwe,
geb. den 7. September 1769,
gest. den 9. Juli 1843.
Gleich groß und verehrungswürdig
als Frau wie als Dichterin.
Friede ihrer Asche!
Von ihrer dankbaren Tochter
und ihren dankbaren drei Enkeln gesetzt.

[1] Unter den fünf Wiener Friedhöfen der damaligen Zeit — St. Marx, Matzleinsdorf, Hundsthurm, Schmelz und Währing — war der Währinger Friedhof der bedeutendste und größte. Man darf aber diesen allgemeinen Währinger Friedhof nicht verwechseln mit dem Währinger Dorffriedhofe, in dem u. a. Beethoven, Schubert, Alma von Goethe ihre (erste) Ruhestatt fanden. Gegenwärtig sind diese sämtlichen Wiener Friedhöfe, die von den Zeiten Kaiser Josef's bis in die siebziger Jahre unseres Säkulums belegt wurden, dem Untergange geweiht. Die Gemeindevertretung der Stadt Wien kennt keine Pietät gegen ihre gestorbenen Vorfahren.

[2] Die Dichterin des „Agathocles".

Dann in der Mitte ein sehr schöner, großer Stein mit einer goldenen Lyra:

Grabstätte
der
Familie Weigl:
Joseph Weigl,[1]
k. k. Vicehofkapellmeister,
geb. 28. März 1766, gest. 3. Feb. 1846.

* * *

In den mitgetheilten Tagebuchblättern taucht bereits mehrmals der Name Bruckner (Pruggner) auf.

Was Bruckner unserem Poeten gewesen, wollen wir u. a. im Folgenden hören.

---

[1] Der Komponist der „Schweizerfamilie".

Zweiter Abschnitt.

Regiswinda.

Die Phantasie hat ihre eignen Leiden . . .
Leopold Schefer.

Nachdem das Schuljahr der ersten Humanitätsklasse — August 1845 — zu Ende gegangen war, suchte unser Poet seine Lieben in der Waldheimath auf. Er kehrte vor allem in seinem Geburtsorte Kirchberg a. Walde bei Onkel Leopold ein — vergaß auch nicht auf Schweiggers, wo er bei seiner Base Caroline Koppensteiner freundliche Aufnahme fand, und besuchte auch das Stift Zwettl, wo ihm sein Gönner, P. Hugo, rührend-liebevoll entgegenkam. „Er erniedrigte sich fast zu meinem Bedienten," schreibt der Knabe an seine Eltern nach Wien.[1] . . . . In Kirchberg a. Walde

---

[1] Stift Zwettl, am 1. Sept. 1845.

Theuerste Eltern! Meine Reise vollendete ich glücklich; meine Aufnahme in Kirchberg war überraschend gut; aber über alle Maßen vortrefflich ward ich im Stifte aufgenommen. Ich bewohne mein eigenes Zimmer im Konvent und speise mit den hochwürdigen Herren Geistlichen. — Die erste Person, die ich traf, als ich ankam, war mein Schutzgeist — P. Hugo ist sein Name. — Selten kommt er von meiner Seite; er erniedrigt sich fast zu meinem Bedienten, trägt mir Wasser ins Lavoir und sorgt, daß mir ja nichts fehle. Heute führte

traf er mit einem um mehrere Jahre älteren Knaben zusammen, mit dem er bereits als Sängerknabe im Stifte Zwettl — einmal während der Ferien — Bekanntschaft gemacht hatte. Sein Name war Anton Bruckner. „Bruckner kam" — kündet uns am 11. September 45 das Tagebuch — »euge, euge — laetatus sum in his.« Er war, wie Hamerling, ein Sohn des Waldviertels, Kind armer Bauersleute zu Grafenschlag bei Zwettl, und studirte am Gymnasium zu Krems. In den Ferien pflegte er sich häufig im Stifte Zwettl einzufinden. Während des verflossenen Schuljahres hatten Beide eine rege Korrespondenz mit einander unterhalten, auch hatte Einer an den Andern öfters Gedichte[1] gerichtet, d. h. zur Beurtheilung geschickt. Nunmehr — in Kirchberg — festigten sie ihre Freund-

---

er mich zu seinen lieben Eltern; die hatten aufrichtige Freude; sie bewirtheten mich mit Birnen und Aepfeln, mit Trauben und zuletzt gar noch mit Krebsen. Auf Donnerstag bin ich feierlich eingeladen zu Mittag; vielleicht ist ein Familienfest; wahrhaft rührend ist's, wenn fremde Menschen so handeln.

Mein Schutzgeist wird künftiges Jahr nach Linz reisen.

Er schenkte mir gleich drei Zwanziger, ein Buch u. s. w. Uebrigens hatte ich plötzlich 4 Gulden C.-M. in der Tasche, ich wußte gar nicht, wie?

Meine „Märtyrer" sind nicht getadelt worden und das ist — genug!

Nun kommt's.

Liebes Mütterchen!

Der hochwürdige Herr P. Ambrosius läßt Ihnen hiermit eigens schreiben, daß Sie eingeladen sind auf den 21. Sept. (seine Sekundiz). Wenn es möglich ist, so kommen Sie. Er befahl mir eigens, Ihnen das zu schreiben. Das muß Sie freuen . . .

Ich verbleibe
Ihr dankbarster Sohn
R. J. B. Hammerling,
rhet.

[1] Von diesen — hauptsächlich gegen Ende der 1. Humanitätsklasse entstandenen — Gedichten unseres Poeten seien hier die nachfolgenden verzeichnet:

schaft — sie machten mitsammen Ausflüge in die Umgegend und fühlten sich eines Herzens und eines Sinnes. „Zwei poetisch gestimmte, poetisch veranlagte Knabenseelen mußten sich rasch zusammenfinden. Entscheidend

---

Das Ziel der Sehnsucht.

Als noch in der Kindheit gesegneten Jahren
Ein Dörfchen entfernt von der Städte Gefahren
Mich traulich umfing in beglückender Ruh',
Da lächelten selige Träume mir zu.

Doch als in der Brust mir erwachte das Streben,
Da trieb's mich hinaus in's geschäftige Leben
Hinweg aus der Heimath, so lieblich und traut;
Dorthin, wo man höher die Thürme gebaut.

Kaum, daß ich am Ziele des Sehnens gestanden
Die goldenen Träume dem Herzen entschwanden;
Da winkte der Pfad, den ich noch nicht betrat,
Es trieb mich das Sehnen zur lauteren Stadt.

Viel Tage und Monde sind seither entschwunden
Und noch hab' ich nicht, was ich suchte, gefunden,
Nun ist mir das Glück noch wie ehedem fern,
Nicht näher erglänzt mir sein magischer Stern.

Den Frieden erreicht nicht das irdische Streben,
Nur Träume von besseren künftigen Leben,
Vom süßeren Schlummer im ewigen Licht,
Die täuschen die hoffende Seele nicht.

*

Der Schutzgeist und der Sünder.

(Im Leichenacker um Mitternacht.)
Eine Phantasie.

Fühlst du die Todesschauer weh'n?
Hier wo vom blassen Mond bestrahlt
Die öden Leichensteine steh'n,
Und aus den Gräbern stumm und kalt
Des Todes blasse Schatten geh'n?
Fühlst du die Todesschauer weh'n?

aber kam dabei ohne Zweifel jene scheinbar grundlose Sympathie ins Spiel, welche oft auch Menschen, die nichts Gemeinsames haben, sich vielmehr so unähnlich als möglich sind, besonders in der Jugend für eine Reihe von Jahren aneinander kettet"[1] . . . Ende September kehrte Hamerling wieder nach Wien, nicht ohne daß vorher seine Muse die Sekundiz seines Großoheims zu verherrlichen versucht hätte[2]; aber auch Bruckner

Wie zu den Gräbern, nachtumgraut,
Selenens matter Strahl sich dehnt!
Siehst du der Nächte blasse Braut
Gespenstisch bleich am Firmament?
Hörst du wie banger Geisterlaut
Aus grauenvoller Tiefe stöhnt?

Hier wirst auch du dich heimisch seh'n,
Wirst nach des Tages Sonnenpracht
Aus dunklen Grüften trostlos fleh'n,
Wirst hier in banger Mitternacht
Auf öden Gräbern traurig geh'n —
Fühlst du die Todesschauer weh'n?

Das unserem Bande als Faksimile beigegebene, gleichfalls an Bruckner gerichtete Gedicht „Die Trösterin", stammt aber nicht aus dieser Zeit, sondern datirt vom Oktober 1845. Bemerkt sei, daß sich unser Poet auf diesem Gedichte als „Rup. J. B. Hammerling Rhet." unterfertigte. Ueber die Bedeutung dieses Beiworts siehe S. 127 unseres Buches.

[1] „Stationen" S. 81.

[2] Vergl. „Tagebuch meiner Heimathreise" vom 7. September. — — — P. Ambros Haßlinger starb einige Monate nach diesem Feste. Die bezügliche Notiz in Hamerling's Tagebuch mag hier Platz finden.

Sonntag, 12. April 1846.

Als ich zu Herrn Köfferlein kam, eröffnete man mir den Tod meines vielgeliebten Großonkels P. Ambros. Haßlinger im Stifte Zwettl, 75 Jahre alt. Er schlummerte am 5. April, 8 Uhr abends, nach langem Krankenlager ins bessere Leben hinüber und wurde am 8. begraben. —

Anfangs war mein Gemüth in einem seltsamen Zustande des Staunens oder vielmehr Erstarrens. Ich wollte Klavier spielen und konnte nicht begreifen, warum ich keinen Ton richtig anzuschlagen fähig sei. Ich empfahl mich daher; und erst zu Hause angelangt, ging meine Geisteserstarrung in eine

hatte sich entschlossen, nicht mehr ans Gymnasium nach Krems zurückzukehren, — — er übersiedelte, seiner

Art von stillem Wahnsinn über. Dieses ist der gewöhnliche Fall; mich, den höchst Reizbaren, ergreifen solche Auftritte mit furchtbarer Gewalt, umsovielmehr, da ich wohl bei freudigen und wehmüthigen, nie aber bei eigentlich schmerzlichen Empfindungen das Linderungsmittel der Thränen zu genießen fähig bin. Desto schneller aber sind solche Empfindungen wieder verraucht. —

Dichterisch hat unser Poet — August 1846 — die bez. Gefühle fixirt in einer Ode

Am Grabe meines Oheims Haßlinger.

Thräne, du stumme Sprache meiner Wehmuth
Freier ströme mir hier, denn dieser Stein ist's
Der des edlen Staub nun zu ewig langem
Schlummer umfriedet.

Selig entschlaf'ner Greis, sieh, leise betend
Sink' ich nieder an deiner Schlummerstätte;
Denkst, o denkst du mein noch im traurig-öden
Lande des Todes?

Horch! die Cypresse rauscht! Mein Herz wird ruhig.
Ja, ich hörete dich, du, Seliger sendest
Liebend mir Betrübtem auf Windesfittig
Grüße von oben.

Trauere nicht! So klingt mir's leis, doch lieblich,
Wohl gedenke ich dein und kann dich sehen,
Wenn auch längst mein sterbliches Aug' im stillen
Grabe vermodert.

Ueber den Sternen darf ich selig wohnen.
Warum blickst auf das öde Grab du nieder?
Denkst du mein, so hebe die Blicke lieber
Auf zu den Sternen.

Freundlicher Geistergruß, du machst mich ruhig,
Mich umwehet ein heilig stiller Friede.
Fänd' ich bald dich, Seligen, in den schönen
Auen der Heimath.

Schliefe mein Sterbliches mit allen Sorgen,
Allen Mühen des Lebens, allem Grame
Schon im Schoß der Erde, o Greis, wie deines
Unten so ruhig!

Freundschaft willen nach Wien,[1] daselbst seine Studien zu vollenden. Nun hatte unser Poet einen täglichen Genossen gefunden. Beide arm, beide poetisch veranlagt — gingen sie Hand in Hand den Dornenpfad einer freudlosen Jugend. Beide fühlten sich bald heftig von litterarischem Thatendurst gequält. Um ihn vorläufig wenigstens einigermaßen zu stillen, kamen sie überein, ein kleines Werk in Briefen „Ueber die Glückseligkeit“ zu schreiben — ein Werkchen, dessen Ausführung aber schon leider im Keime vereitelt ward, da Hamerling gleich auf seinen ersten Brief von Bruckner keine Antwort erhielt: — „es war dies am Ende auch ein Thema, über welches wir Beide aus Erfahrung wenig zu sagen wußten.“[2] Sie gaben also den Glückseligkeits-Briefwechsel auf und beschlossen dafür, am Gymnasium gemeinsam eine geschriebene Zeitschrift herauszugeben —; sie gewannen ihren Kollegen Wiesner, der an ihren Bestrebungen lebhaften Antheil nahm, für den Gedanken — — und — die Idee fand

[1] Einige Wochen vorher war Bruckner bereits zu Fuß nach Wien gewandert, sich eine Dachkammer für die Studienmonate vorzubestellen. Hamerling hat seinen Freund bei dieser Gelegenheit seinen Eltern in folgendem Schreiben empfohlen: „Theuerste Eltern! Es war mir eine sehr erwünschte Gelegenheit, Ihnen, theuerste Eltern, hiermit einen Brief übersenden zu können. Haben Sie die Güte und behalten Sie den Ueberbringer dieses Briefes, der einer meiner Mitschüler und mein Freund und auch zugleich ein junger Dichter ist, auf zwei Tage, die er sich in Wien aufhalten will, bei sich, das heißt, lassen Sie ihn bei sich essen und verschaffen Sie ihm ein Nachtlager. Ich bitte Sie, sehen Sie ihn doch so an, als wenn ich es selbst wäre, denn ich habe ihn sehr lieb. Ich glaube, daß Sie diese meine Bitte, wie gewöhnlich, mit geneigtem Herzen erfüllen werden; er verdient es auch, daß Sie ihm bei seiner Reise behülflich sind, indem er zwar ein unbemittelter, aber fleißiger Student ist . . .“

[2] „Stationen“ S. 88.

gegen Ende des Schuljahres ihre Verwirklichung. Mit anfänglich vier Abonnenten — dem Redakteur Wiesner, der ‚honoris causa' seinen Namen dem Unternehmen lieh, dessen Papa, dessen Mama und einem Mitschüler — ward am 11. Mai 1846 das erste Blatt der Wochenschrift „Aurora" ausgegeben. Bruckner und Hamerling — Letzterer unter dem Pseudonym Jacobus Schnellpfeffer — lieferten die Beiträge und hatten auch die Abschriften der nöthigen Nummern zu besorgen. Für diese Mühewaltung erhielten sie den ganzen Ertrag des Blattes, dessen Pränumerationspreis monatlich zwanzig Kreuzer Conventions-Münze betrug. Nach der dritten Nummer überraschte P. Berthold, der durch einen unglücklichen Zufall das erste Blatt erhascht hatte, trotz seiner Güte und Nachsicht,[1] den Redakteur und

[1] Die nachfolgenden Tagebuchnotizen werden uns nicht bloß die Thatsächlichkeit jener Eigenschaften beweisen, sondern auch, daß wir S. 130 unseres Buches Recht hatten, als wir von besonderem Wohlwollen P. Berthold's gegen unseren Dichter sprachen.

22. April 1845.

Vormittag examinirte mich der hochwürdige Herr Professor aus der Geographie. Ich war nicht vorbereitet, quia (fatendum est enim) non credidi, me posse interrogari, cum examinabar paullo ante; — sed spes me fefellit; tertiae adscribi classi meruissem; tantum in modum ignaviae indulseram; Dom. rever. Prof. re cognita me »an didicerim?« interrogat. Nego. Benignissimus nunc »se indulgere mihi velle«, dixit, »quia antea tale quidquam nunquam acciderit«. Pepercit mihi immerenti. Sed aliis temporibus monitum sit!

18. Mai.

Ich kam zur Exhorte etwas zu spät; ging deshalb nach derselben zum Herrn Professor. Er sagte zu mir:

„Nun, was bringen Sie mir, lieber Hammerling?"

Ich brachte meine Sache vor.

HH. Professor. „Nun ja, gehen Sie um eine Viertelstunde eher fort und lernen Sie auch fleißig; ich habe Sie jetzt schon einige Male unvorbereitet

die Mitarbeiter durch die Nachricht, die Zeitschrift habe zu erscheinen aufzuhören, nachdem in der Schule cirkulirende periodische Blätter verboten seien. Rasch aber war Rath gefunden — die Zeitschrift erschien fort, aber ohne Titel und brachte es bis auf elf Nummern: — mit großem Behagen verzeichnet das Tagebuch den Inhalt der einzelnen Blätter.

11. Mai.

Heute ist das erste Blatt der Zeitschrift „Aurora“ erschienen. Diese wird von unserem Kollegen Joseph Wiesner redigirt, erscheint wöchentlich einmal; monatlich wird mit 20 Kr. C.-Mze. pränumerirt; ich und Pruggner liefern dazu die Beiträge und erhalten dafür den Reinertrag des Ganzen. Bisher hat pränumerirt: 1. Der Redakteur selbst (!); 2. sein Herr Papa; 3. seine Frau Mama; 4. ein Student. Das erste Blatt unserer „Aurora“ enthält: 1. Prolog der Redaktion; 2. „Bundeslied“ (von mir):

An Cynthius.

Hier an deinem Altar stehen, — Cynthius, wir, Hand in Hand,
Höre gütig, was wir flehen, — segne das geknüpfte Band,
Segne die geweihte Stunde, — da die Freundschaft uns umschlang,
Uns vereint zum Bruderbunde, — uns vereinigt im Gesang.

---

gefunden. Wenn Sie eine Entschuldigung haben, warum bringen Sie dieselbe nicht vor der Schule vor? Und wenn Sie einen Anstand haben, warum kommen Sie denn nicht? Sie wissen ja, daß ich mir ein Vergnügen daraus mache, Ihnen behülflich zu sein. Lernen Sie fleißig; Sie können einmal was Tüchtiges leisten; lernen Sie also nicht für die Schule, lernen Sie fürs Leben. — Nun sehen Sie, daß Sie recht gesund werden. Schonen Sie sich soviel als möglich im Gehen; gehen Sie lieber um eine Viertelstunde früher fort, so werden Sie nicht zu laufen brauchen. Dissolviren Sie sich nicht. Adieu, mein Alter!“

Also sagte er — — —

Uns're glüh'nden Blicke hangen — an der herrlichen Gestalt:
Von der Jugend Kranz umfangen, — von der Locken Gold
umwallt,
Strahlst du mit verklärten Mienen — ewig jung und schön
und hehr
In dem Kreis der Pierinnen, — wie der Mond im Sternen-
meer.
In der Roheit wilden Tiefen — lag das menschliche Ge-
schlecht,
Seine schönsten Kräfte schliefen — und die Stärke galt für
Recht,
Ungezähmte, wilde Scharen — streiften durch die weite Flur,
Unstät, rauh und unerfahren, — rohe Kinder der Natur.
Lenze kamen und verblühten — ohne Lieder, ohne Lust,
Keine schönen Triebe glühten — damals unter rauher Brust.
Sieh', da tönt bei Sternenscheine — deiner Lyra ernster Klang,
Aus dem nächtlich dunklen Haine — scholl der heilige Gesang,
Und der Pierinnen Lieder — klangen durch die stumme Flur,
Schallten süß vom Parnaß nieder, — feiernd lauschte die Natur,
Und die Sterblichen entraffen — sich erstaunt dem wilden
Krieg
Grauenvoller Todeswaffen — schreckliches Getöse schwieg.
Alles nahte sich und lauschte — dem erhebenden Gesang,
Der aus deiner Lyra rauschte — und wie Sphärenhymne
klang;
Deine Zaubertöne riefen — ungeahnte Triebe wach,
Die im tiefsten Herzen schliefen, — bis des Eises Rinde brach.
Auf des Liedes süße Wogen — kamen damals unbewußt
Himmelsgötter eingezogen — in des Menschen rauhe Brust.
Dieses waren deine Gaben, — Gott der Lieder, Cynthius;
Was wir Edles — Schönes haben, — blüht' durch deinen
Weihekuß.
Wir nun, die wir uns den Musen — als getreue Freunde weih'n,
Diesen Gott in unser'm Busen — dürfen wir nicht muthlos
sein:
Hohes sei das Ziel des Strebens, — Hohes werde nur geehrt;

Nied'res ist nicht dieses Lebens, — nicht des edlen Geistes werth. —
Und Aurora, Dämmerungen — nennen wir den frohen Bund,
Und wir geben treu umschlungen — Hoffnung künft'ger Tage kund.
Sei dies Morgenroth an Reine — dem gleich, das am Himmel glüht,
Wo der Kenner Wiederscheine — noch umhüllter Sonnen sieht.

28. Mai.

Das dritte Blatt der „Aurora" enthält: . . . . 3. „Die Geschwister" von mir . . . (mein erster Versuch einer Ballade, mein bestes, ja, mein erstes Gedicht) . . :

Zum sterbenden Bruder mit trübem Sinn
Tritt die Schwester, die liebende, bange,
Sanft beuget die Treue sich über ihn
Und küßt die verbleichende Wange.
Das Schwesterherz durchwühlt der Gram,
Der Tod, ach, der nichts verschonende, kam,
Zu trennen die treuen Geschwister.

Der Bruder erhebet den trüben Blick
Mit schwachem Gelispel zur Lieben:
Beweine nicht, Schwester, dies Mißgeschick,
Wir sehen ja wieder uns drüben.
Ein's bitt' ich — nah' dem Tode schon, —
Du sing'st so lieblich zum Harfenton,
O lass' mich noch einmal es hören.

Die Schwester erfaßt ein unendlicher Gram,
Als trüge den Tod sie im Herzen.
Die Harfe traurig zur Hand sie nahm,
Doch die Zunge verstummte vor Schmerzen.

Und leis' beginnt der Harfenklang,
Wie mitternächtiger Grabgesang,
Wie Aeolstöne voll Wehmuth.

Da entschlummert der Bruder bei Harfenklang,
Schon sieht er Elysium winken.
Nun tönet auch leiser der Grabgesang,
Die Hände der Schwester sinken.
Ihr Auge schließt sie dem Bruder gleich,
Ihr Antlitz senkt sie, so still, so bleich,
Und leise verrauschen die Saiten.

29. Mai.

Herr Professor eröffnete uns in der Schule, daß unsere Zeitschrift „Aurora", von welcher er, man weiß nicht wie, den ersten Bogen erhascht hat, aufhören müsse, da periodische Blätter, die geschrieben cirkuliren, verboten sind.

15. Juni.

Unsere „Aurora" wird (doch ohne Titel!) fortgesetzt.

3. Juli.

Das 5. Blatt der „Aurora" enhält: . . . . 2. „Elegie auf dem Schlachtfelde von Aspern", von mir[1] . . :

Geweihter Boden mit bethränten Blicken,
Grüßt dich mein Aug' mit Lust zugleich und Trauer;
Die gold'ne Sonn' ist längst hinabgesunken,
Und mich umweh'n des Abends leise Schauer.

[1] Diese Elegie war eines jener Gedichte, die unser Poet als deutsches Schulpensum lieferte; sie wurde von P. Berthold als beste Leistung der Klasse vom Katheder den Schülern diktirt. Ein zweites Gedicht, dem gleichfalls diese Ehre widerfuhr, hat sich im Nachlasse gefunden; es ward aber schon November 1844 verfaßt und ist eine einfache, doch recht flott gereimte Fabel; sie lautet:

Der junge Fuchs.

Ein junger Fuchs, noch unerfahren,
Begann zum Vater, der an Jahren
Ihn wie an Klugheit übertraf:
„Schon längst sind meine Sehnen schlaff,

Was rauscht um mich? Ich sehe mit Entzücken
Ersteh'n die Heldenschar, die feuertrunken
Für Freiheit hingesunken! —
Heroen, für das Vaterland gefallen.

Es ziemt sich für mein junges Leben
Die träge Ruh' doch wohl nicht gut,
Vielmehr in meinen besten Tagen
Sollt' ich an manchen Strauß mich wagen,
Dazu fehlt nicht Gelegenheit.
In jenem Hof, von hier nicht weit,
Ist manches schöne Huhn zu jagen.
Es lockte mich schon lange Zeit,
Den edlen Thatendurst zu stillen
Und meinen heißen Muth zu kühlen."
„Das laß," fiel ihm der Vater ein,
„Mein Lieber, noch für diesmal sein.
Ich kenne jenes Bauerngut.
Ein kluger Fuchs von meinen Jahren
Hat manches in der Welt erfahren.
Ich sage dir, schon mehr als einer
Fand schlechten Lohn für seinen Muth;
Und wohlerhalten kehrte keiner
Zurück von jenem Bauerngut.
Der hatte wohl vom Glück zu sagen,
Der noch mit heiler Haut entrann;
Zwar in den allerersten Tagen
Schlug manchem dieses Wagniß an;
Jetzt lauert dort ein böser Mann,
Seitdem ist nichts mehr zu erjagen."
„Was ich auch selbst bezeugen kann,"
Fiel hier der Storch ins Wort; „der Bauer
Steht immerdar dort auf der Lauer;
Mein junger Fuchs! ich warne dich!
Schon oft bestohlen — hat er sich,
Da jüngst er die Geduld verloren,
Zu aller Füchse Tod verschworen.
Ich selbst vernahm das arge Wort.
Drum laß bei Zeiten dich nun warnen,
Sonst wird er sicher dich umgarnen,
Und seiner aufgereizten Wuth
Entrinnst du nicht mit schnellen Füßen:
Du mußt mit deinem eig'nen Blut
Das allzu kühne Wagniß büßen."

Ihr habt des Sieges Palmen kühn errungen;
Vom Ruhmeslorbeer stolz die Stirn umschlungen,
Zogt ein ihr in Walhallas Wonnehallen.
Aus eurem Blut, das kämpfend ihr vergossen,
Muß euch ein ewiggrüner Lorbeer sprossen.

Du deutsches Volk, sahst Siegspaniere wehen,
Sahst deine Throne minder drohend wanken,
Sah'st feig den übermüth'gen Feind entweichen,
Als diese Helden siegbegeistert sanken.
Du bautest deine prangenden Trophäen,

Dies schreckt auf einen Augenblick
Des Fuchses kühnen Muth zurück
Und er gelobt mit heißen Schwüren,
Das Wagestück nicht auszuführen.
Nur an des klugen Vaters Seite
Ging er bisweilen aus nach Beute.
Er dachte kaum noch mehr daran,
Was er so gerne jüngst gethan;
Besorgniß für das eig'ne Leben
Verleideten das kühne Streben.
Doch als nach mancher großen That
Sein Mentor, alt und lebenssatt,
Vom Tode ward hinweggerafft
Und nun allein und ungestraft
Der junge Fuchs nach Hühnern spürte,
Da ward durch die Gelegenheit
Geweckt die schlummernde Begierde.
Einst wagt er zu geleg'ner Zeit,
Da Alle tief entschlafen lagen,
Den Strauß; er naht mit leisem Tritt
Voll Selbstvertrau'n dem Hühneraalle.
Schon naht er sich, nur noch ein Schritt,
Doch plötzlich kracht's mit einem Male,
Und Junker Schlau lag in der Falle.

Nach deines Herzens blindem Trieb
Vollführe keinen deiner Thaten.
Und ist dein eig'nes Heil dir lieb,
Beachte, was dir Klüg're rathen.

Die an des Himmels Sternenmeere reichen,
Auf diese Heldenleichen. —
D'rum ehre sie und laß noch dankbar ihnen
(Als stummen Nachruf im vereinten Chore
Bis an des Todtenreiches dunkle Thore)
Des Angedenkens warme Thränen rinnen,
Des Volks Gedächtniß, wie des Sängers Lieder
Giebt Leben ja dem todten Helden wieder.

Das 9. Blatt von der „Aurora" enthält: 1. „Ode an das Vaterland" von mir[1] . . . :

Heil, Germania, dir, heil dir, mein Vaterland,
Heil dem Volke, das dich, heimische Flur, umwohnt.
Heil auch mir, daß ich deinen Sohn
Froh im Liede mich nennen darf!

---

[1] Hamerling verfaßte dieses Gedicht am 30. Oktober 1845. „Ich fühlte mich" — heißt's in den „Stationen" (S. 105) — „früh von nationaler Begeisterung durchglüht und huldigte einer edlen Auffassung des Deutschthums!" Obige „Ode an das Vaterland" bildet einen Kommentar zu diesem Satze. Und bereits Mai 1846 beschäftigte unseren Dichter der Plan zu einem nationalen Drama „Hermann".

24. Mai.

Ich will diese Ferien folgende Bücher studiren: 1. Shakespeare; 2. Cornelius Tacitus; 3. Cäsar; 4. Velleius Paterculus. Vielleicht gelingt es mir, die Hauptideen zum „Hermann" noch dieses Jahr zu sammeln.

Dieser „Hermann"plan hielt unsern Dichter viele Monate lang in Bann — doch gehört die Darstellung hiervon nicht mehr in das Bereich des ersten Bandes unserer Biographie. — — Aber etwas anderes wollen wir hier erwähnen. Bedeutungsvoll fällt die Entfaltung von Hamerling's nationalem Empfinden in die Zeit seines Schottengymnasial-Besuches: allezeit waren und sind noch heute die Wiener Schottenmönche national fühlende Männer — vorab die Gymnasialprofessoren, die es verstehen, dem jungen Manne klar zu machen, was es heißt und welches Glück es ist, ein Deutscher zu sein. Als vor einigen Jahren in Wien ein Denkmal des Babenbergers Heinrich II. durch das Schottenstift, dessen Gründer der Herzog gewesen, errichtet worden ist, hat ein Anonymus in einer Wiener Monatsschrift („Der Kyffhäuser", VII. Jahrgang, S. 149) ein Gedicht veröffentlicht und mit der letzten Strophe desselben den Schottenmönchen nicht übertrieben gehuldigt:

Nimmer tausch' ich um euch, Schatten von Eichenlaub,
Alle Schätze Perus, Berge voll Edelstein,
Latiums oder Hesperiens
Segensprossendes Lustgefild.
Du bist lieblicher mir, schweigender Eichenhain,
Wo der Grazien Chor ernstere Tänze schlingt,
Wo im herrlichen Schattenthal
Friede schlummert und süße Ruh.
Wo der heilige Chor Musen von Helikons
Höh'n, aus Graecia's Schutt und den Ruinen Roms
Traurig irrend und heimathlos
Eine ewige Freistatt fand.
Wo ein Volk sich erhebt, kühn wie einst Romas Volk,
Edel, tapfer und frei, schöneren Künsten hold,
In den Tiefen der Wissenschaft
Wie durch schimmernde Thaten groß,
Das, ein königlich Volk, herrlich wie keines mehr,
Durch stets schaffende Kraft, wie durch Streben des Geist's
An die Stirne der Ewigkeit
Seinen herrlichen Namen schreibt

— — — — — — — — — — — — —

. . . Herr Herzog Heinrich von Babenberg, des deutschen Reichs Vasall,
Gott schenke uns Fürsten, die jenem gleich, noch viele an der Zahl,
Wir wollen auch beten, der Dränger sind viel, der Herr mög' uns Gnade verleih'n
Und gönnen Wiens Deutschthum ein letztes Asyl dort bei den Schotten am Stein.

Und wie der Hort eines echten, edlen, seine Bethätigung nicht im Hasse gegen andere Völker suchenden Deutschthums ist das Wiener Schottenstift auch der Hort wahren, mit katholischem Priesterthum recht wohl vereinbaren Fortschritts. So standen im Jahre 1848 die Schotten keineswegs unter den Rückwärtsern. Wenig bekannt ist wohl folgende Episode. Am 8. November 1848 ist bekanntlich Robert Blum zum Tode verurtheilt worden — am nächsten Tag darauf haben ihn drei Flintenkugeln in der Brigittenau in den Sand gestreckt — — gemordet. Zum Tode vorbereitet hat Blum der damalige Prior des Schottenstiftes Pater Edmund Götz. Aber es ist in jener ernsten Stunde zwischen den beiden Männern nicht bloß von geistlichen Dingen die Rede gewesen. „Der Pater war der Träger der letzten Möglichkeit einer Rettung

Das 10. Blatt enthält . . . . . 2. „Lyra“, Ballade von mir[1] . . . .

Blum's . . . Als nämlich die politischen Freunde Blum's in Frankfurt von seiner Verhaftung hörten, was etwa den 6. der Fall war, erklärte Karl Vogt mit seinem richtigen realistischen Instinkte den vertrautesten Parteigenossen rund heraus, daß er Blum für verloren halte, wenn derselbe nicht in den Besitz einer Summe Geldes gesetzt werde, die den muthmaßlichen Durchschnittspreis der Ehrlichkeit seiner Wächter erreiche. Wenige Stunden darauf stand Karl Vogt an der Spitze einer kleinen Deputation vor Rothschild und bat ihn, gegen gute Prozente die Summe von etwa 3000 Gulden in Robert Blum's Hände nach Wien gelangen zu lassen. Der alte Rothschild schüttelte den Kopf und fand das Ding bedenklich. War er doch österreichischer Freiherr! Der jüngere aber fand die Prozente des Wagnisses werth und sagte zu. Während die Quittung ausgeschrieben wurde, blieb Vogt allein zurück und bat um Auskunft, auf welchem Wege denn das Geld an den gefangenen Blum besorgt werden solle. Der Börsenkönig wollte lange nicht heraus mit der Sprache. Endlich sagte er, wie Karl Vogt mir persönlich mittheilte, flüsternd: „Durch den Prior des Schottenklosters in Wien.“ Allein auch diese Hülfe kam nun zu spät. Wer hätte es gewagt, für den zehnfachen Preis dem Fürsten Windischgrätz eine Beute zu entreißen, die man sich in Hetzendorf nun keinesfalls mehr hätte entgehen lassen! Blum begriff dies rasch. Das Geld ist bald nach seinem Tode zurück nach Frankfurt gelangt und zu den Sammlungen für die Witwe und Waisen Blum's gezogen worden.“ (Vergl. „Aus Robert Blum's Leben“ von Hans Blum in der „Gartenlaube“ 1878, S. 746.) — Wir können diesem Berichte noch hinzufügen, daß Pater Götz wenige Tage nach Blum's Tode eine Schrift druckfertig verfaßt hatte über Robert Blum's letzte Stunden; allein der Schottenabt hat seinem Prior, wahrscheinlich damit sein Haus mit der damaligen Regierung schließlich nicht ganz und gar in Konflikt komme, von der Veröffentlichung dieser hochinteressanten Broschüre abgerathen. Das Manuskript aber wird in der Schottenbibliothek noch heute aufbewahrt.

[1] „27. Mai 1845. Heute nachmittags kam mir die Idee zu meiner zweiten Ballade, „Die Lyra“ betitelt. Ich dichtete sie, — von etwa sechs Personen, die sich laut lachend unterhielten, umgeben. Ich war von süßer Begeisterung durchströmt, wie noch nie. Gleich lief ich zu Pruggner und zeigte ihm die Arbeit. Er wollte es nicht glauben, daß ich der Verfasser sei. Ich freute mich anfangs außerordentlich; aber dann schwand dieses Entzücken allmählich zur Betrübniß herab. Denn dieses beste aller meiner bisherigen Gedichte ist wahrscheinlich nur ein Produkt meines gereizten Nerven- und Gemüthszustandes. Ich weiß es, ich würde, wenn ich nicht jetzt einige Monate aussetzte zu dichten, zuerst im höchsten Grade sentimental, sonach wahnsinnig werden. Ich würde dann auch gezwungen sein, meiner Lyra in den Strom nachzuspringen, d. h. ich stürbe vor Betrübniß.“

Nieder war die Nacht gesunken, und am blauen Himmelsbogen
Waren schimmerreiche Sterne still und ernst heraufgezogen.
Aus des Stromes dunklen Tiefen rauscht die Woge leis' und schaurig,
Und am öden Felsenufer ruht ein Sänger still und traurig.
Aufwärts blickt er zu den Sternen und dann blickt er sinnend wieder,
Leis' durchbebt von trübem Ahnen, in die schwarzen Fluthen nieder.
Hah! — nun strahlt sein Blick begeistert — er ergreift die theure Leyer,
In die Saiten stürmt er schnelle — ihn durchflammt ein heilig Feuer,
Und zum süßen Lyraklange wird der Wehmuth bange Thräne;
Durch die stille Nacht erklingen unbelauschte ernste Töne.
Leiser Lüfte säuselnd Wehen scheint die Lieder zu begleiten.
Sympathetisch rauscht die Woge in den Klang der Lyrasaiten,
Aber wie der Fluth entstiegen, nahen sich des Unglücks Geister,
Eh' von Sängerlust beseligt es noch ahnt der Töne Meister.
Ihm entfällt die theure Lyra — in des Stromes dunkle Wogen
Hat sie feindlich schnell des Schicksals Geisterhand hinabgezogen.
Weh — es starrt des Sängers Antlitz — überbleich im Mondenschimmer,
Nach der Harfe zückt die Rechte — doch die Woge giebt sie nimmer!
Ach, nun hat die gold'ne Lyra ihm auf ewig ausgeklungen,
Wortlos blickt er in die Wogen, die sein höchstes Glück verschlungen.
Ohne dieses ist die Welt ihm nur ein Reich voll Kerkerhallen,
Und sein bangend Herz verginge in der Sehnsucht stillen Qualen.
Wallen muß er nach der Leyer — in die Fluthen stürzt er nieder
Und vermählt in Stromestiefen sich mit der Geliebten wieder.
Todt, ja todt! — doch täglich, wenn der Sterne Heer heraufgezogen,
Rauschen leise süße Töne aus des Stromes dunklen Wogen....

So war denn unserem Dichter durch die „Aurora“[1] zum ersten Male die Möglichkeit geboten, der Mitwelt, wenn auch nur vorläufig einem beschränkten Theile derselben, seine litterarischen Arbeiten zu offenbaren. Desgleichen auch Bruckner. Ihnen beiden schwebte ja als

[1] Noch eine Anzahl von Gedichten, zwar nicht „veröffentlicht“ in der „Aurora“, aber verfaßt im Laufe der letzten Monate der zweiten Humanitätsklasse, liegen im Nachlasse vor. Aus ihnen seien hervorgehoben:

Auf eine flüchtige Erscheinung.
Auf dem Wasserglacis.

Ja, ich sah sie, ja, ich sah sie,
Sah sie prangen, sah sie blüh'n;
Sah den Rosenmund sich öffnen,
Sah das Feuerauge glüh'n.

Und ich weiß, ich soll sie nimmer
Schau'n, die Graziengestalt,
Die der Anmuth Rosenschimmer
Wie ein Morgenroth umwallt.

Bald entfärbt sich ihr die Wange
Und das Flammenauge bricht.
Wild verzerrt und todesbange
Starrt das holde Angesicht.

Nein, ich mag dich nimmer schauen,
O Gestalt voll Jugendpracht,
Bald erweckst du banges Grauen,
Wie ein Truggespenst der Nacht.

Ach! dein Grab wird sich bemoosen,
Einsam und verlassen steh'n;
Statt dem Dufte holder Rosen
Moderluft darüber weh'n.

*

Sängers Rechtfertigung.

Dem nimmer sich freuenden Genius,
Der meiner still klingenden Leier
Ertheilte den ersten Weihekuß
Zu des Guten ernsterer Feier: —

das höchste zu erstrebende Ziel der Ruhm der Poesie vor. Getrieben von diesem Ehrgeize, stifteten sie auch unter sich eine Art Bruderbund und nannten sich nach dem Heiligen des Tages, an dem er geschlossen ward, die Heracliusbrüder.

„Erstes Heracliusfest“ — berichtet das Tagebuch unterm 11. März 1846:

Abends nach dem Kollegium begaben wir uns in das Gasthaus der Frau Knollmeyer am Eck der Fleischmanngasse 1

Dem ward keine Gattin lieb und traut
Von des Schicksals Walten vereinet,
O, dem ward eine blasse Braut,
Die stets nur klaget und weinet.

Es trifft dieses düstere Schmerzenskind
Der Abendstern wie Aurore
Stets nur, wie es traurig sitzt und sinnt
Im schwarzen Trauerflore.
D'rum klingt auch aus meiner Leier schon
(Gestimmt zu des Ewigen Preise)
Manch' traurig ernster Klageton
Und manche düstere Weise.

Ja, daß meine Lieder nicht froh und traut
Erklingen zum Preise des Schönen,
Daran ist sie schuld, die blasse Braut,
Sie läßt sie so traurig ertönen.
Doch, daß sie verhind're des Liedes Schwung,
Das bittet sie ab euch in Demuth;
Sie nennt ihre Mutter: Erinnerung,
Sich selber nennet sie: Wehmuth!

*

Stammbuchblätter.

1.

Gleichwie der Blumen Königin, die Rose,
Der wir vor allen andern uns erfreuen,
Hervorkeimt aus dem dunklen Erdenschoße,
Die schönste Zier dem Lenze zu verleihen,

und ließen uns dort eine Maß Bier und zwei lange Kipfel geben. Nachdem Jeder ein Seitel getrunken und ein Kipfel gegessen, gingen wir in Bruckner's Wohnung, wo schon zwei Leuchter, zwei Sessel, die Kontrakte und die Heracliusfedern bereit lagen. Wir gaben uns die Hände, stammelten, vom hinabgestürzten Biere entflammt, enthusiastische Freundschaftsversicherungen, setzten uns und unterschrieben. — — Dann kehrten wir ins Gasthaus zurück, tranken die zweite Hälfte des Bieres, aßen noch drei Bretzen und entfernten uns. Bruckner begleitete mich nach Hause. Wir waren entflammt und trennten uns in herrlicher Stimmung.

Das bezügliche Schriftstück, die Heracliusurkunde — ein interessantes Denkmal jugendlich-feurigen Enthusiasmus' —, hat folgenden Wortlaut:

So strahlt die Anmuth auf zum schönen Lose,
Der Freude Düfte ringsum auszustreuen.
Doch weiblich zarter Sinn und stille Tugend
Macht sie erblüh'n in ewig frischer Jugend.

2.

Lächelnd hold und lieblich wie Aurore
In der Jugend Morgensonnenschein,
Blickst du durch der Hoffnung gold'ne Thore
In der Freude schönen Zauberhain.
Bald, o bald magst du dahin gelangen,
Jeder Wonne Kranz sei dir gewiß.
Lange, lange soll dir segnend prangen,
Ewig hold dein Erdenparadies.

Die verkehrte Welt.

Ungerecht ist die Welt! Sie läßt ihre Weisen verhungern,
Aber auf Kosten des Staats füttert die Narren sie todt.

Kontrakt.

Einen Wunsch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn:
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgeh'n;
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.

Goethe.

Die Unterzeichneten, da sie Beide als Freunde sympathisch nach einem hohen Ziele streben, von dem gemeinschaftlichen Wunsche beseelt, das Lob der Nachwelt zu erringen, und es mehr als alles fürchten, ruhm- und spurlos in das Dunkel des Todes und der Vergessenheit hinabzusinken, von einem frühzeitigen Tode jedoch für ihre Wünsche und Pläne das Meiste befürchten zu müssen glaubten, haben, um die böse Wirkung einer so traurigen Störung nach Kräften zu mindern, folgendes bei dem Genius ihrer Freundschaft sich zugeschworen am Tage des heil. Heraclius, den 11. März 1846:

Wenn Einer von ihnen im Jugendalter mit Tod abginge, ohne bevor seinen Ruhm fest gegründet zu haben, so ist der Hinterbliebene verpflichtet, den litterarischen Nachlaß des verblichenen Freundes samt einer Biographie desselben mit seinen eigenen Schriften ans Licht zu fördern, ihn würdig zu feiern, auf jede Weise zu streben, den Ruhm des Bruders mit dem eigenen zu vereinigen und der Nachwelt ans Herz zu legen, daß sie dieses Bündniß ehre und fortwährend in allen späteren Auflagen die Erzeugnisse beider Freunde vereinigt bestehen lasse, wenn sie längst schon in besseren Regionen sich wiedergefunden.

Sie haben zu diesem Behufe sich außerdem zu folgenden Punkten vereinigt:

1. Es ist Jeder verpflichtet, dem Freunde eine gedrängte Skizze seines Lebens schriftlich mitzutheilen, um ihm die Data zum Lebensabrisse zu liefern.

2. Es hat der Hinterbliebene das vollste Eigenthumsrecht über die Papiere des Verblichenen, ausgenommen, wenn

dieser mit einigen derselben eine besondere Verfügung vor seinem Tode getroffen haben sollte.

Wenn die Eltern, Verwandten oder sonst Jemand, dessen Wille nicht zu umgehen ist, den litterarischen Verlaß des Verblichenen ausdrücklich und dringend verlangten, so hat der Hinterbliebene nach Beschaffenheit der Umstände diesen Bitten Gehör zu geben und die Papiere nach genommener Abschrift zurückzustellen, doch nur dann, wenn er dafür halten kann, daß sie in die besten Hände gekommen sind. Wenn von einem Werke, Gedichte u. s. w. sich Duplikate vorfinden, so hat der Hinterbliebene nur ein Exemplar für sich zu nehmen und das Uebrige den Eltern, Verwandten u. s. w., wenn sie es wünschen, zur beliebigen Verfügung zu überlassen.

3. Die Kontrahenten geloben, zum Andenken des Tages, an dem dieser Kontrakt geschlossen wurde, nämlich am Tage des heiligen Heraclius, sich mit dem gemeinschaftlichen Namen „Heraclius-Bruder" zu benennen. Jedes Jahr soll überdies an diesem Tage gegenwärtiger Kontrakt aufs neue abgeschrieben und die neue Abschrift mit den Exemplaren der vorigen Jahre aufbewahrt werden, wenn Keiner der Kontrahenten zurücktritt, was jährlich an diesem Tage gestattet sein soll. Es haben die kontrahirenden Freunde an diesem Tage die Exemplare der vorigen Kontrakte vorzuweisen; sie werden jeden etwaigen Groll vergessen, den Bund der Freundschaft erneuern und übrigens diesen Tag jährlich als ein frohes, heiliges Fest feiern, mit einem Herzen voll unvertilgbarer Liebe, Treue und Sympathie.

Wien, am Gedächtnißtage des heiligen Heraclius, den 11. März 1846 (eintausend achthundert vierzig und sechs).

Anton Adalbert Pruggner,
Heraclius-Bruder.
Rupert Johann Hammerling,
Heraclius-Bruder.

In Erwägung, daß die größten aus den Poeten, welche die Beiden damals kannten, zwei Taufnamen

hatten, und da sie nicht daran zweifelten, daß sie mit einem Vornamen nichts rechtes werden könnten, fügten sie ihren Taufnamen eine Zeit lang die ihrer Firmpathen bei, also: Anton Adalbert und Rupert Johann Baptist. Auch schrieb Bruckner, um seinem Namen nach außen etwas Originalität zu geben, eine Zeit lang: Pruggner auch (Bruggner). Und auch der Rupert Johann Baptist Hammerling nahm beiläufig um diese Zeit eine Veränderung mit seinem Namen vor, behielt sie aber dauernd bei; er brach der Vereinfachung halber seinem Eigennamen ein „m“ aus und schrieb als Taufnamen fürderhin nicht mehr Rupert, sondern **Robert**[1] — letzteres, wie das Tagebuch etwas naiv meldet, „weil die Leute, wenn's feierlich hergeht, mir immer sagen, in den „Rupert“ können sie sich gar nicht finden — sowie auch der Liebe wegen, „Robert“ lispelt sich's viel schöner . . . . .“

„Der Liebe wegen“ — — nicht allein litterarischer Vertrauter sollte Bruckner seinem Freunde sein — Hamerling schuf sich ihn auch zum Mitwisser seines Herzenslebens.

---

[1] Und zwar machte unser Dichter von diesem veränderten Namen in Zukunft nicht bloß als Dichter und Schriftsteller Gebrauch — er schrieb sich auch offiziell niemals anders als **Robert** Hamerling; — auf diesen Namen lautet sein Zeugniß über die abgelegte Lehramtsprüfung, so unterfertigte er als Professor die Semestralzeugnisse seiner Schüler. „Wer sich einen Namen gemacht hat, der kann ihn auch schreiben, wie er will,“ lautete sein kurzer Ausspruch. Und es war ihm keine große Freude, wenn er seinen Namen mit „mm“ geschrieben sah; den begeistertsten Zuschriften, die seinen Namen wie: Hammerling schrieben, legte er kein Gewicht bei. „Wer,“ sagte er einmal, „den Namen des Dichters nicht schreiben kann, der kann auch seine Gedichte nicht lesen, oder hat kein Interesse an ihnen. Der beste Beweis einer Scheinverehrung ist das falsche Schreiben des Namens dessen, den man zu verehren vorgiebt . . .“ (Rosegger, Persönliche Erinnerungen, S. 110.)

Im Stifte Zwettl hatte unser Dichter das Klavierspiel erlernt. Bald nach seiner Ankunft in Wien ertheilte ihm eine achtbare, mit ihm entfernt verwandte Familie Namens Kösserlein — das Haupt derselben Johann Baptist Kösserlein, Tuchzwirnfabrikant, hatte eine Verwandte P. Ambros Haßlinger's, Susanna Redl, zur Frau — die erwünschte Erlaubniß, so oft es ihm beliebe, sie zu besuchen und dann ihr Klavier zu dilettantischer Uebung zu benützen. . . . Nur selten machte indeß der schüchterne Knabe von der gegebenen Erlaubniß Gebrauch. Nur hie und da, wenn ein Nachmittag schulfrei war, kam er still und ging nach einigen Stunden ebenso still, als er gekommen. Nur die Töne, die er dem Klavier entlockte, bezeugten seine Anwesenheit. Einzig durch die Jause wurde für einen Augenblick das Spiel unterbrochen, durch die Jause, die ihm ins abgesonderte Klavierzimmer von weiblicher Hand gebracht wurde. Von weiblicher Hand, das Haus hatte eine stattliche Zahl Töchter[1] und mehr als eine aus ihnen hat des Knaben empfänglichen Sinn zu Liebe gerührt. Vorerst ist

[1] Aus der Ehe Johann Baptist Kösserlein's († 23. April 1859) mit seiner Gattin Susanna († 20. Dezember 1871) entsproßten neun Kinder: ein Sohn und acht Töchter: Anna, Katharina, Adelheid, Elise, Leopoldine, Clementine, Amalia, Sylvester, Maria. Von diesen leben gegenwärtig nur noch Frau Clementine (verwitwete Beifuß), Fräulein Maria Kösserlein und Herr Sylvester Kösserlein, dessen Hauslehrer Hamerling später als Universitätsstudent wurde. — Hamerling — so theilt Fräulein Maria Kösserlein ihren Eindruck mit — kam gerne ins Haus, war aber überaus scheu, so scheu, daß sich die Töchter des Hauses oft darüber lustig machten. Er spielte gerne Klavier — aber nur allein.

es nur Adelheid,[1] ein Mädchen, ausgezeichnet durch ein „sanftes madonnenhaftes Antlitz."[2] Ein seltsamer Roman beginnt anzuheben, kein Liebesverhältniß, denn alles vollzieht sich nur in des schüchternen Knaben Phantasie.[3] Kaum hat er je mit Regiswinda — so nennt er das Mädchen in Sonetten — mehr als das Nothwendige gesprochen: — — trotzdem liest er heute aus ihren Augen grenzenlose Hoffnung und morgen grenzenloses Leid. Deutsch und lateinisch ergehen sich die Blätter des Tagebuchs in Jubel und Klage, in Jauchzen und Stöhnen . . . . . „Tota die maxime cruciatus sum — lautet's im ersten bezüglichen Tagebuchblatt am 21. Febr. 1845 — variis sensibus, rebus meis convenientibus. Noctu somnia de Adelheid me vexabantur; experrectus tristissimus eram. Quando spes elucebit mihi his e tenebris! Id autem aegerrime fero, quod nemo est, qui me consoletur; non est mihi datum curas meas effando lenire . . . O si mihi datum esset nullis strictis compedibus volare — — volare, sed premor, premor et gravissime reprimor . . . Quod sentio, exprimi nequit . . .

---

[1] Adelheid Köfferlein wurde geboren den 8. Dezember 1828, vermählte sich Oktober 1848 mit einem Seidenzeugfabrikanten Namens Dorfinger und starb den 22. Juni 1892.

[2] „Stationen" S. 78.

[3] Die noch lebenden drei Geschwister Adelheid's staunten und vermochten kaum zu glauben, daß Adelheid die Huldin unseres Dichters gewesen sein soll: — so wenig verrieth sich äußerlich das bez. Empfinden des Knaben! — — Hingegen vermutheten sie richtig, daß Leopoldine Köfferlein von Hamerling verehrt worden sei. Thatsächlich hat Hamerling — doch erst in viel späterer Zeit — sowohl Leopoldine als auch Amalia Köfferlein besungen — erstere unter dem Kosenamen „Die Blume", letztere als sein „Vöglein". Im zweiten Bande unserer Biographie werden wir das Nähere hören.

Dolore vexatus incredibili; persuasus sum, ingentem esse flammam — trahor, rapior; a deo sum perturbatus, ut vix cum aliis conversari possim. Una salus victis, nullam sperare salutem! — Una tamen res mihi mediri posset, id est epistola Patris Hugonis e Monasterio Zwettl: hoc exstinqueret flammas, hoc omne cor meum a deo possideret, ut nihil aliud in eo locum capere possit . . . Si saepe — miseriam meam perpendo, mors mihi suavior videtur, quam alias solet. . . . Hic sensus omnem meum animum captum tenet. Omnino perturbatus sum. Nihil est, quod me distrahat . . . O tempus! quas ad lucem perduxisti res! . . Quae tempestates saevierunt . . ! In Stunden solch' trübseliger Stimmung entstanden Gedichte wie die folgenden:

Einst und jetzt.

Meines Lebens Blüthentage,
Meines Friedens gold'nes Glück
Stört mit wiederholtem Schlage
Mir das grause Mißgeschick.
Längst entglitt auf raschen Wogen
Meiner Kindheit Phantasei,
Und es hat die Nacht umzogen
Meines Lebens jungen Mai.
Seine Knospen, seine Blüthen
Hat der wilde Sturm geraubt,
Und er liegt von seinem Wüthen
Oede — hoffnungslos — entlaubt.
Wohlgeschmückt mit Jugendkränzen,
Trat ich jüngst ins Leben ein,
Sah auf meine Pfade glänzen
Hellen Morgensonnenschein,

Fühlte meine Brust beleben
Sich mit froher Jugendlust,
Und das hohe, kühne Streben
Glühte tief in meiner Brust.
Also sah ich froh erglänzen
Mir des Lebens Morgenroth,
Das mit den erträumten Kränzen
Oft mir süße Wonne bot.
Doch der heit're Stern des Lebens
Schwand mit seiner gold'nen Pracht;
Ich durchseufze längst vergebens
Nun nach ihm die bange Nacht.
Kaum, daß von dem Hoffnungssterne
Noch ein schwaches Dämmerlicht
Mir aus unerspähter Ferne
Durch die Mitternächte bricht.
Dieses Sternes trauter Flimmer
Lächelt tröstend noch allein
Mir im freundlich klaren Schimmer
Auf den dunklen Pfad herein.
Wird ein schön'rer Morgen tagen,
Wird der Lenz mir neu erblüh'n,
Hoffnung stärkt, das Leid zu tragen,
Noch den tiefgebeugten Sinn.
Schafft dem gramzerriss'nen Herzen
Linderung und süße Ruh,
Lächelt oft in Gram und Schmerzen
Meinem Auge Schlummer zu.
Ja, so will ich denn, getroffen
Schwer von Gram und Seelenschmerz,
Hoffen, bis nicht mehr zu hoffen
Findet das gequälte Herz.
Bis der Stern der Hoffnung nimmer
In des Lebens Nächte blinkt
Und der freundlich-klare Schimmer
Seiner letzten Strahlen sinkt.

In trüber Stunde.

Dein Gedächtniß, Trauerstunde,
Weckt ein wehmuthsvolles Ach;
In des Herzens tiefstem Grunde
Bleibt nur dein Gedächtniß wach;
Durch die ganze Erdenrunde
Folgt die Furie mir nach.

Meines Lebens Blüthenauen,
Herrlich mir herangeblüht,
Durch den Strahl des Lichts vom blauen
Himmel prangend aufgeglüht,
Gleichen nun des Orcus Grauen,
Wo kein gold'ner Frühling blüht.

Wo gelockt durch Schmeichellüfte
Nie der Lenz, geschmückt und hold,
Dem Gefild die Ambradüfte
Seiner Blumenspende zollt,
Wo der Styx durch bange Grüfte
Seine dunkle Woge rollt.

Ewig, ewig bange Klagen,
Keiner Hoffnung Segensspur; —
In des Lenzes Wonnetagen
Lächelt blühend die Natur,
Aber meine Schlangen nagen
In das Herz sich tiefer nur.

Ewig, ewig also glänze
Mir des Friedens Sonne nicht?
Weh, welch dunkle Todeskränze
Mir die grause Furie flicht,
Ach und in des Lebens Lenze
In der Jugend Rosenlicht! — —

Kann ich meinen Kummer nennen?
Spricht auf weitem Erdenrund
Jemals Trost des Herzens Sehnen
Eines treuen Freundes Mund?
Ach, die Freunde sind die Thränen
Dem Gemüthe, krank und wund.

Thränen! einz'ger Trost im Leben,
Der dem wunden Herzen blieb,
Den der Himmel mir gegeben
Seid mir ewig werth und lieb,
Bis des Schicksals heilig Weben
Mich ins Buch der Freien schrieb.

*

Phantasie.

O möchte jetzt mir schlagen
Ein Herz, voll Sympathie
Vereint mit meinem Herzen
Durch Seelenharmonie!
O, hätte doch das Schicksal
Mir diesen Wunsch gekrönt,
Dann bliebe meine Stätte
Nicht leer, nicht unbethränt.

Der Freund dann pflanzte liebend
Mir Rosen auf mein Grab
Und weinte manche Zähre
In meine Gruft hinab;
Oft würd' er lang' voll Wehmuth
Am Grabeshügel steh'n:
Dann würd' ich ihn im Schauer
Des Abendlichts umweh'n.

Wie Aeolsharfentöne
Auf Zephirwellen flieh'n,

Wie Abendwinde säuseln,
So rauscht' ich sanft um ihn.
Dann flüstert' ich so leise
In stiller Abendruh
Von uns'rer Freundschaft Dauer
Manch' Liebeswort ihm zu.

Nie blüh'n mit Grabesrosen,
Gepflanzt von Freundeshand,
Zum Pfande steter Liebe
An meines Hügels Rand.
Ich sink' in meine Stätte
In dunklem Erdenschoß,
Und die ich liebte, stehen
Am Grabe, thränenlos.

Quam multi, — so glossirt das Tagebuch Gedichte dieser Art — qui, fortassis haec si legant carmina, cogitabunt: „En! hic puer viri instar vult queri — —" his dicere vellem: non est exercitatio, quae scripsi; sed sensi, quod scripsi, sed non scripsi, quae sensi... Jeder Blick, jedes Wort wird ein Kapitel im Romane. Die Art, wie der Gruß des Knaben erwidert wird, bedeutet ihm Schicksalswendungen und Katastrophen. Auch die Hausgenossen werden von der erregten Knabenphantasie mit in die Handlung verflochten — ganz besonders die Schwestern Adelheids. Ein Zusammenstecken der Köpfe im Hause — ein Geflüster im Nebenzimmer — es gilt natürlich nur ihm. Hinter ihm — aus dem Spiegel betrachtet man das erröthende verwirrte Knabengesicht — es ist unzweifelhaft — man spottet seiner, man spottet ihrer: Regiswinda mit gesenktem Blick im Zimmer stehend, ist für ihn die

Titelvignette einer Familientragödie in fünf Akten... Ein freundlicher Blick indes erfüllt die Knabenseele mit unaussprechlicher Freude, rührt ihn wohl gar zu Thränen, und das Tagebuch jauchzt: „valde gavisus sum . . .“ [1]

---

[1] Wir wollen uns einige der bezüglichen lateinischen Tagebuchblätter wiederzugeben nicht entgehen lassen:

17. März 1846.

Vormittags 6 Uhr hatten wir bei der heil. Beichte zu erscheinen. Wir hatten diese bis 1/2 8 Uhr geendet; worauf die Exhorte bis 8 Uhr und nach dieser die heil. Kommunion und Messe folgte; um 1/2 9 Uhr begab ich mich aus der Kirche zum Vater; dieser gab mir 4 Zwanziger, damit ich mir dafür den „Messias“ anschaffen könne. Ich ging auch sogleich in die Därnböck'sche Buchhandlung, erhielt ihn aber nicht mehr und nahm mir dafür das befreite Jerusalem. Darauf begab ich mich nach Hause. Nach dem Mittagessen um 1 Uhr begab ich mich zum Herrn von Köfferlein. Me veniente A . . . . sponte a salutatione mea faciem avertit; plures aderant in cubiculo, me amice excipientes; quare ista salutationis neglectio maxime in oculos incidebat. Heri cum hora secunda praeter consuetudinem meam abiturus, dicerem, esse mihi negotium apud Scotos, arcana susurratio inter puellas secuta est suspecta mihi; nec valedicenti mihi, ut oportuisset, et uti solent, ab illis responsum est. Illas me negotium simulare putasse, ratus, meum esse censebam, iterare visitationem meam hodie; domina me excepit clementior quam solet esse. Stat sententia: subest aliquid cogitabam. (Ne obliviscar et haec commemorari, illum febris impetum, qui me ter quaterve jam intraturus domum illam correperat, pepercisse mihi hodie supperaddo.) Considebam ergo in sella, chlavichordium cano; saepius praetereunt p . . . . cubiculum in quo considebam; illius rei quam commemoratus sum, recordatione et praeteritione illa iterata conturbor, confundor; scio, me in confusione illa observari, id, quod experientia me docuit. — Hoc meam conturbationem auget; video, me ex cubiculo adjacente propter eam a pluribus spectari; crescit confusio; (quis viam hic redeundi inveniret?) audio susurrantes — erubesco; audio subridentes: — altiorem ascendisset confusio me gradum, nisi stetisset in summo! O si licuisset mihi, faciem conspicere meam! — Pepercere tandem; abiere; spiritus duxi recentes; sed non pepercere diu: modo Leopoldina, modo . . . . venit; primo quidem, et enim paullo post L. venit in cubiculum me observat limis modo oculis, modo in speculo vultum quod reddidit meum, in adverso latere positum cum esset. (Dicat aliquis: „Nonne tibi vires confusionem supprimendi?“ — — „„Musca considebat in columna latissimae aedis, et de ipsa judicabat aede, — — — ex loco suo, quo vix decima totius pars conspici poterat.““ Haec sufficeret responsio. — — — —) Paucis:

In Erinnerung an eine solche Stunde schwärmt es einmal:

Mir wäre ein geschmackvolles Landhaus in der Umgebung Wiens der herrlichste, liebste Aufenthalt. In einem schönen Garten voll Grotten und Gebüschen müßte es stehen — dieser Garten müßte sich weit in den Hintergrund erstrecken; nach hinten zu müßte er in einen Hain auslaufen, welcher nur von einigen kunstlosen Pfaden durchschnitten wäre, die zu einer sehr dunklen, einsamen Stelle führten, wo sich ein Grabmal in Eichen- und Cypressenschatten erhebe — bestimmt, einst zwei vereinte Leichen zu bergen — — — oft würde ich

---

confusus eram, minus, quam antea tamen. Abit; et A .... post illam extemplo intrat. Et illa speculo exsecrabili utitur! — Quae harum causa rerum? — Paucis: crevit conturbatio, quamvis repugnarem pro viribus; nasum tandem, cum, uti reor, erubescere voluissem, purgavi. — Decedit et illa. — Modo redit L. et locum capit in sella juxta chlavicordium, expansum vero tegmentum prospectum prohibuit; — quare saepius caput elatura collum prolongavit, ut, quid agat asinus vexatus in sella; (vel potius in acubus;) sciat; — heu! susurratio, risus, visitatio iterata et suspecta! Naturae rei haec omnia conveniunt; fateor! in oculos debuit incidere confusio mea; effectus conturbationis percipi et intelligi potest (quia, ut dixi, convenit naturae rei, ut homines derideant confusum, erubescentemque, causae expertam;) sed causa huius conturbationis mihi aenigma mansit. — Sperabam, me abientem, nescio quos singulares vultus, visurum! — Mansit L. in cubiculo, ut dixi. Flora erat secunda. Surgo; animo, ut potui, collecto: depono musicalia, pileum sumo, valedico; — quaerit me contra spem meam L. „an jam decessurus sim?“ Ajo et causam expono. Decedo, a domina nihilominus amice abiens salutatus. — Haec status rerum!!! Forsan aperit sese res ipsa! Admirabile est.

6. April.

Ich begab mich Nachmittag zum Herrn v. Kösferlein.

Non admodum comiter exceptus. Consideo; et in adjacente (a dorso) cubiculo erant ....., praeter consuetudinem, cum alias in eo, quo positum est clavichordium, commorarentur. Intellexi de colloquio nihil, sed sentire poteram, illos me conviolari constituisse; ita quidem, ut, cardonibus, ut ita dicam, ardentibus insidere putarem. — Vexatus admodum, cum complura mente volverem et maxime de sorte mea dolerem, measque res exsecrarem et ab omni passione adfectuque sanatus essem, imo impletus et affectus totus odio, praetergreditur quaedam et ad januam se confert, quae ante faciem meam erat. Oculis conversis illuc, conspicio A .....! Regredientem

an jener Stelle abends im Moose sitzen und mit Adelheid plaudern! — — — Himmel, wohin gerathe ich — zurück in den Stall, an die Krippe, du mein ungestümes Beduinenroß Phantasie. . . ."

Die Hoffnung auf Möglichkeit eines nahen Glückes liegt ihm indes nicht ferne. Es blitzen schelmische Gedanken im Tagebuche auf. Es scheint dem Knaben in der That nicht unmöglich, die Geliebte als Ehegesponsin heimzuführen, und das junge Bürschchen denkt nach über die klügsten Wege, wie es zu diesem Ende gelangen könne; — »Cor inquietum erat hodie« — heißt's am 17. Mai 1846 —, »permulta cogito de A . . . . et de viis exquirendi, num me amet! Praeprimis patri carus fieri studebo; die eius onomestico me versibus corda moventibus insinuabo . . .« Thatsächlich ließ am 24. Juni 1846 der Knabe den schüchternen Schwärmer daheim und klopfte fein höflich an Herrn Johann Köfferlein's Thüre — in der Hand ein kleines Gedichtchen: — Drei Stanzen[1] gelten dem

a janua (cui admoverat aures auscultans) saluto plane distractus et ad meliora conversus. Aspexit me, respondit vultu et oculis. — — — Paucis: Lacrimas (fateor) vix teneri poteram. — Adeo commotus eram, ut — — — (deficiunt verba!) — Nunc abierunt nescio, quem in locum, A. et NN. — Diu adhuc commorabar clavicordio utens. Jentaculum edi. abii. A hera abiens comiter et clementius quam solet salutabar.

Hic rerum status. — Dubium non est, quin sciant quae sit causa — —; solvetur nodus! solvetur! et brevi se convertent omnia. Quae inter se contraria gesta, ut ita dicam! Quid cogitet A . . . , nescio.

Visum est mihi, ac si locuti essent de me, in ecclesia vel alio loco commorante, sed certum non est.

Quae eveniant nescio. At stabo promissis.

[1] Dem Morgen ähnlich, wenn den Nebelschleier
Der Morgenröthe Schimmer strahlend bricht,
Die Sonne allgemach in ernster Feier
Der Erde zeigt ihr Strahlenangesicht,

Lobe des Herrn Köfferlein, in der vierten naht — freilich in etwas nebelhafter Ferne — ein Freier:

„Wenn ihre Huld mir lächelt, wird im Kranze
Der Freuden mir die schönste Blume blüh'n,
In ewig hellem, nie erlosch'nem Glanze
Des Glückes gold'ne Sonne mir erglüh'n
Und meine Tage wie im frohen Tanze
Hinab den wilden Strom der Zeiten zieh'n.
Sie wird, wenn Fleiß und Muth dies Ziel erreichten,
Mir wie ein Stern durch dunkle Nächte leuchten.

„Ob die Leutchen wohl die letzte Strophe meiner 24.-Juni-Gratulation verstanden haben??“ fragt zweifelnd das Tagebuch nach etlichen Wochen ....

Ein gütiges Wort des Mädchens hilft ihm hinweg über die trübsten Empfindungen.

Und selbst umflammt von unerlosch'nem Feuer,
Die Fluren rings erfüllt mit Glanz und Licht.
So schön, so herrlich soll Ihr ganzes Leben,
Ein segenreicher Sommertag, entschweben.

In ewig purpurhellem Rosenschimmer
Umschwebe Wonne Sie und heit're Lust,
Die Bitterkeit des Grames ziehe nimmer
Mit ihren Qualen ein in Ihre Brust;
Die nichts von inn'rem Vorwurf weiß und immer
Sich jeder schönen Stunde ist bewußt.
Es zeige Ihnen Gott in Erdenwonne
Den Vorgeschmack von Ihrem künft'gen Lohne.

Es glüh'n in meiner Brust des Dankes Triebe,
Die bis zum Tod ich treu bewahren will.
Es hat mir Ihre Huld und Vaterliebe
Längst angefacht dies heiligste Gefühl:
O, daß sie auch in künft'ger Zeit mir bliebe,
Im Herzen glüht der Dank mir tief und still.
Es ist in Ihrer Huld mit heit'rem Prangen
Ein gold'ner Stern des Glücks mir aufgegangen.

29. Mai.

Nachmittags, da ich schon lange[1] den vielleicht unverzeihlichen Wunsch, meinen Lieben etwas Gedrucktes von mir zu zeigen, in mir herumgetragen, ging ich mit meinem Gedichte „Die Lyra" ins Comptoir der Theaterzeitung (Rauhensteingasse 926). Der dort befindliche Beamte gab mir den Rath, den

[1] Bereits einige Monate vorher, am 30. Januar 1846, hat Hamerling an den Jugendschriftsteller Jos. Sig. Ebersberg — damals Redakteur des „Oesterreichischen Zuschauer" — einige Gedichte gesandt mit folgendem Briefe:

Hochgeschätzter Herr Redakteur! Ich wage es hiermit nicht ohne innere Scheu und Angst, die nicht geringe Zahl Derjenigen zu vermehren, die Ihren Scharfsinn, Ihre Erfahrung und Ihre Menschenfreundlichkeit, die so rein und herrlich sich in Ihrem vielseitigen gesegneten Wirken spiegelt, für die ersten Ergebnisse ihres jugendlichen litterarischen Strebens in Anspruch nehmen; und ich führe diesen Entschluß nur in der festen Ueberzeugung aus, daß ein keimendes Talent —, wenn es ja dieses ist — sich selbst überlassen, mehr oder weniger schädliche Einflüsse in sich aufzunehmen und nach einer falschen Richtung einzubiegen pflegt, wenn es nicht früh durch die menschenfreundlichen Winke und Ermunterungen eines erfahrenen parteilosen und wohlmeinenden Beurtheilers (ich würde sagen, wie Sie, hochgeschätzter Herr Redakteur, wenn das Lob eines Unbedeutenden, Unbekannten Ihrem Ruhme etwas beizufügen im stande wäre), eine wohlthätige geeignete Richtung erhält, die vielleicht die Art und Weise seines ganzen künftigen Wirkens und Schaffens bestimmt. — In dieser Ueberzeugung also wagt es ein noch nicht völlig sechszehn Jahre zählender, den Humanitätsstudien obliegender Jüngling, brieflich vor Sie, H. H. R., zu treten, Sie um Ihren wohlmeinenden Rath, um eine freie Beurtheilung beiliegender Versuche recht inständig und herzlich zu bitten. Belieben, wenn ich einige Winke zu hoffen habe, dieselben mit der Firma „Thuisthold" zu bezeichnen. Es soll von Ihrem Urtheile abhängen, ob ich die Hoffnung hegen könne, jemals, wenn die Blüthe zur Knospe, die Knospe zur Frucht geworden ist, mit günstigem Erfolge vor mein edles, geliebtes deutsches Volk hintreten zu dürfen, mit dem alle Lust übersteigenden Entzücken des Bewußtseins, ihm zur Ehre zu gereichen. — Im entgegengesetzten Falle würde Ihr ungünstiges — auch dann noch mir heiliges Urtheil mich von dieser Hoffnung mächtig zurückschrecken, wenn es gleich nie die Lust in mir schwinden machen könnte, die überschwellenden Empfindungen meines Herzens hinzuhauchen in die Formen der Poesie, des schönen Sternes, der meine sonst traurige, durch Dürftigkeit und manche Trübsal verdüsterte Jugend leitet, der mir schon in der seligen Kindheit lieblich aufgestrahlt ist, der mir nur mit meinem letzten Athemzuge verlöschen, den Feuereifer für Gutes und Schönes in meinem Busen entzünden und nie in meiner Brust verglimmen soll. Doch ich werde schon mehr als billig gesprochen haben; verzeihen Sie, H. H. R., daß ich Sie so

Redakteur in seiner Wohnung aufzusuchen in der Wipplingerstraße Nr. 930. Der Vater, der eben in der Nähe davon ein Geschäft hatte, trug mir den Brief hin. Jener Beamte hatte mir gesagt, ich brauchte bloß nach dem Herrn Metzger zu fragen, und hätte mich weiter um Herrn Bäuerle nichts zu kümmern. Der Vater trat also in die dort befindliche Kanzlei, wo Herr Bäuerle, Herr Metzger (ein Schreiber) und noch zwei Herren saßen und gab Herrn Metzger den Brief. Dieser wies ihn an Herrn Bäuerle, welcher den Brief erbrach, die Zuschrift las und das Gedicht selbst Herrn Metzger übergab, mit den Worten: „Wir nehmen zwar jetzt Gedichte recht ungern auf, aber kommen Sie morgen wieder, wir haben jetzt nicht wohl Zeit; aber morgen können Sie es schon erfahren." Ein so berühmter Name wird ihm in die Augen gestochen haben — — — — — — —! Also bin begierig.

30. Mai.

Nachmittags ging der Vater in die Redaktion. — Bäuerle hat gesagt: „Seien Sie so gut und kommen Sie nach den Feiertagen wieder, denn Derjenige, dem die Durchsehung des poetischen Theiles der Theaterzeitung obliegt, und dem ich's heute geben wollte, ist nicht hier gewesen, denn er ist krank. Wenn Sie Dienstag um 11 Uhr hierherkommen, so treffen Sie ihn selbst. Es pressirt doch nicht?"

2 000 000 Dolche wütheten in meinem Busen; als ich nach Hause ging, begegnete mir ein Wagen, vor dem die Leute die Hüte abthaten; ich guckte mit verdrießlichen Blicken hinein; es saß eine Prinzessin darin. Eine junge Prinzessin. Häus-

---

lange aufgehalten, und gedenken Sie, so bald es Ihre mannigfaltigen Geschäfte erlauben, meiner, der ich vor Erwartung glühe und mich schließlich mit Ehrfurcht nenne, H. H. R., unterthänigster Thuisthold."

Auf diesen Brief hat aber unser Poet keine Antwort erhalten.

8. Mai 1846.

Jetzt erfuhr ich auch den Grund, weshalb ich von Ebersberg keine Antwort erhielt; er hat sich die Zuschriften gar verbeten, wegen zu gehäufter Geschäfte.

lich gekleidet. Mit bloßem Köpfchen. Guckte etwas weniges heraus. War eine recht jugendliche Prinzessin.

Aber bald darauf wieder an Herrn Bäuerle gedacht.

2. Juni.

Vormittag. Heute um 11 Uhr also wird es entschieden werden, ob ich mich unter die glückseligsten Sterblichen zählen dürfe. Ich weiß es gar wohl, es wird wieder unentschieden bleiben, oder wenn entschieden wird, so wird Nichtaufnahme entschieden. Meinetwegen, wenn es nur entschieden wird. Die Ungewißheit ist das Peinigendste.

Lieber Gott! Ich bin's freilich nicht werth, aber sei barmherzig und mache einem armen Teufel, der ohnedies jahraus, jahrein von allen Seiten gequält ist, die Freude. Ich würde viel aufgeräumter, viel eifriger im Studiren, viel besser werden vor lauter Entzücken. Aber — fiat voluntas tua!

Nachmittags. Es ist entschieden. Der Vater ging hin — der Beurtheiler des poetischen Theiles des Theaterzeitung war nicht da, aber Bäuerle sagte: Herr Metzger geben Sie die Antwort. Sollen wir Ihnen dieselbe schriftlich mitgeben? Der Vater sagte, daß eine mündliche genüge. Darauf Herr Bäuerle: Wir haben schon vor einiger Zeit in unserem Blatte kundgegeben, daß wir keine Gedichte mehr aufnehmen wollen; wir würden zu sehr überhäuft. Sagen Sie dafür dem Herrn, er möge uns etwas in Prosa schicken, eine Erzählung und dergleichen. Sind Sie vielleicht ein Anverwandter zu ihm? — Der Vater bejahte es, ging und brachte mir mein Gedicht wieder. — Allem Anschein nach hat mich der Herr Redakteur ausgekundschaftet, wie könnte er sonst diese Entscheidung auf so lange verschieben und obendrein den Vater, der nota bene in Livree hinging, fragen, ob er ein Anverwandter von mir sei? — — — — — — — Anfangs den Kopf mir abreißen wollen. — — — — — — Ich ging dann zu Köfferlein und ward dort ungewöhnlich freundlich empfangen. A ......, ja A. selbst brachte mir den Kaffee, das ist schon lange nicht geschehen!

Um 3 Uhr kam der Klaviermeister; ich mußte also gehen.

Mich empfehlen wollend, stieß ich in der Küche auf A.; da entspann sich ein Gespräch unter hinlänglichem Lächeln und lieblichen Blicken beiderseits. Ich muß aber ein klein wenig ausgesehen haben wie ein Esel. A. empfing mich mit dem bedauernden: „Heute haben Sie halt nicht lange Klavier spielen können, Rupert!"

Rupert: „O bitte, es thut nichts."

A.: „Wissen Sie, Rupert, kommen Sie morgen Vormittag, ja morgen Vormittag."

Rupert: „Ich bitte, ich will lieber Nachmittag kommen."

A.: „Der Klaviermeister kommt aber morgen schon wieder um 3 Uhr. —

Rupert: „Ich will halt etwas früher kommen."

A.: „Ja, ja, um ein Uhr."

Ich ging dann beseligt nach Hause. Herrn Bäuerle nebst seinem geschätzten Blatte ob solchem Glücke vergessen. Den ganzen Vorfall aus natürlichen Ursachen erklärt. An meinen unberühmten Namen gedacht. Im Schilde geführt, eine vielleicht humoristische Novelle zu schreiben, wo gerade die Ballade eingerückt werden könnte u. zw. auf geschickte Weise; diese Novelle Herrn Bäuerle übersandt, weil er gerade etwas Prosaisches wünscht, und so muß er doch die Ballade mitdrucken lassen; folglich wird sie doch eingerückt in die Theaterzeitung! — Ha, ha, ha! Steht aber noch im Zweifel.

O dulcis, o aurea A . . . .

Abends zum Andenken an den Augenblick, wo A. sagte: „Um ein Uhr," den Primamarsch verfaßt: Op. 6.

Einmal dürfte sich die Lebhaftigkeit seiner Phantasie bis zur Vision gesteigert haben. Herr Johann Köfferlein, durch seine Frau — wie wir bereits wissen — mit unserem Poeten entfernt verwandt, war sein Firmpathe.[1] Zu Namens- oder Geburtstagen, die in

[1] Bez. der Firmung — den Katholiken von ebensolcher Wichtigkeit wie den Evangelischen die Konfirmation — finden wir im Tagebuch folgende Aufzeichnungen:

dieser Familie gefeiert wurden, fand sich der Kleine zur Gratulation ein und — ein armer Student —

Donnerstag, 8. Mai 1845.

Vormittag um $^{1}/_{2}9$ Uhr gingen wir zu Herrn Kösserlein wegen der Firmung. Er schlug es mir nicht ab und lud mich zugleich für Pfingstsonntag und -Montag ein. — Hierauf ging ich zum hochw. Herrn Professor Leander, um mich prüfen zu lassen. Er gab mir zuerst die Frage: Zu welchem Zwecke ich gefirmt werden wolle?

Ich (beantwortete ihm dies nach dem Schulbuche S. 226).

H. H. Professor: „Sind Sie entschlossen, die Lehre Jesu Ihr ganzes Leben hindurch standhaft zu bekennen?"

Ich: „Ja."

H. H. Professor: „Versprechen Sie das ernstlich und feierlich?"

Ich: „Ja."

Nun war es zu Ende. Er gab mir den Zettel und ich ging nach Hause. Der Zettel lautet:

Firmungsname: Johann Bapt.

Daß Hammerling, Rupert, Stud. der 1sten Hum.-Cl., vermöge der bei der vorgenommenen Prüfung gezeigten Kenntnisse zum Empfange des hl. Sakramentes der Firmung könne zugelassen werden, bezeuget

Wien, am 8ten Mai 1845.

Leander Knöpfer,
Pr. doct. rel. c. r. gym.
ad scotos.

Mittwoch, 14. Mai.

Vormittag ging ich bei den P. P. Piaristen in Matzleinsdorf zur Beichte. Mittags begab ich mich zum Herrn v. Kösserlein. Dort aßen wir, ich und der zweite Firmling, Wolf mit Namen, Schüler der 2. Normalklasse. Um 2 Uhr fuhren wir zu den P. P. Franziskanern, wo wir um $^{1}/_{4}$ auf 3 Uhr ankamen und uns im Gange aufstellten. Um 3 Uhr kam der hochwürdige Herr Weihbischof Mathias Pollitzer. Nun wurde „Glaube, Hoffnung und Liebe" vorgelesen, und lateinisch vom Bischofe gebetet aus einem Buche. Dann wurde gefirmt.

Nach der Firmung fuhren wir in den Prater, dann in den Volksgarten, dann gingen wir zurück und bekamen Geschenke jeder: eine goldene Uhr, ein Gebetbuch, eine Torte und Bäckereien, ein seidenes Halstuch.

empfing er als Anerkennung für diese Aufmerksamkeit ein kleines Geldgeschenk. So geschah es wieder einmal, und er erhielt bei dieser Gelegenheit ein solches Geschenk aus den Händen der Frau des Hauses namens der erwachsenen Töchter, also auch namens — — Adelheid's! Entsetzlich! Wie vernichtet saß er unmittebar darnach vor'm Klavier. Da war es ihm, als ob Adelheid hereintrete, ihn anblicke, in seinem Gesichte lese, welch' bitteres Weh' seine Seele durchwühlte! Sie schwebt auf ihn zu, richtet im Vorbeigehen auf ihn einen tiefen, unendlich milden Madonnenblick und flüstert: „Verzeihen Sie" . . . „Hat sich das wirklich zugetragen?" fragt Hamerling in den „Stationen", „ich gäbe viel, wenn ich es wüßte . . ." [1] . . . Fortfiebernd im Traume, sah er einmal die Geliebte gestorben. „Eine schreckliche Nacht gehabt" — wehklagt verzweifelt das Tagebuch —, geträumt, Adelheid sei gestorben, o weh! weh! weh! Tausendmal weh! Mich trieben die Furien den ganzen Tag herum. Nachmittags laufe ich gleich hinüber. Wie ich eintrete, so salutat me Elisa vultu, e quo, nescio, quid elucebit. Etwas Superfreundlich-Spöttisches lag darin. Ich gehe in das Zimmer. A . . . . notas mihi affert, sed eas mihi non dat in manus, sed in chlavichordio reponit. Ad haec vultus tristissimus erat. Mihi salutanti non respondit . . . . ! ! ! — — Obrigesco. — — — und beim Toben all' meiner Affekte denke mir: Jetzt ist's gewiß, was ich lange gefürchtet, A . . . . nullum erga me in sinu fovet amorem.

[1] „Stationen" S. 80.

Weh! Weh! Weh! A....... ist wahrlich gestorben!!

„... Ich fange das Rondo von Mozart an; keine Note treffe ich, meine Finger sind alle starr. Ich schlage es nochmals, dann noch zwei andere Stücke; dann nehme ich gar Hut und Noten und — gehe, nach dreiviertelstündigem Aufenthalt. ..... Meine Besinnung fand ich auf der Straße wieder — aber die l. A....... ist für mich gestorben. A. ist mir gestorben — ist mir gestorben; doch darf ich die Leiche nicht küssen, am Grabe nicht sitzen. Weh! .... Wenn ich mich selbst ein wenig durchdenke, so stellt sich heraus, daß ich ein Mensch sei, der durchaus in diese Welt nicht hineinpaßt. Warum bin ich gleich verloren, wenn mich etwas kränkt! Wenn ich nur nicht so reizbar wäre! Dabei werde ich immer sentimentaler. Ich strebe nach dem Ruhme der Poesie und Philosophie; aber wie werde ich in beiden das leisten, was ich mir zum Ziele setze, wenn ich so schwach bin? Was wird aus mir noch werden? Waltet wirklich ein Unglücksstern über meinem Haupte? Mein Geist erliegt. Eins könnte mich aufrichten. Soll ich ein zweites Wesen mit mir in den Abgrund hinabziehen? — Das wäre grausam. Also ist mir alles todt. Furchtbare Wahrheit: „Mir ist alles todt." Ich vergehe, wenn ich's recht denke. —

„Wäre ich in anderen Verhältnissen! — — — — Die Feder entsinkt meiner Hand. Grauenhafte Gestalten stehen vor mir: Die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft.

„Ich bin nur mehr ein Rest meines Ichs.

„Wenn nur A .... heute Nacht im Traume wieder stürbe, es war so süß, als ich die Leiche küßte!

„Was schreibe ich denn? Mein Gott! verlaß mich nicht.“

— Ganz besonders bitter empfand der Knabe anfänglich in solchen Gemüthsaufregungen die Vereinsamung: daß er keine liebende Seele sein eigen nennen konnte, um ihr sein Leid mitzutheilen; zu seinen Liebespeinen drückte ihn heftig, quod nemo est, qui consoletur; und seine Muse klagte:

Soll ich, Verzweiflung, mich in deine Nacht begraben?
Mich stürzen in den grauenvollen Schlund? —
Was kann mit Trost und neuem Muthe laben
Die Seele, krank und wund?

Mein Leben hat des Sturms Gewitternacht umzogen,
Gepeitschte Wolken drängen sich heran;
Gigantisch thürmen sich erzürnte Wogen,
Es schwankt der leichte Kahn.

Ein Leuchtthurm spendet zwar in ewig hellen Strahlen,
Vom Himmel aufgestellt, dem Schiffer Licht,
Wenn rings furchtbare Donnerschläge hallen
Und Blitz aus Wolken bricht.

Es glänzt sein Segensstrahl wohl freundlich mir entgegen,
Auf ew'ger Berge Felsenstirn erhöht,
Ich sehe seinen Strahl sich flammernd regen
In stiller Majestät.

Auf meiner Lippe schwebt das fleh'nde Wort: Erbarmen,
Ich blicke sehnend auf vom Jammerthal,
Mit wehmuthsvoller Brust, mit off'nen Armen
Nach jenem Segensstrahl.

Gern steuerte ich hin, wo seine Strahlen winken,
Ich kann nicht mehr! Dahin ist meine Kraft.
Nicht lenken kann ich mehr den Kahn; es sinken
Die Arme, matt, erschlafft.

Kein einz'ger Freund vernimmt die bangen Klagen,
Kein Herz ist, das für mich noch liebend schlägt.
Und Keiner will es, mich zu retten, wagen,
Von Mitgefühl bewegt.

Mein Ruf bleibt ungehört und unbemerkt die Thräne,
Die Woge schlingt den schwanken Kahn hinab;
Und schaudernd seh ich mir entgegengähnen
Ein grauenvolles Grab.

Da hatte er Bruckner gefunden; und dieser ist es nun, der seinem Freunde die Möglichkeit giebt, daß er sich rückhaltslos erschließe. War Bruckner auch nicht zum Tröster geschaffen, so mangelte ihm doch nicht das Verständniß fremden Herzeleids; er selbst auch ein blutarmer Teufel und dazu immerfort schwärmerisch verliebt. Freilich verstimmte Freund Hamerling öfters mitten im Flusse der Mittheilung die Wortkargheit Bruckner's — aber was that's — was that's — Bruckner hörte zu, und „ein schwärmerischer Unglücklicher muß sich ja schon glücklich schätzen, wenn er Einen findet, der ihn nur überhaupt anhört".[1]

[1] „Stationen" S. 84. — „Im Anhören leisteteBruckner Großes," bekennen die „Stationen" an derselben Stelle. Einen ergötzlichen Kommentar hierzu liefert uns das Tagebuchblatt vom 21. März 1846: „Abends mit Bruckner spaziren gegangen . . . Wir redeten über jene zwei Begebenheiten, über die ich nächstens mehr reden werde. Ergriffen von einem ungewöhnlichen Feuer, sprach ich in einem fort, — so zwar, daß ich endlich meinem Freunde mit meinem Geschwätze derart lästig wurde, daß er vorzugeben gezwungen war; wir hätten uns verirrt und seien beim Schottenthor, um nur das Gespräch

Es war übrigens nicht allein jene schwärmerische unglückliche Liebe zur blassen Adelheid Köfferlein, die in des geweckten Knaben Gemüth schwarze Schatten warf. Auch wenn er zur Prosa des Lebens erwachte, fühlte er schwer den Druck der niederen Lebenssorgen, mit denen das Geschick ihn und seine Angehörigen belastete ..... „Mit einem Gemüth voll Lebensahnung und Lebensdrang sah ich mich in die engsten Schranken, in den armseligsten Bereich gebannt: Ein Wissensdurst trieb mich nach allen Richtungen hin, den ich nicht befriedigen konnte ......"[1] Noth und Drangsal hemmt und preßt ihn von allen Seiten. Krankheit drückt ihn nieder — wochen-

---

auf etwas anderes zu lenken. — Wir traten also in die Stadt, wo ich ihm das Universitätsgebäude zeigte, um ihn zu überzeugen, wir seien beim Stubenthor hereingegangen. — Er wollte es nun auch einsehen, denn der Zweck war erreicht; ich aber kam in eine solche Stimmung, daß ich vor Unmuth lange Zeit still schwieg. — — Er bemerkte es und suchte mit allen möglichen „nun", „also", „ja, ja" rc. rc. in Gottes Namen wieder ein Gespräch anzuknüpfen. Selbst weiß ich nicht, wie es geschah; kurz, ich kam wieder ins Feuer, das aber, bei meiner gereizten Stimmung, einen anderen Gegenstand ergriff, der meinem Freunde noch fader und qualvoller sein mochte; er kam aus dem Regen in die Traufe. Hatte ich erst von den armen Seelen gesprochen, so sprach ich jetzt von der ärmsten Seele, — von mir. — — Ich gestand ihm, daß ich ... von Adelheid nichts mehr wissen wolle. Ich sagte ihm offenherzig, daß ich unglücklich werde, wenn ich meines Wunsches nicht theilhaftig bin, daß aber, wenn ich desselben theilhaftig werden sollte, zwei Personen, wie Adelheid und ich, unglücklich sein werden. Ich sei daher, um mich zu retten, gezwungen, mich in eine solche Verfassung zu setzen, wo ich über alles hinausgehen kann. (Auf diesen herrlichsten aller meiner bisherigen Vernunftschlüsse hätte ich längst längst verfallen sollen.) Ich sagte ihm offenherzig, daß das Mittel, mein Herz in eine andere Verfassung zu setzen, einzig und allein — — Religion und Asketik sei. Deshalb wolle ich gleich morgen bei Maria Stiegen beichten. Er wußte nicht, was er mit mir thun sollte. Wir trennten uns. Ich ging zum Vater, und meine Entschlüsse, die von jener aufgeregten Stimmung entstanden waren, hielt ich fest, denn ich sah, daß sie gut waren.

[1] „Stationen" S. 90.

lang muß er dem Unterrichte fern bleiben: Aufbesserung seines körperlichen Zustandes durch nahrhafte Speisen, Genuß reiner Luft und Verringerung der Anstrengungen, sowie durch Anwendung einer homöopathischen Kur, — — alle diese Vorschläge des Arztes zu vollziehen hindert ihn die bitterste Armuth.[1] Zu alledem kam noch, daß seine Umgebung ihm gegenüber, der, zwar umlagert von Hunger, Sorge und Krankheit, der Muse mit ganzer Seele zugeschworen und ihr jedes freie Stündchen weihte, nicht das richtige Verständniß entgegenbrachte, ihn wohl gar durch Mittel von der ihm liebgewordenen Beschäftigung mit den Musen abzuhalten suchte, die das reizbare, zartfühlende junge Herz aufs tiefste verletzen und ihn das Peinliche und Drückende seiner äußeren Lebenslage doppelt empfinden ließen.[2] Dann wieder stellte sich

[1] . . . »et diu in statu hoc durare non potero,« seufzt wehmüthig der arme Knabe am 4. Februar 1846, . . . „ich überlasse alles den Entwickelungen des Schicksals. Eben bringt mir die Mutter einen kleinen Schulbuben, der auf der Straße beim Schulgehen seinen Bogen Papier in den Koth hat fallen lassen und weinend schrie: der Schulmeister erschläge ihn und seine Mutter habe ohnedem keinen Kreuzer; sie läge krank. „„Armer Teufel; da hast du einen anderen Bogen Papier; spare dir deine Thränen; ein Bogen Papier läßt sich so leicht, so leicht wieder ersetzen!!!!!!!!!""

[2] So wurden dann Aufzeichnungen möglich wie folgende:

12. August 1845

Gestern sagt die Mutter: — „und dein Dichten macht dich ohnedem noch ganz närrisch! Alles das Zeug werfe ich dir noch beim Fenster hinaus!" Himmel!!!

31. Mai 1846.

— Ist alles um mich doch so wüst und leer,
Blieb mir doch nicht eine Freude mehr! —

Wenn es Unrecht ist, daß ich ein Gedicht an die Theaterzeitungs-Redaktion eingesendet habe, so geh' zum Teufel, garstiges Leben. Zeitversplitterung ist es nicht; denn daß ich jährlich etliche Gedichte mache, ist

beim frühreifen Knaben Zweifel ein, ob er denn wirklich ein Dichter sei, und so zwischen Liebe und Sorge — und Dichten und Zweifel am Können[1] wogte er hin und her und fühlte sich namenlos unglücklich.

---

doch kein gar zu großer Zeitraub, und ein solches Gedicht abschreiben und mit fünf Zeilen begleitet an eine Redaktion übersenden, bei Gott, das ist ja das Werk einer Viertelstunde. — —

Komm, liebenswürdige Sentimentalität, schließe mir eine neuere, schönere Welt auf.

Hu! Wie süß ist's zu fröstelu beim durch die Kamine sausenden Geisterklagelied (der Pöbel hält es für Wind), oder hinauszustarren in die schwarze Nacht!

9. Juni 1846.

O divina majestas! Qui homines me circumdant! Non corda iis, non animi. Nullum mihi mansit solatium. An mihi melius eris, in regiones remotas decurrere, aut insanire? . . . Nonne fortuna mutabitur? —

Ne hoc quidem diarium ab impiis manibus liberum est. Latine scribere cogor, quae imo ardenter corde sentio et quae intra cogitationum vincula retinere nequeo et quae optime vernacula exprimi potuissent.

Wenn ich nicht noch Lektüre hätte! — Ich vergesse da alles um mich her und bin recht vergnügt; da lese ich gleich ein ganzes Buch in einem Athem. Betäuben muß man sich doch. — Vieler Gram wäre ja doch ärger als vieles Bücherlesen. (Lacht zu, lacht zu in Gottes Namen!) Hätte ich nur lauter Schriften von Hoffmann!! Vive la Phantasie . . . .

10. August 1846.

Ein wahrer Höllentag, der mir das Peinliche und Drückende meiner äußeren Lagen und Konvenienzen äußerst fühlbar machte und auf die zwischen mir und meiner nächsten Umgebung

leider!!!

obwaltenden Mißverhältnisse ein sehr grelles Licht warf. Gott hat mich unter Leute gesetzt, die durchaus nicht mit mir zusammenpassen, die mit dem besten Willen das seltsame Talent vereinen, zur Ausführung ihres guten Willens die inkonsequentesten Mittel zu wählen. — Das ist ein langsam zehrendes Gift für mich. — Auf die meisten Menschen lassen die Worte Christi sich anwenden, die er am Kreuze sprach: „Sie wissen nicht, was sie thun." Am wenigsten kann eine Gesellschaft von drei Personen gedeihen, wenn in dem Charakter jeder einzelnen die Schwäche der Grundton ist.

[1] Hamerling hatte „Die Märtyrer" seinem Professor P. Sengschmitt überreicht. Dieser legte anerkennend das Manuskript bei der Jahresschulprüfung öffentlich vor, äußerte aber dem Knaben gegenüber mündlich über das Werk nichts — er wollte den Schüler offenbar durch ein ausdrückliches

April 1846 hatte er den Plan zu einem biblischen Epos in drei Gesängen „Die Bethuliade“ entworfen — er wollte damit das „Meisterstück“ seiner Jugendmuse

---

Lob nicht zur Beschäftigung mit Sachen, die vorläufig noch als Nebendinge gelten müßten, aufmuntern. Dieses kränkte aber den Knaben nicht wenig. „Wer so recht von Grund seines Herzens Dichter ist,“ klagt das Tagebuch, „kann urtheilen, sonst aber Keiner, wie sehr das gänzliche Uebersehen eines guten Willens in die tiefste Brust hineinschneidet. — Das mühevoll ausgearbeitete Werk von einem ganzen Jahre auf zwanzig Bogen abschreiben, mit einem Herzen voll banger Erwartung, angstvoll harrend der Dinge, die nach einer solchen Haupt- und Staatsaktion, wie man meint, erfolgen sollen, — all' diese Mühe hätte doch ein „Ihr Werk hat mir gefallen oder nicht“ verdient. Herr Religionsprofessor Leander Knöpfer, dem ich die „Eutychia“ überreichte, hat doch wenigstens gesagt: „Ich müsse fleißig gewesen sein.“ Nach diesen Worten nehme ich freilich einen sehr untergeordneten Platz unter den schreibenden Leuten ein, und wäre die „Eutychia“ das schönste Gedicht von der Welt, denn es giebt zehnmal dickere Bücher, als meine „Eutychia“ — aber er hat doch wenigstens bewiesen, daß er wisse, ob mein Büchlein dünn oder dick sei! — Nichts mehr von dem närrischen Zeug! Man prallt überall mit der Nase an! Alles ist anders als man denkt! Wenn's so fort geht — — — Wie komme ich weiter?? Hätte ich wenigstens Geld! — — — O, mein heiliges römisches deutsches Reich, nimm doch einmal Notiz von mir armem Teufel!!“

Etliche Tage später seufzt er weiter: „ . . . Zweifel, ob ich wirklich poetisches Talent besitze — welche Zweifel in einem gräßlichen Kontrast mit meinen Wünschen, Plänen und Entwurfen stehen!!! Sie überkommen mich in trüben Stunden und erfüllen mich immer mit tiefer Schwermuth. Begründet sind sie in der Mangelhaftigkeit meiner bisherigen Versuche, welche ich für Miniaturbildchen und allen poetischen Sinnes entbehrende prosaische Machwerke halte. Es hat eine Zeit gegeben, wo ich nicht Eines meiner Gedichte um vieles weggegeben hätte; mein Beruf war mir unzweifelhaft; — das war eine schöne Zeit! — Und jetzt kann ich mich kaum enthalten, all' mein Geschreibsel zum Fenster hinauszuwerfen. Ich habe Niemand, der mir in ästhetischer Hinsicht zum Führer dienen könnte, und wäre doch so gerne bereit, Belehrung anzunehmen und zu benutzen! All' mein Ringen nach Erkenntnissen scheint vergebens zu sein . . .!!“

Dann wieder persiflirt sich ganz köstlich der knabenhafte Ehrgeiz: „Allerhand Gedanken gehabt über die Schwierigkeit, emporzukommen; über die Wandelbarkeit des Schriftstellerruhmes. Gedacht: Wenn du auch wirklich das Ideal, dem du nachstrebst, erreichest, wer weiß, ob nicht schon nach einigen tausend Jahren man von dir sagt: Er war das Haupt der nunmehr glücklich verdrängten ersten Litteraturepoche, die man die griechisch-germanische nennt,

schaffen.[1] Er war mit Fleiß an die Arbeit gegangen, hatte es aber nicht über hundert Verse gebracht. Neue Gemüthsaufregungen besonders peinlicher Art waren die Ursache, daß ihm die Schaffenskraft — speciell für religiöse Stoffe — erlahmte.

---

und die, ausgehend von den Griechen, lange Jahrhunderte allenthalben herrschte, bis den Völkern durch unseren gefeierten X. das wahre Licht durch Feststellung der ästhetischen Regeln aufgegangen ist . . ."

[1] 9. April 1846.

. . . Heute habe ich den Plan zur

Bethuliade,

ein biblisches Epos in drei Gesängen,

entworfen, und wenn dies Werk gelingt, so wird es das Meisterstück meiner Jugendmuse.

Schon sehe ich mit herzlichem Wohlbehagen folgende gedruckte Buchhändler-Anzeige:

„Die Bethuliade. Ein biblisches Epos in drei Gesängen von Rupert Johann B. Hammerling. Mit des Verfassers Bildniß, in Holz gestochen. Löschpapier. Till-Eulenspiegelformat. Znaym 1847."

Dritter Abschnitt.

Streit und Sieg.

> Ha, wie's in meinem Herzen reißt!
> Zu neuen Gefühlen
> All' meine Sinne sich erwühlen!
>
> Goethe.

Als frommer Knabe hat Robert Hamerling das Stift Zwettl verlassen. Aus dem Gewühle der Kaiserstadt schweifen seine Gedanken sehnend wieder und wieder zurück in das stille Kloster — in die traute Zelle seines priesterlichen Freundes. Das Exemplar „Philothea", das P. Hugo ihm beim Scheiden geschenkt, trägt er bei sich wie einen Talisman, und allabendlich nimmt er aus ihm eine Lesung vor. Zu Beginn jedes Monats naht er sich dem Beichtstuhle und empfängt das Abendmahl, und wenn es ihm die Zeit gestattet, besucht er täglich die Messe in der am Wege zur Schule gelegenen Paulanerkirche.

Als die erste Humanitätsklasse zu Ende, sucht er — wie wir bereits wissen — seine Waldheimath auf. In Kirchberg am Walde aber, im Dachstübchen seines

Onkels Leopold, weiht er die Nacht vom 15. auf den 16. September 1845 einem strengen Exercitium[1] — einer ernsten Selbstschau, deren Ergebniß, vom Knaben aufgezeichnet, die strenge Richtung seines Gemüthes offenbart.

Iniquitates meae supergressae
sunt caput meum et sicut onus
grave gravatae sunt super me.
Psalm 37.

Mein Herr und mein Gott! Schaudernd vor dem Abgrunde, von dessen Flammenrachen jeden Augenblick Tod und Verderben mir droht, wag' ich es, bebend aufzublicken zu deiner glanzerfüllten Höhe, aus der die heilige Tugend im Strahlenkleide mir entgegenschimmert; wag' es, aufzublicken zu ihr, die treulos ich verlassen, um in die Arme des entsetzlichen Scheusals — der Sünde — mich zu werfen! Hätte ich es nie gethan, hätte ich dies Scheusal nie gekannt, nie mich vom Flitterreiz des modernden, übertünchten Gerippes verblenden und aus den Armen der Tugend und Unschuld verlocken lassen! o Gott! Mit ganzem Herzen hasse ich es nun; erkenne den gefährlichen, elenden Zustand meiner verirrten Seele; obgleich die Sünde mich fest umstrickte mit ihren Todesarmen, blicke ich dennoch voll Sehnsucht hinan aus unermeßlicher Tiefe nach dem strahlenden Throne der Tugend! liebe sie noch, strebe hinan und erreiche sie doch nicht; denn zu hoch ist sie, weil ich zu tief. Mit größtem Rechte kann ich jene Worte des gottseligen Thomas a Kempis („Nachfolge Christi" III. 48) auf mich beziehen, wo er spricht:

„Ich verlange dich innigst zu genießen, kann dich aber nicht erreichen.

[1] Ein solches nächtliches Exercitium hatte der Kleine unter Anleitung P. Hugo's bereits einmal im Stifte Zwettl durchgemacht. „Stationen" S. 64.

„Ich wünsche anzuhangen den himmlischen, aber die zeitlichen Dinge und die unabgetödteten Leidenschaften drücken mich nieder.

„Mit dem Geiste möchte ich über alle Dinge erhaben sein, vom Fleische aber werde ich gezwungen, wider den Willen ihnen unterthan zu sein.

„So bin ich unglücklicher Mensch mit mir im Kampfe und mir selbst zur Last geworden, da der Geist aufwärts, das Fleisch abwärts zieht."

Doch soll nichts mehr mich zurückhalten, die sklavische Fessel der Sünde zu zerreißen, um mich in das beseligende Joch der Tugend zu schmiegen und nimmermehr sie zu verlassen! „Mein Joch ist sanft und meine Bürde ist leicht!" — Und dennoch geben wir so willig dem argen Tyrannen uns gefangen, dessen Thron die Bosheit, dessen Scepter Hinterlist und Lüge, dessen Krone der Tod ist! dessen weites, ödes Gebiet ewige Klage und Verzweiflung durchweinen, wo verlangende Schlünde sich aufthun, ihr Opfer zu empfangen! Ach! und mein Fuß verirrte sich in dieses Reich! — Wie nennt sich jenes beseligende Gebiet, das ich hinter meiner Wüste gewahre! Ich kann dies Reich nicht malen; nur hinsinken kann ich im frohen Entzücken und dann wieder trauernd hinüberstaunen in seine gesegneten Fluren! — — — Es ist der Tugend Land! —

Hinüber, hinüber in's selige Land
Voll Pracht, die nur selten ein sterblicher ahnt,
Voll Früchte, die selten ein Sterblicher pflückt,
Weil es zu erreichen nur Wenigen glückt.

Nicht länger bewohn' ich der Sünde Gebiet,
Ein zündender Funke im Busen mir glüht.
Ich muß es erreichen, das selige Land,
O reich' mir, Maria, die leitende Hand! —

* * *

> Pauper sum et miseriarum plenus ab incunabulis et interdum anima mea admodum contristatur, interdum et propter futuras tribulationes perturbatur.
>
> Psalm 87. 16.

Das Gestirn, unter dessen Regiment und unmittelbarem Einfluß mein ganzes Leben völlig ununterbrochen stand und steht, die Richtschnur, die bisher alle meine Lebenswege, all' mein Thun und Lassen bestimmte, ist die Schwäche. „Nescio, an magis peccatum pariat debilitatem, quam debilitas peccatum.“ Der flüchtigste Blick auf mein bisheriges Leben erweist jenes zur vollen Genüge.

Blicke ich zurück in die ersten Tage meines Knabenalters, so finde ich überdies traurige Spuren einer angeborenen Neigung zur Sünde. Die Erinnerung liefert mir hiezu Belege genug. — Ich meine einen Zeitpunkt, wo der Mensch noch um seine ganze Menschlichkeit mit dem Chaos zu ringen scheint: der Zeitpunkt von 4—8 Jahren. Selbst Leidenschaft hat während dieses Zeitraums gefußt, der bald eine zweite folgte, die ein edler Grundsatz dämpfte! Darauf folgte eine ungleich schönere Zeit vom 8. bis 10. Jahre. Wissen gab meinem Geiste Nahrung. Deutlicher und heller dämmerte die Vernunft auf und lehrte mich unterscheiden: — ein P. Hugo leitete mich! —

Ein Zeitpunkt aber kam heran, der mich fortriß aus der Heimath und von Allen, die mir wohlgewollt. Friedliche Jahre waren die beiden letzten Jahre — schöne Jahre — unvergeßliche Jahre. Ich will mich an euch erinnern als die besten meines Lebens und kann den Augenblick nicht segnen, der euren Frieden mir entrissen! —

Pharao von Aegypten ließ die jungen Knaben von israelitischem Geschlechte ums Leben bringen, damit sie nicht einst als Männer seines Reiches unaufhaltsam sich bemächtigten. Ersticken wir böse, böse Neigungen als Kinder und lassen wir sie nicht erst zu schlag- und siegfertigen Männern so zu sagen anwachsen!

Principiis obsta; sero medicina paratur.
Quum mala per longas invaluere moras. (Ovid.)

Die Nichtbeachtung dieser merkwürdigen Sentenz war die Quelle alles meines Mißgeschickes. Die einer derartigen Uebereilung folgenden Auftritte bedürfen keiner Erinnerung, ihr Gedächtniß aufzufrischen. Dieselben versetzten mein ganzes Gemüth in eine Stimmung, die nahe an kraftzerstörende Trauer und Melancholie stieß und dergestalt in meinem Herzen sich einnistete, daß ich eine gewisse Sentimentalität nur mit Mühe jetzt bekämpfe.

Wehmuth ist eine Saite des menschlichen Herzens, die, einmal mit starker Hand angerissen, dann bei der leisesten Berührung klingt! —

Rechne ich hinzu das Toben mancher Leidenschaft — kurz — — — — — — — —

Ich wollte manchem ungestümen Gewässer einen Damm setzen; that es; erreichte den Zweck, obgleich ich bald als der Beklagenswertheste dastand! —

Ich schwor Gott Gelübde, und erst als ich den Schwur gebrochen, wußte ich, daß ich's gethan; oder eine Klausel führte mich irre. —

Als was stand und stehe ich da? —

Ich lebte in ewiger Drangsal.

Die neue Lebensperiode ist noch schlimmer.

Uebrigens danke ich Gott für seine Drangsal, da sein Schuldbrief an mich unendlich ist. —

Ich spreche mit Thomas a Kempis:

„Ich sage dir Dank, daß du meiner Missethaten nicht geschont, sondern mich mit harten Schlägen zermalmt hast, indem du mit Schmerzen mich heimsuchtest und Aengsten von außen und von innen sandtest.“ (Nachfolge Christi III. 50.)

Ein Gedanke, ein einziger Gedanke zerreißt mein Herz; der Gedanke, was ich sein könnte, und was ich bin. —

Und warum bin ich nicht, der ich sein könnte? — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun kehre dich wieder, Auge, vom Hinblick auf ein so jammervolles Leben!

Es ist — ich fühle es in diesen Augenblicken — der Mensch nie größer, freier, erhabener, als im Hinblick auf sein ganzes bisheriges Leben. Lust ist's, in vergangene Tage niederblicken zu können, und waren sie noch so traurig. Doch ach, mir nicht ganz so! — Gerne sehen wir auf Tage zurück, die Mißgeschick bezeichnet, doch nicht auf solche, die Schuld gebrandmarkt!

Doch Muth!

Ist's nicht ein Vater noch, der in den Himmeln thronet?
Der gläubiges Vertrau'n mit Gnadenspende lohnet?
Ja, sein Herz voll Lieb und Huld
Hegt Erbarmen auch für Schuld.
Er liebt, was sich in seiner Sonne sonnet.

* * *

Notam fac mihi viam, in qua ambulem, quia ad te levavi animam meam.

Psalm 142.

Das heiligste Band, das den Sterblichen seinem Schöpfer verknüpft, ist das Gebet. Nichts ist des Menschen würdiger, als das Gebet. Aus diesem Grunde bete

I. oft und gerne; theils in festgesetzten Andachten, theils in sonstigen frommen Anmuthungen.

II. Lies morgens und abends jeden Tag ohne Ausnahme aus einem geistlichen Buche — nebst der bestimmten Morgen- oder Abendandacht, die nie unterbleiben darf.

III. Ehre die heilige Gottesmutter und vergiß sie keinen Tag.

IV. Was du Gott als Gelübde versprochen, bestrebe dich ferner genau und pünktlich zu beachten.

V. Ueber jene Fehler, zu denen du größere Neigung verspürst, erforsche täglich dein Gewissen, denke über ihre

Häßlichkeit oft nach und gelobe zu festgesetzten Zeiten mehrere Male den Tag über, sie mit göttlicher Gnade nach Kräften zu meiden.

VI. Wenn es möglich ist, so empfange monatlich einmal das allerheiligste Sakrament des Altars.

VII. Höre die heilige Messe mit mehr Andacht.

* * *

Exaudivit Dominus deprecationem meam: Dominus orationem suscepit.

Psalm 6.

Gott der Erbarmungen! Liebevoller treuer Vater deiner Geschöpfe! — Dank dir, daß du mein umnachtetes Herz von einem Strahl deiner Gnade wolltest erleuchten lassen, auf daß ich erkannte die Größe meiner Bosheit und meiner Niedrigkeit vor dir!

O möchte ich nicht umsonst gerungen haben, Gnade und Erbarmungen auszuwirken für mich, Elenden!

Nahe, fürwahr! ist mir mein Verderben, schon gähnt der Abgrund, mich hinabzuschlingen!

Zwischen erbebenden Felsen hat man mich gekettet, mich zu begraben, im Sturze drohend.

Sende einen Blick der Erbarmung in mein Elend nieder; der Fels wird Asche, und der Abgrund gähnt nicht mehr.

„Es ist Niemand, der mich tröste, von allem, was unter dem Himmel ist, als du, Herr! mein Gott! du himmlischer Arzt der Seelen; der du schlägst und heilest, zur Unterwelt führest und wieder heraus." (Thomas a Kempis III. 50.)

Wenn du nicht hilfst, so muß ich rettungslos versinken; aber fest baut, wer dem Herrn vertraut; grenzenlos ist seine Güte, seine Erbarmung!

Ich hoffe es denn zu dir, Allmächtiger! und trete wieder weg von deinem Angesichte, hoffend und bittend, daß deine Milde mich geleite.

Vor dein ewig waches Auge trat ich in der Stille der Nacht und flehte; nun Herr! geschehe dein Wille!

Heilige Maria, Gottesmutter, Jungfrau, stütze du mein Gebet, denn wohlgefällig dem Auge des ewigen Vaters bist du, erlesene Jungfrau!

Dir, Jungfrau, will ich immerdar vertrauen,
Denn groß bist du vor Gottes Angesicht;
Auf dich, Maria, will ich stets noch bauen,
Bis daß dies Aug' im letzten Kampfe bricht.
Dann darf ich froh in künft'ge Zeiten schauen,
Von dir geschirmt, o Hehre, zag' ich nicht,
Bis an mein Ende sei mir treu zur Seite
Und schütze mich in meinem letzten Streite.

Nach solchem Zeugnisse[1] für das streng religiöse Empfinden des Knaben, das einige Monate später in „Eutychia" neuen Ausdruck in gebundener Rede gefunden und ihm so manchen Hohn und Spott ein-

[1] Wie noch heutzutage wurde auch damals an den österreichischen Mittelschulen den Schülern allsonntäglich Exhorte gehalten. Unser Poet hat dieselben gerne gehört, wie er sich auch zu Predigten in anderen Kirchen aufmerksam eingefunden. Die Aufzeichnung von Auszügen solcher geistlicher Reden im Tagebuche kann obigen Zeugnissen zugezählt werden. Die bezüglichen Blätter jedoch hier zum Abdrucke zu bringen, hieße wohl — da sie mehr oder weniger kritiklose Wiedergabe fremder Gedanken — unnöthige Druckverschwendung. Nur eine ganz kleine Tagebuchnotiz dieser Art scheint aus ganz besonderem Grunde nicht unangebracht.

27. Juli 1845.

Die Exhorte hielt H. H. P. Hieronymus Hofbauer — sehr gut. Die Sentenz, „die Erde sei der Vorhof des Himmels" gefiel mir besonders.

P. Hieronymus Hofbauer nämlich, der Freund P. Ambros Haßlinger's, welch Letzterer Jenem seinen Großneffen warm empfohlen (vergl. S. 114 unseres Buches), lebt noch heute — ein schier neunzigjähriger Greis — als Senior des Schottenstiftes. Sollte ihm unser Buch vielleicht zufällig in die Hände gerathen, so wird den würdigen Priester die Erwähnung von seiten des künftigen Ahasverussängers gewiß nur angenehm berühren.

trug,[1] überrascht uns unter'm 23. Februar 46 im Tagebuch eine Notiz. Sie lautet: »Nunquam vehementius in animo meo passionum et adfectuum conflictus grassabatur quam his diebus. Non idem porro sum, qui eram; aliter cogito, utrum melius an peius, nescio; aliter penitus ago, utrum melius an peius, nescio; somnus me fugit et diu noctuque spei fontem inquiro, at frustra laboro.« Wie sollen wir diese Aufzeichnung deuten? — In der That, ein heftiger Konflikt war im Innern des Knaben ausgebrochen — ein religiöser Konflikt, aber ein solcher, der, wenn auch, wie uns spätere Tagebuchblätter belehren, in religiösen Zweifeln sich äußernd, thatsächlich nicht als philosophisches Ringen nach metaphysischer Wahrheit, sondern wohl als ethischer Widerstreit, als Kampf um's Glück sich darstellt. Es war also ein Streit kaum zwischen Glauben und Wissen, zwischen Dogmen und Anschauungen, vielmehr ein Kampf entgegengesetzter Strömungen und Stimmungen . . . : „Der Kampf zwischen thätigem und beschaulichem Leben, zwischen

---

19. Mai.

[1] „ . . . Der Bächler hat dem Bruckner geschrieben. Von mir hat er dareingeschrieben: „„Dem Hammerling habe ich geschrieben und ihm auch durch Böhm meine Adresse zugesendet, wann erfahre ich etwas? Schreibe mir doch wenigstens du, was er macht; ob er noch immer froh ist, ein dürrer Jesuit werden zu können; ob er noch Herrn Haller einen Narren nennt, wenn er über die Pfaffen die Wahrhrit sagt?""

Dürrer Jesuit? — — —

Pfaffen? — — —"

Bächler war Sängerknabenkollege Hamerling's; S. 68 unseres Buches (Textanmerkung) berichtet über ihn. Freilich klingt obige Briefstelle für einen angehenden Theologen etwas stark — aber der Hinblick auf die wohlgefüllte Krippe schafft so manchen jungen Pfaffenfeind zum heißblütigsten Priesterkandidaten.

irdischem Bestreben und mystisch-asketischem Kult des Guten und Schönen, zwischen Weltgenuß und Weltentsagung. . .![1]

Um einmal Priester werden zu können, war er ins Stift Zwettl als Sängerknabe eingetreten — mit dem gleichen Wunsche, der nur durch vierjähriges Klosterleben gefestigt ward, war er nach Wien übergesiedelt.

. . . . . Da drückt ans Fenster der Zelle
Sacht ein wehender Hauch — es erschließt sich, die freieren Lüfte
Quellen herein. Sie hauchen so würzig, von Düften geschwängert
Blühender Sträucher im Garten — es geht durch die Wipfel der Bäume
Leis' wie im Traum ein Geflüster . . .
Weit ist und herrlich die Welt, o sieh', und so enge die Zelle.[2]

Wenn er sich jetzt die Frage wegen seines Berufes ernstlich aufwarf, so fühlte er sein Inneres in Auflehnung gegen den geplanten Eintritt in den Priesterstand.

Gefallen war der Wall des Klosters! Das wogende Leben dringt ungedämmt in das weltunbekannte Herz des Knaben-Jünglings, dessen in sich gekehrte und verschüchterte Sinnlichkeit bisher nur in der Askese die höchste Wonne erkannte, jetzt aber plötzlich den Zug der Welt leise in sich verspürte, da allem voran der Strahl einer schwärmerischen Jugendliebe dem Sinnenleben die engumgrenzte Düster-

[1] „Stationen" S. 89.
[2] „König von Sion", 8. Aufl., S. 115.

heit genommen und eine andere Form gegeben. Mächtig fühlte sich der Knabe durch die Entdeckung dieses Umschwunges beunruhigt.

> O wie könnt' ich entsagen
> Jemals der himmlischen Lust, die beseligt ohne Befleckung,
> Ohne zurück zu lassen im Herzen den Stachel der Reue.[1]

Der Streit im Innern war entbrannt. Er tobte heftig, so heftig wie in Hilla's Brust —, in der Brust des Mädchens, das in überheißem Streit aus düstrer Sinnlichkeit der Selbstqual empor sich ringt zu gold'nem Licht der Liebe.[2]

Mehr und mehr fühlt der Knabe in sich erschüttert die Ethik der Askese. Mit allen Kräften, mit allen Mitteln glaubt er darum festhalten zu müssen an den Stimmungen seiner Klosterzeit. So fest und krampfhaft hält eben ein Jeder an dem fest, was er — und er weiß es selbst nur zu gut — nothwendig verlieren muß. Aber das Herz wird nun auch gemach Kuppler dem Verstande.... In banger Seelenqual klammert sich der Kleine mehr als je an religiöse Uebungen. Wiederholt während des Monats geht er zur Beichte und zum Abendmahl, greift während des Tages immer und immer zu Thomas a Kempis und Franz von Sales

---

[1] „König von Sion", 8. Aufl., S. 111.

[2] Seitdem Grillparzer den dritten Akt seiner Hero-Tragödie gedichtet, hat kein deutscher Poet Liebesentfalten keusch-inniger und psychologisch-tiefer zu zeichnen vermocht, als Hamerling im vierten Gesange des „König von Sion" in der nächtigen Scene im Nitzingkloster zwischen Jan und Hilla. In der Schilderung aber von Hilla's Seelenkampf hat der Dichter die Erinnerung an sein eigenes Ringen ums Glück hochpoetisch verwerthet.

Donaugestade war daher unserer wunden Füße und besagter herzlicher Rührung wegen so trübselig, daß ich zu meinem Verdrusse jenes an sich sehr vernünftige Projekt des Kahlenberger-Selbstexils unausführbar fand; also trabten wir in unserer Müdigkeit, wie die Spondäen, beim Fischerthore hinein, wünschten uns von Herzen „gute Nacht", und ich ging zum Vater, wo ich um ein Stück Brot und ein Glas Wasser bat. . . . ."[1]

Der innere Kampf aber nimmt mit sich bald mehr, bald weniger äußernder Stärke seinen Fortgang.

11. April 46.

. . . Ach daß ich mir dieses gestehen muß . . .: wo sind die schönen Ideale?? O Welt! O Leben!! Hätte ich nur genugsam Kraft!!! Aber vielleicht ändert sich alles. . .

21. Juni 46.

Ich befinde mich übrigens, quod animum attinet recht wohl. Ich bestimme den Monat Juli zu einem mensis poenitentialis, um mich in gehörige Geistesverfassung zu setzen. Ausgelesen: „Das Gebet als Hauptmittel, um von Gott alle Gnaden und die ewige Seligkeit zu erlangen", von Alphons von Liguori. Enthält manches Gute, doch leider!!! auch manches, was nicht recht einleuchtet.

---

[1] „Als ich abends" — so schließt dieses Tagebuchblatt — „zur Mutter kam und müde mich eben zu Bette gelegt, brachte man uns plötzlich die Nachricht, daß der Nachbar Adam Fritzdorfer, der mit seiner Schwester hier wohnte und schon einige Zeit an der Schwindsucht darniederlag, 22 Jahre alt, soeben verschieden sei. Er war bei Sinnen bis zum letzten Augenblick und kurz vor dem Moment seines Todes sprach er zu seiner Schwester: „Siehst du, Marie — da mir gegenüber sehe ich mich selbst, leibhaftig wie mich Gott erschaffen hat — es ist mein Geist — ganz weiß — — siehst du, jetzt kommt er herzu und, nun schlüpft er gar unter meine Bettdecke! (— — — —)." — Wir wollen diese Stelle nicht unterdrücken, weil sie zu charakteristisch ist für unseren Poeten, der sich selbst bis ins Mannesalter in den geheimnißvollen Wäldern Jacob Böhme's oft und gerne ergangen.

23. Juni.

Ein schwerer Tag. Multum pugnavi. — — — — — — —

Vielleicht wird es jetzt besser. Wenigstens bin ich auf besserem Wege. O Gott, erhalte mich darauf! Diesen Monat habe ich zu einem Heilmonat bestimmt.

25. Juni 46.

Ungeheure Freude gehabt über den Psalm:

1. Wie lange, o Herr, vergissest du mich ganz? Wie lange wendest du dein Angesicht von mir ab?

2. Wie lange soll ich bei mir selbst berathschlagen, und mein Herz den ganzen Tag mit Kummer füllen?

3. Wie lange wird mein Feind sich über mich erheben?

4. Sieh' herab und erhöre mich, o Herr, mein Gott! Erleuchte meine Augen, damit ich niemals im Tod entschlafe!

5. Damit mein Feind nicht einst sage: Ich habe ihn überwältigt. Die mich plagen, werden frohlocken, wenn ich wanke.

6. Aber ich habe auf deine Huld Vertrauen. Mein Herz wird über deine Hülfe vor Freude aufspringen. Ich will dem Herrn singen, welcher ein Gutes gethan hat; ich will den Namen des allerhöchsten Herrn lobsingen.

26. Juni.

Meine Lektüre ist jetzt:

1. Die Psalmen.
2. Die Sprüchwörter Salomos.
3. „Die Nachfolge Christi“.
4. Franz Sales' „Philothea“.
5. Veith's[1] „Leidenswerkzeuge Christi“.

[1] Uebergreifend in eine spätere Lebensperiode unseres Dichters scheint die Erwähnung der Lektüre dieses Veith'schen Werkes nicht ungeeignet, darauf aufmerksam zu machen, daß Robert Hamerling mit dem genialsten deutschen Kanzelredner unseres Jahrhunderts und Philosophen der Günther'schen Schule, Dr. Joh. Emanuel Veith, in viel späterer Zeit (Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre) in brieflichem Verkehr gestanden ist. Dr. Veith leitete die Korrespondenz mit folgendem Schreiben ein:

Vor dein ewig waches Auge trat ich in der Stille der Nacht und flehte; nun Herr! geschehe dein Wille!

Heilige Maria, Gottesmutter, Jungfrau, stütze du mein Gebet, denn wohlgefällig dem Auge des ewigen Vaters bist du, erlesene Jungfrau!

Dir, Jungfrau, will ich immerdar vertrauen,
Denn groß bist du vor Gottes Angesicht;
Auf dich, Maria, will ich stets noch bauen,
Bis daß dies Aug' im letzten Kampfe bricht.
Dann darf ich froh in künft'ge Zeiten schauen,
Von dir geschirmt, o Hehre, zag' ich nicht,
Bis an mein Ende sei mir treu zur Seite
Und schütze mich in meinem letzten Streite.

Nach solchem Zeugnisse[1] für das streng religiöse Empfinden des Knaben, das einige Monate später in „Eutychia" neuen Ausdruck in gebundener Rede gefunden und ihm so manchen Hohn und Spott ein-

---

[1] Wie noch heutzutage wurde auch damals an den österreichischen Mittelschulen den Schülern allsonntäglich Exhorte gehalten. Unser Poet hat dieselben gerne gehört, wie er sich auch zu Predigten in anderen Kirchen aufmerksam eingefunden. Die Aufzeichnung von Auszügen solcher geistlicher Reden im Tagebuche kann obigen Zeugnissen zugezählt werden. Die bezüglichen Blätter jedoch hier zum Abdrucke zu bringen, hieße wohl — da sie mehr oder weniger kritiklose Wiedergabe fremder Gedanken — unnöthige Druckverschwendung. Nur eine ganz kleine Tagebuchnotiz dieser Art scheint aus ganz besonderem Grunde nicht unangebracht.

27. Juli 1845.

Die Exhorte hielt H. H. P. Hieronymus Hofbauer — sehr gut. Die Sentenz, „die Erde sei der Vorhof des Himmels" gefiel mir besonders.

P. Hieronymus Hofbauer nämlich, der Freund P. Ambros Haßlinger's, welch Letzterer Jenem seinen Großneffen warm empfohlen (vergl. S. 114 unseres Buches), lebt noch heute — ein schier neunzigjähriger Greis — als Senior des Schottenstiftes. Sollte ihm unser Buch vielleicht zufällig in die Hände gerathen, so wird den würdigen Priester die Erwähnung von seiten des künftigen Ahasverussängers gewiß nur angenehm berühren.

trug,[1] überrascht uns unter'm 23. Februar 46 im Tagebuch eine Notiz. Sie lautet: »Nunquam vehementius in animo meo passionum et adfectuum conflictus grassabatur quam his diebus. Non idem porro sum, qui eram; aliter cogito, utrum melius an peius, nescio; aliter penitus ago, utrum melius an peius, nescio; somnus me fugit et diu noctuque spei fontem inquiro, at frustra laboro.« Wie sollen wir diese Aufzeichnung deuten? — In der That, ein heftiger Konflikt war im Innern des Knaben ausgebrochen — ein religiöser Konflikt, aber ein solcher, der, wenn auch, wie uns spätere Tagebuchblätter belehren, in religiösen Zweifeln sich äußernd, thatsächlich nicht als philosophisches Ringen nach metaphysischer Wahrheit, sondern wohl als ethischer Widerstreit, als Kampf um's Glück sich darstellt. Es war also ein Streit kaum zwischen Glauben und Wissen, zwischen Dogmen und Anschauungen, vielmehr ein Kampf entgegengesetzter Strömungen und Stimmungen . . . : „Der Kampf zwischen thätigem und beschaulichem Leben, zwischen

19. Mai.

[1] „. . . Der Bächler hat dem Bruckner geschrieben. Von mir hat er dareingeschrieben: „„Dem Hammerling habe ich geschrieben und ihm auch durch Böhm meine Adresse zugesendet, wann erfahre ich etwas? Schreibe mir doch wenigstens du, was er macht; ob er noch immer froh ist, ein dürrer Jesuit werden zu können; ob er noch Herrn Haller einen Narren nennt, wenn er über die Pfaffen die Wahrhrit sagt?""

Dürrer Jesutt? — — —

Pfaffen? — — —"

Bächler war Sängerknabenkollege Hamerling's; S. 68 unseres Buches (Textanmerkung) berichtet über ihn. Freilich klingt obige Briefstelle für einen angehenden Theologen etwas stark — aber der Hinblick auf die wohlgefüllte Krippe schafft so manchen jungen Pfaffenfeind zum heißblütigsten Priesterkandidaten.

irdischem Bestreben und mystisch-asketischem Kult des Guten und Schönen, zwischen Weltgenuß und Weltentsagung...![1]

Um einmal Priester werden zu können, war er ins Stift Zwettl als Sängerknabe eingetreten — mit dem gleichen Wunsche, der nur durch vierjähriges Klosterleben gefestigt ward, war er nach Wien übergesiedelt.

..... Da drückt ans Fenster der Zelle
Sacht ein wehender Hauch — es erschließt sich, die freieren Lüfte
Quellen herein. Sie hauchen so würzig, von Düften geschwängert
Blühender Sträucher im Garten — es geht durch die Wipfel der Bäume
Leis' wie im Traum ein Geflüster ...
Weit ist und herrlich die Welt, o sieh', und so enge die Zelle.[2]

Wenn er sich jetzt die Frage wegen seines Berufes ernstlich aufwarf, so fühlte er sein Inneres in Auflehnung gegen den geplanten Eintritt in den Priesterstand.

Gefallen war der Wall des Klosters! Das wogende Leben dringt ungedämmt in das weltunbekannte Herz des Knaben-Jünglings, dessen in sich gekehrte und verschüchterte Sinnlichkeit bisher nur in der Askese die höchste Wonne erkannte, jetzt aber plötzlich den Zug der Welt leise in sich verspürte, da allem voran der Strahl einer schwärmerischen Jugendliebe dem Sinnenleben die engumgrenzte Düster-

[1] „Stationen" S. 89.
[2] „König von Sion", 8. Aufl., S. 115.

heit genommen und eine andere Form gegeben. Mächtig fühlte sich der Knabe durch die Entdeckung dieses Umschwunges beunruhigt.

> O wie könnt' ich entsagen
> Jemals der himmlischen Lust, die beseligt ohne Befleckung,
> Ohne zurück zu lassen im Herzen den Stachel der Reue.[1]

Der Streit im Innern war entbrannt. Er tobte heftig, so heftig wie in Hilla's Brust —, in der Brust des Mädchens, das in überheißem Streit aus düstrer Sinnlichkeit der Selbstqual empor sich ringt zu gold'nem Licht der Liebe.[2]

Mehr und mehr fühlt der Knabe in sich erschüttert die Ethik der Askese. Mit allen Kräften, mit allen Mitteln glaubt er darum festhalten zu müssen an den Stimmungen seiner Klosterzeit. So fest und krampfhaft hält eben ein Jeder an dem fest, was er — und er weiß es selbst nur zu gut — nothwendig verlieren muß. Aber das Herz wird nun auch gemach Kuppler dem Verstande.... In banger Seelenqual klammert sich der Kleine mehr als je an religiöse Uebungen. Wiederholt während des Monats geht er zur Beichte und zum Abendmahl, greift während des Tages immer und immer zu Thomas a Kempis und Franz von Sales

[1] „König von Sion", 8. Aufl., S. 111.

[2] Seitdem Grillparzer den dritten Akt seiner Hero-Tragödie gedichtet, hat kein deutscher Poet Liebesentfalten keuschinniger und psychologisch-tiefer zu zeichnen vermocht, als Hamerling im vierten Gesange des „König von Sion" in der nächtigen Scene im Nitzingkloster zwischen Jan und Hilla. In der Schilderung aber von Hilla's Seelenkampf hat der Dichter die Erinnerung an sein eigenes Ringen ums Glück hochpoetisch verwerthet.

und liest in ihnen und meditirt — trotzdem klagt das Tagebuch: »... submersus sum et aresco ...«

In einer dieser trostlosen Stunden — es war am 1. April 1846 — kam ihm die Idee, zur Herstellung seiner Seelenruhe — die Liebesthorheit und das häusliche Ungemach hatten das seelische Leid bis zur Unerträglichkeit gesteigert — sich durch acht Tage während der kommenden Osterfeiertage auf dem Leopoldsberge in Waldeseinsamkeit als Klausner zurückzuziehen. Der Plan war bis auf die kleinsten Punkte ausgedacht. Er wollte sich in sein Selbstexil mitnehmen seinen Mantel, um darin zu schlafen, — die Bibel, das Evangelium und seine Erbauungsbücher, sonst kein anderes Buch, — endlich einen Bleistift und ein Buch Papier; was die Lebensmittel anbelangt, so war er gesonnen, sich Brote, Käse und allenfalls Würste auf einige Tage mitzunehmen; Bruckner sollte dann nach ein paar Tagen neue Hülfstruppen zuführen. Uebrigens sollte kein Mensch um ihn und seinen Aufenthaltsort etwas wissen, außer Bruckner, der öfters nachsehen und ihn benachrichtigen sollte, sofern seine Eltern über sein Entweichen allzu ängstlich wären. Er entdeckte also seinen ganzen Plan dem Freunde, der zwar anfangs gewaltig abmahnte, endlich aber doch beistimmte, als ihm die beruhigende Zusage ward, es käme erst darauf an, ob man einen geeigneten Platz fände. Beide begaben sich demnach auf die Suche nach einem passenden Orte. Am 2. April nachmittags gingen sie durch die Stadt beim Schottenthor hinaus, durch die Rossau, Döbling und gelangten

auf die Höhen um Wien, wo die Stadt, die Donau und die ganze Ebene vor ihren Blicken dalag. Sie kamen endlich dem Kahlenberg ganz nahe; da sie aber sahen, daß er nur theilweise und sehr dünn bewachsen sei, so beschlossen sie, auf den Leopoldsberg überzugehen. Sich rechts wendend, erblickten sie, nachdem sie noch manchen unwegsamen Pfad zurückgelegt, in der tiefen Niederung, hart an der Donau, das freundliche Kahlenbergerdorf mit seinem silberblinkenden Thürmchen. Hart daneben erhebt sich der Leopoldsberg. Sie mußten ihn nun ersteigen und nahmen ihren Weg über die überaus steile, felsige, sogenannte „Nase“. Lustig trabten sie aufwärts. Kühle, scharfe Winde bliesen, unter ihnen rann die Donau. Gemach wurde ihnen das Steigen ziemlich beschwerlich — ihre Herzhammer pochten; — sie rasteten wohl öfters, waren aber durch die vorherige beschwerliche Wanderung um so mehr ermüdet, als sie bei ihrem Auszuge für eine Möglichkeit der Erquickung nicht gesorgt. Ihre Augen waren, wie Einer am Andern bemerkte, mit Blut unterlaufen. Endlich rieth Bruckner, in Gottes Namen wieder herabzusteigen. Der Andere wollte zwar anfangs von solcher Feigherzigkeit nichts wissen, mußte aber zuletzt doch nachgeben, und es ging wieder abwärts, „nicht ohne, daß wir beschlossen, um alles fernere Steigen zu vermeiden, auf unserem Rückwege gerade der Donau nachzugehen. Gesagt, gethan. Aber die freundlichen Gasthauslokalitäten an der Straße und der daraus hervorschallende Jubel hätte uns fast zu Thränen gerührt!!! Der Heimgang neben dem

Donaugestade war daher unserer wunden Füße und besagter herzlicher Rührung wegen so trübselig, daß ich zu meinem Verdrusse jenes an sich sehr vernünftige Projekt des Kahlenberger-Selbstexils unausführbar fand; also trabten wir in unserer Müdigkeit, wie die Spondäen, beim Fischerthore hinein, wünschten uns von Herzen „gute Nacht", und ich ging zum Vater, wo ich um ein Stück Brot und ein Glas Wasser bat. . . . ."[1]

Der innere Kampf aber nimmt mit sich bald mehr, bald weniger äußernder Stärke seinen Fortgang.

11. April 46.

. . . Ach daß ich mir dieses gestehen muß . . .: wo sind die schönen Ideale?? O Welt! O Leben!! Hätte ich nur genugsam Kraft!!! Aber vielleicht ändert sich alles. . .

21. Juni 46.

Ich befinde mich übrigens, quod animum attinet recht wohl. Ich bestimme den Monat Juli zu einem mensis poenitentialis, um mich in gehörige Geistesverfassung zu setzen. Ausgelesen: „Das Gebet als Hauptmittel, um von Gott alle Gnaden und die ewige Seligkeit zu erlangen", von Alphons von Liguori. Enthält manches Gute, doch leider!!! auch manches, was nicht recht einleuchtet.

[1] „Als ich abends" — so schließt dieses Tagebuchblatt — „zur Mutter kam und müde mich eben zu Bette gelegt, brachte man uns plötzlich die Nachricht, daß der Nachbar Adam Fritzdorfer, der mit seiner Schwester hier wohnte und schon einige Zeit an der Schwindsucht darniederlag, 22 Jahre alt, soeben verschieden sei. Er war bei Sinnen bis zum letzten Augenblick und kurz vor dem Moment seines Todes sprach er zu seiner Schwester: „Siehst du, Marie — da mir gegenüber sehe ich mich selbst, leibhaftig wie mich Gott erschaffen hat — es ist mein Geist — ganz weiß — — siehst du, jetzt kommt er herzu und, nun schlüpft er gar unter meine Bettdecke! (— — — —)." — Wir wollen diese Stelle nicht unterdrücken, weil sie zu charakteristisch ist für unseren Poeten, der sich selbst bis ins Mannesalter in den geheimnißvollen Wäldern Jacob Böhme's oft und gerne ergangen.

23. Juni.

Ein schwerer Tag. Multum pugnavi. — — — — — — —

Vielleicht wird es jetzt besser. Wenigstens bin ich auf besserem Wege. O Gott, erhalte mich darauf! Diesen Monat habe ich zu einem Heilmonat bestimmt.

25. Juni 46.

Ungeheure Freude gehabt über den Psalm:

1. Wie lange, o Herr, vergissest du mich ganz? Wie lange wendest du dein Angesicht von mir ab?

2. Wie lange soll ich bei mir selbst berathschlagen, und mein Herz den ganzen Tag mit Kummer füllen?

3. Wie lange wird mein Feind sich über mich erheben?

4. Sieh' herab und erhöre mich, o Herr, mein Gott! Erleuchte meine Augen, damit ich niemals im Tod entschlafe!

5. Damit mein Feind nicht einst sage: Ich habe ihn überwältigt. Die mich plagen, werden frohlocken, wenn ich wanke.

6. Aber ich habe auf deine Huld Vertrauen. Mein Herz wird über deine Hülfe vor Freude aufspringen. Ich will dem Herrn singen, welcher ein Gutes gethan hat; ich will den Namen des allerhöchsten Herrn lobsingen.

26. Juni.

Meine Lektüre ist jetzt:

1. Die Psalmen.
2. Die Sprüchwörter Salomos.
3. „Die Nachfolge Christi“.
4. Franz Sales' „Philothea“.
5. Veith's[1] „Leidenswerkzeuge Christi“.

---

[1] Uebergreifend in eine spätere Lebensperiode unseres Dichters scheint die Erwähnung der Lektüre dieses Veith'schen Werkes nicht ungeeignet, darauf aufmerksam zu machen, daß Robert Hamerling mit dem genialsten deutschen Kanzelredner unseres Jahrhunderts und Philosophen der Günther'schen Schule, Dr. Joh. Emanuel Veith, in viel späterer Zeit (Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre) in brieflichem Verkehr gestanden ist. Dr. Veith leitete die Korrespondenz mit folgendem Schreiben ein:

6. Fraissinon's „Vertheidigung des Christenthums".
7. Bougeant's „Erklärung der christkatholischen Lehre". . .
Auch die Passionsgeschichte des Erlösers übersetzte ich mir aus Goffine ins Lateinische, um alle Stunden ein Stück zu

---

Wohlgeborener, hochzuehrender Herr!

Wer da? rufen Sie wohl bei Eröffnung dieses auf gut Glück und in gutem Vertrauen abgefaßten Sendschreibens, und ein etwaiger anticipirter Blick auf die Unterschrift gewährt Ihnen wenig Auskunft; denn da steht der Name eines alten Adamskindes, das Ihnen unbekannt. Und warum schreibt dieser Herr nicht mit der Tinte, sondern mit Wasserblei und Graphit? Weil dieser Sterbliche, der noch aus dem 18. Jahrhundert stammt. in seinem 75. Jahr dem Lichte dieser Leibnitz'schen besten Welt entsagen mußte und nun schon seit beinahe sechs Jahren blind ist, daher nicht anders sich helfen kann. Allein wozu? so höre ich Sie fragen, wozu überhaupt schreiben und ins besondere mir?

Und das ist eben die Hauptsache. — Ich habe vor kurzem erst einen trefflichen Freund Knoodt, Professor der Philosophie in Bonn, dringend gemahnt, er solle und müsse den Ahasver und das zweite Epos von Münster lesen — und in gleicher Kategorie der Nothwendigkeit schreibe ich — ich muß Ihnen schreiben, ich bin innerlich dazu gedrängt! Ob auch berufen? Mindestens, obwohl im Verhältniß zu Ihnen wie der Mäusedorn zur Eiche; daß ich Ihren Geist, Ihren Zweck, Ihre Weltanschauung verstehe, und wohl auch über eins und das andere Dunkle getrost und offen zu Ihnen reden darf als zu einem lichtvollen Geiste, der die Wahrheit preiset und liebt, die langathmige, wie sie von Ihnen genannt wird, die nicht engbrüstig ästhetisch-egoistisch ist. — So viel als Präludium.

Mit Hilfe einer Dame, die zu Ihren Verehrerinnen zählt und die, was nichts Geringes ist, lesen kann, bin ich mit Ihren epischen Dichtungen vertraut worden, und wie sehr ich davon ergriffen worden, kann Ihnen schon daraus ersichtlich sein, daß ich selber schon (vor 30—40 Jahren) mit dem Gedanken umging. ein welthistorisches Epos zu bearbeiten unter dem Titel „König Morosus und seine Vasallen", was ich endlich fallen ließ, weil ich weder Muße zu den Vorstudien, noch die Kraft und den Muth dazu in mir vorfand.

Sie haben im „Ahasver" das Heidnische, sowie das pseudo-christliche Bild der Selbstvergötterung des einsamen durstigen Menschenichs dargestellt, mit einer künstlerischen Kraft und furchtbaren Wahrheit, wie Niemand vor Ihnen. Es war ein genialer Gedanke, den Nero als einen Mann von hohem Geist und gewaltigen, titanischen Gedanken aufzufassen und daneben den Seneca, diesen korrupten, heuchlerischen Stoiker, in seiner eigentlichen Misere zu zeichnen, da gerade er von den Asketen der scholastischen Altmeisterei so häufig citirt und abgeschrieben wurde, als sei er ein Dreiviertel-Christ gewesen. Der ganze Bau des Werkes ist riesig, prachtvoll und furchtbar.

lesen. Sie ist so unendlich erhaben, daß ich sie mit Entzücken verschlinge. Dabei komme ich auf gute Gedanken, z. B., bekanntlich rief Jesus am Kreuze die ersten Worte des 21. Psalmes: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich

---

Durch jede Ritze der Weltlust, der Ueppigkeit, der Impietät leuchtet das trübe Feuer des Rhadamant und Tartarus. Das Einzige, was mir nicht zusagte, wäre der Verstoß gegen die Tradition vom Martyrium der beiden Apostelfürsten. — Leicht hätten aus Rom andere Namen sich finden und jene Beiden in die letzte Katakombenscene sich versetzen lassen. So hat Heyse in seiner Dichtung „Thekla" anstatt Paulus den Namen Trychon gesetzt, um keinen Anstoß zu geben.

Im „König von Sion", der mir wie ein modernes Gegenbild zu „Nero" erscheint, sind ebenfalls so viele gewaltige Umrisse, Schilderungen, Gestalten, ethische und dämonische Grundzüge, daß ich viele Seiten darüber vollschreiben müßte, um Ihnen mein Verständniß davon verständlich zu machen. Dazu darf ich Ihre Geduld nicht mißbrauchen, muß aber doch einiges hervorheben, was gerade mir als höchst bedeutsam erscheint. Ich will es auf gut bureaukratisch numeriren: 1. der Gedanke, den Jan als Antityp des Nero mit großen, edlen, idealen Intentionen auszustatten (ohne die er ja gar nicht poetisch wäre), die jedoch von überspannter Selbstigkeit nicht frei sind und ihm zum Verhängniß werden; 2. die Ehrenmaske des Mannes von Harlem ist so treffend mit der logischen Konsequenz des Wahnsinns durchgeführt, daß es objektive Wirklichkeit wird, und daß der Prophet eine Divara ehelicht, ist wegen der pneumato-physischen Polarität des Menschen höchst charakteristisch; 3. hoch satirisch, eigentlich sarkastisch, ist das Pochen des satanischen rationalisten Krechting auf den gesunden Menschenverstand und die halb viehischen, halb kommunistischen Korrekturen, die er daraus herleitet; 4. unübertrefflich ist die Wendung in der Selbsterkenntniß des Jan, daß der Stolz, den er auf seine sittliche Reinheit gesetzt, an sich schon sittliche Unlauterkeit gewesen. So wie alles, was vom Glauben gesagt wird. Und wo könnte ich beginnen, wo enden, wenn ich über vieles andere mich verbreiten wollte? Wenn ich dennoch etwas Apartes zu bemerken kaum unterlassen kann, so ist es der Umstand, daß Jan sich selber aus der Welt hilft, was dem christlichen Bewußtsein, das in ihm wach geworden, nicht zusagt und eschatologisch nicht befriedigt. In den reichen Schätzen Ihres Geistes hätten Sie gar leicht einen anderen Weg gefunden.

Noch eine andere Bemerkung verspare ich mir zum Schlusse, dem ich zuzueilen suche. Daß Ihre Werke von Vielen gesucht und gelesen werden, ist erfreulich, denn offenbar sind Sie ein Prediger in der Wüste und Ihr Wort ist wuchtig. Daß Viele unter diesen Vielen Ihre Absicht nicht verstehen und um etwas zu reden, die Form, den Versbau, die Farbe und den Glanz des Gemäldes loben, ist ein altes Geschick. Die Oberflächlichen werden nichts

verlassen?" Dieser Ausruf wurde bisher für unerklärbar gehalten. Vielleicht hat Jesus bloß auf jenen Psalm durch Citation des ersten Verses hindeuten wollen, indem dieser 21. Psalm wie kein anderer voll der herrlichsten und unleugbarsten Weissagungen der Leiden des Erlösers ist.

Dann giebt es nichts Erhabeneres, als diesen Ausruf!!

Ceterum: Pugna magna — gratia major.

29. Juni.

Früh bei den Franciskanern gebeichtet.

Mit keinem Beichtvater war ich je zufriedener, als mit diesem. Am Ende fragte er mich, wie alt ich sei.

„Sechzehn Jahre."

„Was bist Du denn?"

„Studirender."

„In welcher Schule? In der Philosophie?"

„Nein, in der sechsten."

„Wie heißt Du denn? Hansl oder Pepi? oder —"

---

denken und beherzigen, sondern sich ámästiren. Mir fällt dabei die Anekdote von Händel ein, zu welchem nach der Aufführung des Oratoriums „Messias" viele Lords und Discounts hintraten und für die Unterhaltung ihren Dank aussprachen. Der Meister gerieth in heftigen Zorn und schrie: „Nicht unterhalten, nein, belehren wollt' ich Euch!" Allein das lassen die Leute nicht leicht sich anthun. Mich will bedünken, daß Sie eine besondere Mission von oben haben, die Sie unter bitterem Leiden und innerstem Frohlocken vollführen müssen. Wie ich das meine, vermag ich in Kürze nicht evident zu machen, auch habe ich als ein Ihnen Fremder nicht das Privilegium, Ihnen ein langes und breites vorzuschwätzen und in Ihr Vertrauen mich einzudrängen. Mit prophetischem Hellblick haben Sie das Ende Nero's und den Anbeginn der Gemeinde des Kain-Ahasver-Apolyon hingestellt. Dem Lügner und Mörder von Anfang, der Natur und Geist verderbt und vergiftet: —— dem mit dem blitzenden Schwerte Ihres Genius entgegenzutreten, scheint mir Ihre Aufgabe; und ich bilde mir ein, daß Sie ohnehin eine solche Aufgabe im Sinne führen, denn müßig sein, ist Ihnen nicht gegeben. Und so mögen Sie die vorlaute Sprache, die ich geführt, gütigst verzeihen und mit meinem Zudringen auf Grund der inneren Hochachtung Nachsicht schenken, mit der ich geharre Euer Wohlgeboren ergebenster

Wien, 21. Febr. 1869.

Dr. Joh. Eman. Veith.

„Rupert."

„Rupert? Was willst Du denn werden, mein Kind?"

„Ich weiß es noch nicht."

„Magst Du Franciskaner werden? — Du kannst jetzt gleich nach der sechsten Schule bei uns eintreten, denn das Uebrige wird bei uns im Kloster studirt. Nun, mache was Dir der liebe Gott eingiebt."

Dieses sprach er, indem ich nach der Absolution ihm die Hand küssen wollte. Ich schreibe das Gespräch mir auf, weil mich solche Freundlichkeit rührte. Niemand dürfte übrigens über diese Worte urtheilen, der die heitere, anspruchslose, patriarchalische Miene des alten Franciskaners nicht gesehen hat. Daß er übrigens vermeinte, ich wollte in seinen Orden treten, ist leicht erklärbar, weil er mich schon öfters dort beichten sah. — Uebrigens rieth er mir, ut mihi unum confessarium certum eligam. Quod faciam. Meliorem, quam ipsum non nosco.

. . . Seit einiger Zeit gestalten sich in mir die Weltansichten klar und deutlich; es wird mir hell, was ehedem finster gewesen. Ich sehe den Menschen und das Räthsel seiner Bestimmung immer mehr ein. Meine ärgsten Zweifel lösen sich; es ist, als fielen Schuppen von meinen Augen. Heil mir, daß mir Gott diese Gnade angedeihen läßt.

Meinen Glauben habe ich mir erkämpft.

2. Juli.

Es ist freilich ein schöner Satz: Trage dein Kreuz, wie groß es auch sei, und wie lang' es auch währt.

Aber — — — — — — — es giebt Augenblicke — — —

Das Schuljahr der zweiten Humanitätsklasse ging zu Ende. Mit ihm aber nicht die innere Unruhe, der harte seelische Konflikt.

Wie im Sommer des verflossenen Jahres, bot ihm auch diesmal wieder die grüne Heimath ein Ferienasyl.

Aber auch dort — im trauten Schweiggers — wollte sich die ersehnte Ruhe, der Friede des Herzens nicht einstellen. „Ja gerade in jenen Tagen steigerte sich . . . . der Konflikt . . . zu einem Grade von Heftigkeit, der nach einer Entscheidung hindrängte.“ [1]

13. Aug. [2]

Abends um 3/4 auf 7 Uhr fuhr ich mit dem Dampfwagen aus Wien ab. Die Gegend bis Stockerau ist wunderschön (ich weiß das aus Erfahrung), aber bei Nacht völlig ungenießbar. Was meine Reisegefährten betrifft, so kann ich nicht viel von ihnen sagen; d. h. von ihrer Individualität an sich; doch ist es merkwürdig, wie hübsch aus jedem Gesichte der Zweck der Reise, Hoffnung, Verdruß u. s. w. herauszubuchstabiren war. — So ein Wagen voll Leute, von denen Jeder was anderes im Sinn hat, ist eine wahre Fundgrube für Menschenkenntniß.

Wenn man in der Dämmerung so en compagnie im Wagen fährt und kein Motiv da ist, daß Einer mit dem Andern sich befreunde, was besonders der Fall ist, wenn der Zufall sehr heterogene Menschenklassen zusammenbrachte; wenn nur hie und da in einem Eck ein fader Kerl von Zeit zu Zeit eine eselhafte leere Bemerkung oder gar einen Witz hervorquackt, — dann ist's Zeit, die Gesichter zu mustern. Da sitzt Jeder still in sich gebogen, sinnt nach über seine Zustände und trägt die unverkennbaren Spuren der Beschaffenheit seiner inneren Individualität im Antlitz. —

In Stockerau angekommen, fand ich die Wagen bereit, die Einen ins Gasthaus, von wo man später mit dem Eilwagen abfährt, gratis bringen.

Dort aß ich schnell eine Suppe, worauf ich zu acht anderen Leuten gepackt und nach Kirchberg transportirt wurde.

---

[1] Stationen“ S. 91.

[2] Vergl. zu diesem Tagebuchblatt Hamerling's Aeußerung über das Stellwagenfahren im „Tagebuch meiner Heimathreise“ vom 22. August.

Dort fand die Pferdewechselung statt, und es ging dann eilig auf das Waldviertel los. Es war zum Glück diesmal nicht kalt. Schlafen konnte ich aber durchaus nicht. — Als nun die Dämmerung kam, da entrollte sich auch allmählich vor mir das Bild meiner Umgebung. —

Wir waren unser neun Personen. Jeder dieser Menschen hatte einen eigenen scharf gezeichneten Charakter. Sie waren:

1. Eine Frau. Das einzige Individuum im Wagen, das keinen bestimmten Charakter kund gab. Sie schien außer ihrem Alter und ihrer Häßlichkeit keine Eigenschaft zu haben.

2. Ein junger Mann von etwa 20 Jahren, dessen Gesicht, besonders Wange und Aug', der Herbstflur glich, von dem schon jede Spur des Lenzes verschwunden ist.

3. Der Onkel des Vorigen, der ihn der Wiederherstellung wegen in die gesunde Gegend von Zwettl bringen wollte. Er hatte ein breites, rothes Gesicht, einen aufrichtig lächelnden Mund, blaue treuherzige Augen und eine wohlbetabakte Kupfernase. Uebrigens der gutmüthigste Mann, den ich je gesehen.

4. Ein Weib aus der Umgegend Wiens. Eine Alte mit hohnblickenden Augen und hochgetragener Nase.

5. Ein Bursche von etwa 22 Jahren, der so tölpelhaft aussah, daß Dr. Gall, wäre er mit im Wagen gesessen, ihn sicherlich um seinen Schädel gebeten hätte.

6. Ein armer, armer Mann. Anscheinlich aus Böhmen. Sein Gesicht trug den Stempel des Elends.

7. Ein hoffnungglühender Vogelverkäufer, der einen Papagei nach Budweis transportiren wollte und immerwährend über die 44 fl. nachsann, die er, wie er sagte, dafür zu verlangen gesonnen war.

8. Ein Jude mit einer wahren Spitzbubenmiene, der immer neidisch auf das hölzerne Kästchen in der Hand seines Nachbars, worin der Papagei sich befand, herüberschielte und den Vogelverkäufer angelegentlich fragte, wo das Thür'l am Kästchen befindlich sei; — wozu aber der Vogelverkäufer eine saure Miene machte.

9. Ich. (Was sich von mir sagen ließe, weiß ich nicht!—)
Nachdem wir in Gföhl gefrühstückt, fuhren wir weiter nach Zwettl, wo schon der Vetter Koppensteiner auf mich wartete, der mich zu Wagen hierher nach Schweiggers führte.

14. August.

Ich strich des Morgens im Felde herum, entwarf nachmittags den Plan zu meiner Tagesordnung, und befand mich den ganzen Tag ganz gut. Allem Anschein nach wird diese Ferienzeit wenigstens einige der gewünschten Früchte bringen.

15. August.

Nachmittags begab ich mich mit Vetter Koppensteiner zu seinen Eltern nach Siebenlinden. Gleich beim Eintritte hätte ich fast den Kopf verloren, denn ich stieß damit so gewaltig an der niedrigen Thüre an, daß ich an den herausstiebenden Funken leicht eine Flinte nach Münchhausen's Beispiel hätte abbrennen können. — Ja, ja: Es sind nicht alle Thüren gleich. — Man bewirthete uns mit Butter und Käse, mit Birnen und Nüssen, mit süßer und saurer Milch. — Ich habe eine schöne Stunde meines Lebens unter diesen guten Leuten verlebt. Es war nichts an ihnen von der gewöhnlichen Ungeschliffenheit der Bauersleute; und ich hörte in dieser einfachen Gesellschaft so manchen gesunden Witz, den ich hier am wenigsten erwartete. Ich habe lange nicht so herzlich gelacht. Alles bewies, daß es doch wirklich noch Gegenden giebt, wo Tugend und Witz noch frisch und natürlich blüht.

Ich war in sehr heiterer Stimmung und bin es übrigens seit meinem Aufenthalt in Schweiggers immer; nur ist der Grundton meiner Gemüthsstimmung noch stets eine stille Melancholie, die nie ganz zu vertreiben ist, weil sie schwer von ihrem verjährten Neste lassen will. —

Wenn jetzt mein Schicksal keine andere Wendung nimmt, so ist's um mich geschehen. — Es scheint mir, Gott sei Dank, ein schönerer Morgen zu dämmern. . .

Wende, o Gott, mein Schicksal zum Besseren! Laß mich nicht untergehen im Kampfe mit dem Mißgeschick, das wie ein Fluch verjährt über meinem Haupte schwebt.

21. August.

Ich bin heute über alle Beschreibung mißlaunig und niedergedonnert. Erstens: Weil die sichere Ruhe der letzteren Tage hinzuschwinden beginnt und wieder nigra tribulationum nox hereinzubrechen droht. — Zweitens: Weil mir wieder meine grauenvolle Zukunft vorschwebt. —

Mein Herz ist so leer! — —

„Wo weilt die Seele, wie meine gestimmt? —
Der Stern des dunkelnden Abends vernimmt
Nicht meinen Wunsch; was dem Herzen gebricht,
Gewährt er mir nicht!"

— — — — — — — — —

In diesen Worten ist alles Weh meines Herzens ausgesprochen. — Wie oft sprang ich in einer trüben Stunde — jener Worte gedenkend — ans Klavier, sie in Musik zu setzen, als wäre ich ein begeisterter Meister, bis die Mißtöne, die meine ungelehrigen Tatzen anschlugen, mich aus meiner Begeisterung heraus, vom Klavier weg und in den Sorgenwinkel zurückschreckten.

— — — — — — — — — — — — —

Meine Tagesordnung ist folgende:

Ich stehe um 1/26 Uhr auf und kurz danach lese ich einige Kapitel aus der „Nachfolge Christi" und den »Canonibus et decretis Concilii Tridentini«. Hierauf gehe ich ans Italienische und studire bis gegen acht Uhr. Ich will diese Ferien damit fertig werden. Nachher lese ich etwa zehn Blätter in Marée's „Anleitung zur Lektüre". Dann gehe ich in das benachbarte Wäldchen, wo ich eine Stelle habe, die mir die liebste auf der Welt ist, weil ich dort mein angenehmstes Geschäft verrichte: das Studium der „Aesthetik von Piskorz". Es ist mein liebstes Buch; ich fürchtete Anfangs trotz aller Mühe, es nicht verstehen zu können, auch ging es das erste

Mal äußerst schwer, aber nichts glich meiner Freude, als ich die ersten Paragraphe aufgefaßt. Ich gehe täglich mit erneuerter Lust dazu und kenne kein angenehmeres Geschäft, als dieses Studium, obwohl es mich große Mühe und Geistesanstrengung kostet. Es ist eine Art Erholung für mich, weil es mich von meinen aerumnis abzieht, und weil es ein so unnennbares Vergnügen ist, zu bemerken, wie man in einigen Stunden die schönsten und wichtigsten Erkenntnisse gewinnt. Ich fühle mich nie kräftiger und jugendlich frischer, als wenn ich von dieser Beschäftigung aus meinem Wäldchen heimkehre. Täglich studire ich drei Paragraphe und brauche dazu etwa zwei bis drei Stunden. Es kommt mich das Verstehen täglich leichter an. Um 11 Uhr kehre ich nach Hause in mein Kämmerlein und schreibe die gewonnenen ästhetischen Erkenntnisse in Kürze nieder. Dies ist besonders nothwendig, weil die Auffassung ohnedies ungemein schwer ist, da das Buch durchaus nur theoretisch ist und bloß die Wesenheit des Schönen als 1. Theil der Aesthetik im allgemeinen entwickelt. August Schilling recensirt dieses gehaltvolle Werk im „Zuschauer" ziemlich oberflächlich und meint, daß es viel des Guten, Wahren und Schönen enthalte, daß besonders das zweite Hauptstück vom Weiblich-Schönen den Forderungen der Kritik entspreche, daß aber dasselbe gar zu rein-wissenschaftlich und tiefsinnig sei. — Sei's auch schwer, es wird doch gehen! — — Nach Beendigung dieses kurzen Auszuges lese und deklamire ich Gedichte von Denis, Mastalier, Uz &c. bis zum Mittagessen.

Der Nachmittag ist dem freien Lesen und Spazierengehen gewidmet. Eigentlich wäre er fürs Baden bestimmt, woran mich aber das seit einigen Tagen herrschende Kukukswetter impedirt.

Abends 6 Uhr studire ich etwas griechische Grammatik und lerne ein Kapitel Commenius auswendig, den ich mir unlängst griechisch und lateinisch in der elenden Ausgabe: Wien bei Binz, 1802, mit 12 Holzschnitten, gekauft.

Abends vor dem Schlafengehen lese ich wieder beliebiges,

dann »Concilium Tridentinum«, dann Thomas a Kempis, und bald darauf sinke ich dem Traumgott in die Arme.

Ueberdies wird täglich ein Drama von Shakespeare gelesen. Ich habe deren neun um einen Spottpreis an mich gebracht. Ich streue die einzelnen Akte in die übrigen Beschäftigungen ein. Für jetzt enthalte ich mich, hierorts täglich über das gelesene Drama etwas zu sagen, weil ich mir dies auf die zweite oder dritte Lesung verspare: Vorläufig bemerke ich nur, daß der erste Akt des Sturms mich entzückt hat, und daß Miranda der schönste, herrlichste, originellste Charakter ist, den je ein Dichter uns vorgeführt.

22. Aug.

Ich mußte den ganzen Vormittag im Kämmerlein sitzen, des schlechten Wetters wegen. Ich war hierüber äußerst verdrießlich, und in meinem Unmuthe wollte ich — ein Donnerwetter schildern. Das Gedicht, vielmehr die Schmirage, fing so an:

Horch! In den Bergen donnert's,
Nächtlich schwarz
Zieh'n Gewitter herauf,
Rings schweigt die Natur. Nur Welle und Baumblatt
Rauschen leise, vom Winde bewegt.
Näher und näher auf Sturmesflügel
Kommt nun der Berg
Donnervoller Gewölke. — —

Das war zu arg; — ich hätte, wär' es möglich gewesen, meinem Genius das Tintenfaß an den Kopf geschmissen.

Der Himmel erheiterte sich etwas. Ich ging fort in mein Piscortinum, d. i. mein ästhetisches Wäldchen. Aber nichts erfreute mich. Ich schlenderte nach Hause und sann und sann:

Wo weilt die Seele, wie meine gestimmt? —

Mit meiner Poesie ist's aus — rein aus. Es gelingt mir durchaus nicht, meine Gedanken in ein Gedicht zu fassen. Ich gleiche jenem Klosterbruder, der ganz stumm war und

nichts aussprechen konnte, als »Ave Maria«: denn ich bin ebenfalls stumm, bringe den ganzen Tag kein gescheidtes Wort hervor und denke den einzigen Gedanken immer und ewig:

Wo weilt die Seele, wie meine gestimmt?

— — — — — — — — — — — — — — — —

24. Aug.

Nachmittags kam Pruggner: — in gewisser Hinsicht als mein Schutzengel. Er kam nämlich im entscheidenden Augenblicke. Jetzt bin ich doch wieder auf eine Woche gesichert! Gott Dank.

26. Aug.

Es geht mir herzlich schlecht.

Eine furchtbare Melancholie hat sich meiner bemächtigt. Meine Individualität ist wahrscheinlich jetzt sehr abstoßend. Ich bin voller Argwohn und glaube mich, ohne zureichenden Grund zuweilen, von meiner Umgebung gehaßt. Da es mir nun nicht gleichgültig ist, ob man mich haßt oder liebt, so quäle ich mich nicht wenig durch solche Gedanken. P. Hugo im Stifte Zwettl scheint mich aber noch wie immer gern zu haben. Er hat bei Pruggner sich nach mir erkundigt und ihm den Auftrag ertheilt, mir zu sagen, ich solle ihn nur bald besuchen, er sehne sich nach mir. — Reine, vortreffliche Seele, — mein Schutzgeist von Anbeginn! — was werde ich dir antworten auf die Frage: „Sind Sie noch ihrem alten Entschlusse, Priester zu werden, treu geblieben?"

Dehisce tellus — — — —! du donnernder Strom der Verhältnisse des Erdenlebens! Deine Wogen haben meiner Ideale blumenreiches Eden verwüstet! —

— Ich bin gesonnen, ihm einige Gedichte mitzubringen; hätte ich nur etwas Passendes; es ist ja alles Plunder.

Ich freue mich wie ein Kind auf ihn; obgleich ich ohne Schauder nicht eingehe durch die Thore des Stiftes Zwettl.[1]

[1] Hamerling hatte während der zwei Jahre seit seinem Scheiden aus Stift Zwettl wiederholt an P. Hugo geschrieben. Im Nachlasse des Dichters finden sich die Abschriften folzender drei Schreiben, die hier Platz finden mögen.

1. Sept.

... Am Abend. Ich ward von einer entsetzlichen Schwermuth befallen. Ich rannte ins Piscortinum und sann über mein Unglück nach. ... Der Mond schimmerte bereits

---

Sept. 1844.

Euer Hochwürden! Ich habe täglich ein Schreiben von E. H. mit Sehnsucht erwartet, dachte aber gar nicht daran, daß ich meine Adresse E. H. noch nicht bekannt gemacht habe, und daher selbst Schuld sei, daß ich so lange auf eine Antwort auf meinen Brief warten muß. Ich beeile mich deshalb, dieselbe Euer Hochwürden anzuzeigen. Ich wohne auf der neuen Wieden, Schlößelgasse 595. Ich würde Euer Hochwürden noch früher um eine Antwort gebeten haben, wenn ich die Ausfertigung des versprochenen Gedichtes, durch verschiedene ungünstige Zufälle bewogen, nicht so lange hätte verschieben müssen, ohne welches ich jedoch keinen Brief absenden wollte, weil ich Euer Hochwürden versprochen hatte, dasselbe mit dem nächsten Briefe zu schicken. Auch jetzt ist es nur bis zur Hälfte vollendet, aber länger kann ich jetzt nicht mehr warten, E. Hochwürden zu schreiben.

Ich hatte E. Hochwürden versprochen, meine Tagesordnung zu schreiben, aber ich habe sie jetzt umgestoßen in der Absicht, E. H. zu bitten, mir die Anweisung dazu selbst zu geben, besonders in Hinsicht auf die geistlichen Uebungen. Die Güte, die mir Euer Hochwürden stets erwiesen haben, berechtigt mich, wie ich glaube, zu dieser Bitte, der ich noch die beifüge, ob ich mich stets in jeder Lage an Euer Hochwürden wenden darf, als einen Freund, der von meiner Kindheit an sich als solchen gezeigt hat. Ich verstehe „unter jeder Lage" selbst Zustände meines Innern, meines Gewissens, ja kurz alles, was einen Unerfahrenen, ja einen Blinden gegen seinen Führer zu einer Anfrage um Belehrung oder Aufschluß berechtigen kann. — Darf ich dies, so schätze ich mich glücklich.

Ich bitte Euer Hochwürden nochmals recht herzlich, mir ja so bald als möglich zu schreiben. In dieser Hoffnung habe ich die Ehre, mich zu nennen Euer Hochwürden ergebensten und dankschuldigsten

Rupert Hammerling.

Wien, 8. Okt. 1844.

Euer Hochwürden! Gewiß mit recht betrübtem Herzen schreibe ich diese Zeilen. Monate sind verflossen, und vergebens habe ich auf Antwort meiner zwei Briefe gewartet. Verschiedene Gedanken durchkreuzen meine Seele! Habe ich Euer Hochwürden vielleicht beleidigt? Ich bin dessen mir nicht bewußt; aber mit Freuden wollte ich auch das Aergste noch leiden, nur — schenken Sie mir Ihre Gewogenheit wieder. Der Himmel möge verhüten, daß dieses die Ursache sei; oder haben Euer Hochwürden vielleicht meine Briefe nicht erhalten? Wahrhaftig, ich kann keinen Grund des Stillschweigens auffinden, das Euer Hochwürden gegen mich beobachten. Fordern kann ich es

durch die Fichten, und noch immer ging ich schweigend auf und nieder in des Piscortinums Naturallee.

Endlich trat ich den Rückweg an; und nachdem wir zu Abend gegessen, begaben ich und Pruggner uns noch auf einen nächtlichen Spaziergang. Es mochte ungefähr 1/210 Uhr sein; der Mond schwebte über uns, die Gegend lag in magischem Halbdunkel; auf dem Piscortinum ruhte Mitternacht. Wir traten hinein, und ich sprach Verse aus Schiller's „Ideale“ hinaus in die Mondnacht. Ich war aber recht aufgeweckt und lachte immerfort; — das ist gleichsam eine tiefe Ironie meines Gemüthes. — —

---

nicht, aber ich kenne Ihr menschenfreundliches Herz; — es ließe mich gewiß nicht so hoffnungs- und trostlos; ich kann es nicht glauben, daß Euer Hochwürden mir die Bitte abschlagen werden, die Sie mir schon im Stifte zu erfüllen versprachen. Verzeihen Euer Hochwürden dem Drange meines Herzens. Hoffend nenne ich mich mit Hochachtung Euer Hochwürden dankschuldigster und ergebenster Rupert Hammerling.

Am 1. Januar 1846.

Euer Hochwürden! Die Erinnerung an die frohen Stunden, die ich vor einigen Monaten im Stifte zu verleben das Glück hatte und die mir durch die hohe Güte, mit der Euer Hochwürden mich beehrten, unvergeßlich geworden sind, gewährt mir manchen schönen Augenblick. Ich kann nicht unterlassen, die mir durch gegenwärtigen Jahreswechsel dargebotene Gelegenheit zu benutzen und Euer Hochwürden schriftlich noch einmal für alles damals und seit Jahren empfangene Gute zu danken. Ich schreibe dies mit so inniger Empfindung, die ich nicht in blendende Worte, nur in das schlichte Gewand der Wahrheit zu kleiden vermag, eben weil sie — tiefe, heilige Empfindung ist. Möge der Allgütige, der mich so reich gesegnet, da er Euer Hochwürden mich finden ließ, der gerechte Vergelter so hoher Tugend sein; möge er schon hienieden Euer Hochwürden den Vorgeschmack jener ewigen Wonne in einer frohen ungestörten Zufriedenheit und in der glücklichsten Vollführung jeder Ihrer frommen Unternehmungen finden lassen. Täglich will ich mit Inbrunst um die Gewährung dieses Wunsches flehen, wenngleich die Verdienste einer so reinen Tugend schon an sich selbst vermögend sind, den reichsten Segen des Himmels herabzurufen.

Ich weiß, daß ich nicht vergebens auf so hohe Güte und Milde baue, wenn ich Euer Hochwürden schließlich bitte, auch in Zukunft den Genuß fernerer Gewogenheit und Gnade nicht zu versagen Euer Hochwürden dankschuldigstem und gehorsamstem

Rupert Johann Baptist Hammerling.

4. Sept.

Was meine innere Stimmung anbelangt, so ist dieselbe eben nicht die schlechteste. Man sagt, daß sich mein Aussehen gebessert habe. Gebe es Gott! — Eines wenigstens habe ich bereits diese Wochen gewonnen: Facilitatem — und Conscientiam. — — Auch schon ein großer Gewinn.

5. Sept.

Nachmittags lange Zeit im Piscortino.

Ich betreibe seit ein paar Tagen auch ein sehr angenehmes Studium: deutsche Geschichte. Sie hat einen sehr großen Reiz für mich und ist nach der römischen die interessanteste. Wer römische und deutsche Geschichte wohl studirt und begriffen, der ist kein Ignorant mehr in der Weltgeschichte. — Ich verfasse zu meinem Gebrauche einen Abriß der deutschen Geschichte nach Pütter's „Grundriß der Staatveränderungen des deutschen Reichs" (ein vortreffliches Werk, dessen vernünftiges Studium eine gute Grundlage des historischen Wissens bilden kann).

Ich bin willens, einst nach Shakespeare's Beispiel die einer dramatischen Behandlung fähigen deutschen Regenten für die Bühne zu bearbeiten.

6. Sept.

Morgens war ich von 7 bis 11 Uhr im Piscortinum und entwarf den Plan zu den »Constitutiones«, weshalb der heutige Tag für mich ewig denkwürdig bleibt.

Es folgte aber ein böser, böser Nachmittag. Vormittags hatte ich all' mein Leiden durch die Constitutiones beendigt geglaubt; — und sah einer schönen Zukunft entgegen. Aber nachmittags verfiel ich . . . in eine furchtbare Schwermuth.

Geisteskrank bin ich: — bin ich's, so unterliegt es keinem Zweifel; bin ich's nicht, so bilde ich mir's nur ein, und diese Einbildung ist ja auch eine Geisteskrankheit — also bin ich wirklich geisteskrank und passe nicht in die Welt hinein.

Es war Kirchtag hier in Schweiggers. — Abends um

Lebens ist sehr abspannend; besonders der Kampf mit der Trockenheit des Herzens. Ich bin recht müde!

12. Sept.

Morgens 6 bis 7 Uhr, vierte Meditation: De inferno. 1/28 bis 8 Uhr Messe. 8 bis 9 Uhr fünfte Medidation: De morte. 9 bis 10 Uhr Manuale Sancti Augustini ausgelesen. Opus pretiosissimum! 10 bis 11 Uhr Besuchung des hochheil. Altarssakramentes mit dem Handbuche von Liguori. 11 bis 12 Uhr sechste Meditation: De judicio particulari, eine der rgreifendsten Meditationen. Nachmittags bis 4 Uhr hatte ich mannigfaltige trübe Gedanken, Pläne ꝛc. Dann Meditation 7: De filio prodigo. Ich mußte allein meditiren, denn bei P. Hugo war soeben der Verfasser des „Sursum corda“, Paul Renk, Professor in St. Pölten, welcher seit gestern hier im Stifte anwesend ist. Als er fort war und ich zu P. Hugo ging, gab dieser mir ein Exemplar des „Sursum corda“ mit dem Bemerken, Herr Prof. Renk schicke mir das. — Ich wußte nicht, daß er mich kenne; weiß auch nicht, warum er mir sein Buch geschenkt hat. Es freut mich! — Sodann ging ich mit P. Hugo in die Kirche; er betete sein Brevier, ich meditirte Meditation 8: De regno Christi. Dann betete ich eine Andacht (Liguori) zum hochheil. Altarssakramente. Dann dachte ich nach. Es war schon dunkel, ich kehrte heim in meine Klause, da senkte die Melancholie herab über meinen Sinn ihren schwarzen Fittig. Mein Herz fühlte sich durchtobt vom Kampfe der mannigfaltigsten Ideen. Wann, so dachte ich, wird endlich das sturmbewegte Meer meiner Empfindungen ruh'n, gleich einem klaren Wasserspiegel? Wann wird das ewige Schwanken in meiner Brust ein Ende nehmen? — Mein Herz strebt nach Wahrheit; wann leuchtet sie mir? Wem soll ich trauen, den Philosophen oder den Mystikern? Ist die Mystik in der That der alleinige Weg zur Glückseligkeit in jener Welt, oder ist es Uebertreibung, und giebt es eine zu billigende Mittelstraße? Und warum erwärmen mein Herz nicht die Flammen der Andacht und Liebe in dem meinem Wunsche, meinem Gebete, dem meinem Herzen auf-

erlegten Zwange entsprechenden Grade? . . . Wenig fehlte, so wäre ich zum ruchlosen Atheisten herabgesunken. Ich ergriff aber in diesem Schiffbruche noch ein rettendes Brett; ich beschloß, morgen den ganzen Tag mit Gott zu Rathe zu gehen, ihn zu bitten, daß er mich erleuchte, und die hochheiligen Sakramente der Buße und des Altares zu empfangen.

13. Sept.

Vormittags 6 bis 7 Uhr Meditation: De incarnatione Christi. 1/28 bis 8 Uhr: Missa. 8 bis 9 Uhr Meditation: De nativitate Christi. 11 bis 12 Uhr Meditation: De doloribus Christi in corpore pass. et de resurrectione Christi . . . Um 6 Uhr abends holte mich der Herr Dechant zur Generalbeichte ab. Jubebat me primum confiteri peccata ab ultimo confessionis tempore commissa. Deinde me examinavit de decem legibus et quinque legibus ecclesiae. In einer halben Stunde waren wir fertig. Der Herr Dechant war sehr freundlich. — Es kam seliger Friede in meine Brust. Ich begab mich in die Kirche Gottes, und vor dem Altare stehend, ging mir der Frührothschein der Wahrheit auf.

Ich war vollkommen beruhigt und bedachte, daß es überall einen weisen Mittelweg gebe — daß Gott seine Gaben verschieden austheile — daß das Urtheil der Menschen höchst einseitig — daß jeder Mensch sich strecken solle nach seiner Decke — daß die Philosophen nicht wissen, was Philosophie, und die Mystiker nicht, was Mystik ist — daß Philosophie und Mystik die größten Weisheiten, Philosophen und Mystiker die größten Thoren sind — daß ein Mann noch nicht dagewesen, der es verstand, überall sein Weisheitskorn für sich herauszuklauben u. s. f. u. s. f.

„Das war" — kommentiren die „Stationen"[1] — „kein schroffer Abfall, keine brüske Lossagung des sechzehnjährigen Knaben von der Religion und ihrem Trost.

[1] S. 93.

... Aber das innere Kämpfen und Ringen war von da an für mich entschieden. Noch mehr, als ich im Augenblicke mir bewußt war oder mir eingestehen mochte, stand es von da an fest, daß nicht auf diesem Wege und nicht in dieser Form mir das Göttliche sich offenbaren, das Heil sich verwirklichen, der Beruf sich erfüllen sollte."

Die Trösterin.

An K. R. Brüggen.

Als Freund voll liebender Gesinnung,
Vereint mit dir in Harmonie,
Als Mitgenoß der heilgen Innung
Der Himmelsgabe, Poesie!
Ich höre sanfte Töne entgleiten
Der Leyer, die Gefühle Dir stimmt.
Und Tröstung singt aus ihren Saiten,
Dem Herzen, das in Trauer schwimmt

Was ists, hör ich Dich traurig fragen,
Was dir mit Gram den Busen füllt.
Suchst deinem Freunde, der er klagen,
Der deinen Kummer tröstend stillt? —
Mußt deine letzte Hoffnung sinken?
Beginnt so dein Lebenslauf?
Siehst nicht den hellen Stern dir winken,
Glimmt dir kein Funke von Hoffnung auf

O theurer Freund, so gut und bieder,
Gern gäb' ich meinen Schmerz dir kund.
Entsprossen fühlst du meine Lieder
Aus tiefem Herzen, krank und wund.

In diesem bösen wüsten Bangen,
Und weit um mich ist's wüste Nacht
Die Finsterniß hat mich umfangen,
In der kein Strahl der Hoffnung lacht.

Kein Balsam schien den Schmerz zu lindern,
Ich weinte still und – hoffnungslos;
Kein heilend Kraut, um ihn zu mindern,
Auf weiter Erde mir entsproß.

Ich suchte Trost bey meinen Mühen,
Ich suchte Trost in Büchern mir. –
Doch bleibt noch tief in meinem Busen,
Die Heilung wenig; – glaub' es mir! –

Da floh ich schier dem Stadt Getümmel,
Zog in der Heimath stille Flur.
Trat unter Gottes freyen Himmel,
Und las im Buche der Natur. —

Ich las — und fand in Blumenschriften
So manche Wahrheit aufgestellt;
Die in des Erdenthales Grüften,
Ein Himmelslicht; die Nacht erhellt.

Ich trat hinaus, sah Gottes Sonne,
Sah seine Berge, seine Flur;
Ich sah und bebte tief in Wonne,
Und segnete das Buch Natur! — —
Natur! du hast die tiefsten Wunden
Die lang mich quälten, nur geheilt,
Du tröstest lindernd mich gefunden,
Und hast Antworten mir enthüllt.

Ich sehe gerührt, wie heiter schon,
Schon war zerrüttet der trübe Gram entflohn;
Ihn ganz zu schwächen fühlt' ich gern,
Der Lyra freundschaftlichen Ton,
Ich fand, was Du zu meinem Troste
Mir sangst im schmerzvollen Lied.
Der schon aus Herzen Buch mir gewußte; —
Und Gott! der Segen mir beschied.

Und wenn vielleicht in spätern Tagen
Die Brust ein neuer Gram anfällt,
Wenn dann die Quelle meiner Klagen
Ein tausend Wort, o Freund nicht stillt,
So weiß mich aus des Heiligthums Grüften,
Nicht nehme die bangste Brust.
Und laßt in Gottes freyen Lüften
Mich trinken neue Lebenslust.

Aug. J. L. Hauerling
Rhet. 845.

Anhang.

Tagebuch meiner Heimathreise
im Jahre 1867.

Von **Robert Hamerling.**

Ich habe mich entschlossen, diese in stenographischer Schrift mit dem Bleistift flüchtig hingeworfenen Notizen ins Reine zu schreiben, weil ich glaubte, daß wenn auch nicht für das größere Publikum, doch dieselben für meine Freunde in zweifacher Hinsicht einiges Interesse haben könnten: Fürs erste als Ergänzung dessen, was ich in gedruckten Aufsätzen über meine Heimath und mein Leben in der Heimath mitgetheilt habe, und weiterhin als Fundgrube von Anregungen, welche in meinem, auf dieser Reise begonnenen „König von Sion" verwerthet wurden. Einiges von dem in diesem Tagebuch Enthaltenen ist in dem Aufsatze „Die schönste Gegend der Erde" benutzt worden; dies hier einfach wegzulassen, wäre nicht möglich gewesen, ohne das Tagebuch allzusehr zu verstümmeln und sein wesentliches Gepräge ganz zu verwischen. R. H.

Mürzzuschlag, 17. Aug. 1867.

Auf der Station Mürzzuschlag bin ich ausgestiegen, mit dem Entschlusse, da zu übernachten und mir den Ort näher anzusehen, lediglich aus dem Grunde, weil hier einmal ein gewisser Fischer geboren wurde. Als Sängerknabe im Stifte

Zwettl hatte ich nämlich einen Schulkollegen — eben diesen Fischer —, der kein Einheimischer war, sondern in der fernen Steiermark zu Mürzzuschlag, wie gesagt, das Licht der Welt erblickt hatte. Und wie mir dieser Fischer hauptsächlich deshalb interessant war, weil er zu Mürzzuschlag in Steiermark geboren war, so behielt aus meiner Knabenzeit her der Name Mürzzuschlag für mich etwas äußerst Interessantes und Anheimelndes, eben weil der Fischer da geboren war. Ich wünschte mir als Knabe mit 12—13 Jahren nichts sehnlicher, als einmal Mürzzuschlag in Steiermark zu sehen, und nie habe ich in späteren Jahren den Ort nennen hören, ohne mich lebhaft daran zu erinnern, daß der Fischer hier geboren war.

So that ich einem alten Herzensbedürfniß Genüge, indem ich hier ausstieg, um mir den Ort näher anzusehen, als es früher einmal im Vorüberflug auf der Eisenbahn hatte geschehen können.

Ich glaube, ich werde es nicht zu bedauern haben. Ein Thalkessel, umgeben von fichtenbewachsenen, nur nach einer Seite hin kahlen Höhen; die dichtstehenden, aber dünnstämmigen Fichten sind hie und da mit Lärchen gemischt, in schönen Exemplaren. Einzelne Felswände ragen zwischen dem Gehölz. Der Ort selbst erscheint um das Bett der Mürz malerisch durcheinandergeworfen; er macht einen freundlichen Eindruck von außen wie von innen. Eine gewisse Zierlichkeit macht sich bemerkbar, gehoben durch Nettigkeit; überall hübsche Gärtchen, Blumen an den Fenstern auch der bescheidensten Häuschen. Vor allem — unglaublich viele Gasthäuser. Bei einem kleinen Spaziergange vor den Ort hinaus stießen ich und meine Begleiterin — Frau Clotilde Gstirner, in deren Begleitung ich diese Reise machte, weil meine Gesundheitsumstände das Alleinreisen nicht zuließen — auf ein Lokal, welches das Ansehen eines Schweizerhäuschens hatte und in welchem zu Zitherklang getanzt wurde. Die Gesellschaft schien aus Arbeitern und Arbeiterinnen zu bestehen, die sich sehr ungezwungen benahmen. Abends hörten wir im Gast-

hause von der Wirthsstube herauf die Stimme eines Mannes, der eine Unzahl von Vierzeiligen zum besten gab; diese mußten sämtlich sehr witzig sein, denn jedes derselben wurde von einem wiehernden Gelächter der Gesellschaft erwidert.

18. Aug.

Wir besuchten vormittags die Kirche — es war Sonntag —, um den Menschenschlag zu studiren. Er ist nicht schön, aber auch nicht häßlich. Kröpfe nicht gerade selten. Steirische Tracht: grüne Aufschläge, die Weiber mit Männerhüten auf dem Kopfe. Wir gingen dann die Mürz entlang ins Thal hinein. Hohe, schlanke Fichten am Flußufer; zur Linken die unabsehbare, riesige Bergwand, mit Buchen, Fichten und zum Theil auch Lärchen bestanden, immer hohe, dünne, aber dichtstehende Stämme; dazwischen die pittoresken, hochragenden, steilabfallenden Felsmassen. Hie und da ist der Bergabhang von Rillen durchschnitten, welche vom Gipfel bis in die Niederung laufen, und in welchen man die in der Höhe gefällten Baumstämme ins Thal hinabgleiten läßt. Der Pflanzenwuchs zwischen dem Gehölz ist reich und dicht. Wir stießen auf zwei Köhlerhütten; ihr Inneres bildete eine Lagerstätte aus Laub und Streu und ein steinerner Feuerherd. Das Wasser des Flusses, der den Bergwald durchrauscht, ist von ungemeiner Klarheit, nur mischt er einen ziemlich starken Wasser- und Fischgeruch in die Arome des Nadelholzes.

Auf den Bergen bekommt man dies für die Alpenwelt charakteristische, hohe, dünne Fichtengestrüpp bald satt. Lieber sind mir die kleineren Fichten- und Lärchengruppen auf ebenem Grunde, wie sie mir namentlich auf dem Wege von Mürzzuschlag gegen den Semmering aufstießen, und welche mit ihren schlanken, zart im Winde sich wiegenden Stämmen einen elfenhaften Anblick gewähren. Man möchte im Zwielicht wohl an Erlkönigs Töchter dabei denken, nur sind sie nicht immer düster.

Zu wuchtig hingelagerten Felsmassen bildet die dazwischen starr und hochstrebende Fichte einen malerischen Gegensatz.

Wir setzten uns're Reise fort, und gegen 5 Uhr nachmittags umwogte uns das Treiben der großen, schönen Donaustadt.

Mir ist der Anblick der Residenz und ihrer Umgebung doch nicht neu, dennoch wirkte, schon als wir die Rebengelände von Gumpoldskirchen erreichten, als die unabsehbare Ebene, von blühenden Ortschaften und Landsitzen übersät, sich aufrollte und das ungeheure Panorama der Stadt sich entfaltete, der wunderbare Wechsel der Scenerie fast verwirrend auf meine Sinne und mein Gemüth. Der Sprung von der stillen Hochgebirgswelt des Semmering mitten hinein in das Häusermeer der menschenwimmelnden Riesenstadt ist von schwer zu beschreibender Wirkung. Das Leben empfängt hier den sich nähernden Wanderer, der „vom Gebirge her" kommt, mit einem großartigen Wogenschlage, der ihn fast zu verschlingen droht.

Leider ist die allernächste Umgebung der Stadt so unerquicklich, als die entferntere reizend ist, und außer dem Häusermeer ist es im Hochsommer ein Staubmeer, das den Ankömmling verschlingt.

Wien, 19. Aug.

Ich besuchte, die Stadt durchstreifend, alte liebe Bekannte im Vorbeigehen: Canova's trauernden Löwen auf dem Grabe Maria Christina's in der Augustinerkirche — den Theseus im Volksgarten, das Weib des Rubens in der Liechtensteingalerie, welches dadurch, daß es in einen Spiegel blickt, das Problem, dem Beschauer das Gesicht zu zeigen, ohne ihm von der Rückseite das Mindeste zu entziehen, so glücklich löst — und so manches andere, mir in früheren Jahren lieb und werth gewordene Kunstgebilde. Der Besuch des Belvedere aber blieb für morgen vorbehalten.

Nachmittags besuchten wir den Prater. Da ich als Student in Wien die Sommerferien immer im Waldviertel verbrachte, so wußte ich bis heute nicht, wie der Prater im Hochsommer aussieht. Ich sah da etwas, was mir zeitlebens in unerquicklichster Erinnerung bleiben wird. Ich sah das

Gras auf allen Wiesenflächen verdorrt, entfärbt, fahl, ein Grauen anzusehen. Das war schon nicht mehr vergilbtes, das war verblaßtes Gras!

Wir gingen etwa $^3/_4$ Stunden die endlose, schnurgerade Hauptallee enlang und sahen nebenbei, was bekanntermaßen im Prater zu sehen ist.

Die Hitze war entsetzlich, und krank, wie ich war, litt ich dabei sehr.

Abends besuchten wir den nenen Stadtpark. Mein Erstaunen war unbeschreiblich über die Pracht dieser Anlagen, die an die Stelle des aus meiner Studentenzeit mir unvergeßlichen „Wasserglacis" getreten! Und dazu der herrliche Pavillon! Und der Stadtteich mit Schwänen und sogar Störchen! Und die Fülle reizender, interessanter Vegetation! Die Blumen und Sträucher sind mit Täfelchen versehen, die ihre Namen angeben, wie in einem botanischen Garten. Warum nicht auch die Käfer, die Schmetterlinge und die Vögel . . .?

20. Aug.

Früh den Schauplatz meiner Jugendträume vom 15. bis 23. Lebensjahre wieder besucht: den Schwarzenberggarten. Noch alles unverändert.

Leider fühlte ich mich sehr krank und schwach, so daß ich mich nur mit Mühe umherschleppte.

Von hier in den Belvederegarten, der in meinen Erinnerungen eine kaum geringere Rolle spielt, als der Schwarzenberggarten. Ich sah die vielen steinernen Sphinxe wieder, die diesen Garten schmücken, und mußte bei ihrem Anblick, wie stets in früheren Jahren, der Worte des Lieblingsdichters meiner Jugend, Johann Mayrhofer,[1] gedenken:

> Ja, wenn bloß im Belvedere
> Sphinx, die räthselhafte wäre!
> Doch, wohin der Mensch sich kehre,
> Lagern solche stumme Frauen,
> Die mit Tatzen und mit Klauen
> Höchst bedenklich um sich schauen.

[1] Johann Mayrhofer ward am 3. November 1787 in der oberösterreichischen Stadt Steyr geboren und starb zu Wien — er war k. k. nieder-

Dann die Bildergalerie des Belvedere besucht. Wieder stand ich vor der „Madonna im Grünen", vor welcher mir Raphael's himmlische Idealität zuerst in ihrem seelenvollen Reiz sich erschlossen; wieder berauschte ich mich an Tizian's, Paul Veronese's, Palma's Meisterwerken, wieder sah ich jene Fülle des Schönsten, was von der Hand des phantasie- und lebensvollen Rubens diese Galerie zu vereinigen so glücklich ist. So herrlich sein Genius in anderen üppigen und großartigen und phantastisch-heiteren Bildern strahlt, eines seiner liebsten Bilder bleibt mir dennoch seine „heilige Jungfrau mit vier Heiligen".

Diesen Herrlichkeiten der italienischen und der flandrischen Schule gegenüber könnte die Bewunderung dessen, womit die altdeutsche Schule hier vertreten ist, nur eine geheuchelte und parteiische sein. Dürer's „Marter der Christen" und „heilige Dreifaltigkeit" unerquicklich zu finden, kann selbst den glühendsten deutschen Patrioten begegnen. Ebenso trübselig erscheint hier Lukas Kranach; es müßte nur sein, daß etwas nicht bloß hölzern und steif, sondern auch unnatürlich und dabei doch schön und künstlerisch dem Besten ebenbürtig sein könnte.

Nachmittags begaben wir uns nach Schönbrunn. Leider war ich von einem verstärkten, gastrischen Unwohlsein befallen, so daß mir schon während der Fahrt die Unterleibsbeschwerden

---

österreichischer Regierungskonzipist und Bücherrevisor — am 5. Februar 1836 in einem Anfalle von Geistesgestörtheit durch Selbstmord. „Sein Dasein und Wirken war ein unaufhörliches krankhaftes Ringen der Materie mit der Psyche; in diesem Wechselspiele ging er auf." Im Jahre 1824 gab er auf Drängen seiner Freunde — ein Bändchen Gedichte heraus (Wien, bei Volke), und nach seinem Tode veröffentlichte Feuchtersleben seinen Nachlaß. (Wien, bei Klang, 1843.) Beide Sammlungen sind fast verschollen und können nur nach langem Suchen antiquarisch aufgetrieben werden. Weniger die Lieder der ersteren Sammlung, aber besonders die in der zweiten gesammelten lassen uns in Mayrhofer das Ideal eines lyrischen Dichters erkennen; sie sind dem Geiste und Sinne nach ganz aus der Goethe'schen Schule hervorgegangen. Franz Schubert haben sie begeistert, und er verstand es, sie durch Töne zu ergänzen und zu erklären. Hamerling hat in seinem „Blumenjahr in Bild und Lied" das Gedächtniß Mayrhofer's durch Mittheilung einiger der schönsten seiner Poeme zu erwecken versucht.

arg zusetzten und ich mich dann im Park selbst nur mit größter Anstrengung auf meinen Beinen erhalten konnte. Ich stand unsägliches aus.

Während eines zweimonatlichen Aufenthaltes im Hause des Grafen Terlago zu Unter-St. Veit, im Sommer 1853, besuchte ich den nahen Park von Schönbrunn täglich, oft auch zweimal im Tage. So erneute ich auch hier, die gewaltigen Baumgänge durchwandelnd, Erinnerungen vergangener Zeit.

Natürlich statteten wir auch der Menagerie unseren Besuch ab und machten unser Kompliment dem in stolzer Ruhe hingelagerten Löwen mit dem ungeheurem Haupt und der würdevollen Miene, dem plumpen, aschgrauen, schäbigen Elephanten, der dastand wie ein Haus, mit den breiten, schlaffen Ohrlappen sich Luft zufächelnd, dem noch plumperen Nashorn, der lächerlichen Giraffe, den drolligen, sich und Andere immer gut amüsirenden Aeffchen.

21. Aug.

Früh in die Stadt gegangen und 140 Stück Photographien für meine Sammlung von Photographien der Bilder aller berühmten Meister antiquarisch zusammengekauft.

Nachmittags verließen wir Wien. Welchen Genuß hätte dieser Aufenthalt mir geboten, wäre nicht mein Befinden ein so elendes gewesen.

Wir begaben uns auf den Westbahnhof und fuhren mit der Eisenbahn nach St. Pölten. Ich glaube, wir Beide waren an jenem Abend die einzigen Passagiere des Zuges. Dies veranlaßte die Zugführer, sich's bequem zu machen; sie fuhren sehr langsam, hielten an, wo und wie lange es ihnen beliebte. Uns Beiden konnte das auch recht sein, denn es war ein schöner Sommerabend; wir fühlten uns wie in eine altväterische Postkutsche versetzt und betrachteten mit aller Gemüthlichkeit die Gegend. Als wir endlich im Tempo einer kriechenden Schnecke in den Bahnhof von St. Pölten einfuhren, waren schon die abendlichen Lichter angezündet, und nachdem wir ausgestiegen, stürzte ein ganzer Trupp von Kutschern auf

uns zu, welche da mit ihren Miethswagen hielten, um die Touristen nach — Mariazell zu führen. Uns kam es sehr spaßhaft vor, daß man uns, nachdem wir kaum die Steiermark verlassen, gleich wieder dahin zurückführen wollte. Einer dieser Kerle wollte uns fast mit Gewalt in sein Gefährt hineinbefördern. „Aber wir wollen ja gar nicht nach Mariazell!“ rief ich ihm ärgerlich zu. „Das macht nichts!“ erwiderte er mit großartiger Gemüthlichkeit, „das macht nichts, steigen Sie nur ein!“ —

22. Aug.

Wir wollten uns heute die Merkwürdigkeiten von St. Pölten ein wenig besehen, fanden jedoch nichts merkwürdig, als vor der Abfahrt die starke Rechnung des Wirthes.

Herrliche Ausblicke eröffnen sich bei der Annäherung an die Ufer des schönen, blauen Donaustromes. Aber die Perle des Landes bleibt doch das prachtvolle, großartig auf breiter, hochragender Felsmasse hingelagerte Melk. Ich kann es nicht billigen, daß man auf sonnigen Höhen, von welchen man aus weithin in die blühende Welt hineinschaut, Klöster errichtet, in welchen man dieser blühenden Welt entsagen soll, und ich begreife, daß einer der Mönche dieses Stiftes Melk, ein sinniger deutscher Dichter und Denker, Michael Enk, hinunterstieg, um in der stillen Wassertiefe den Frieden zu suchen, der ihm auf der sonnigen Höhe versagt blieb.

Wir verließen hier die Eisenbahn und gingen an die Donau hinab, wo eine Seitenansicht des Stiftes in der Art eines Pavillons sich darstellt, von der herrlichen, zweithürmigen Kirche überragt. Nachdem wir hernach zu Mittag gegessen, verfügten wir uns in einer Barke zum Landungsplatze der Dampfschiffe, einer anmuthigen Insel, wo wir eine längere Zeit sehr angenehm verbrachten, bis das stromabwärts kommende Dampfschiff uns aufnahm, mit welchem wir unsere Reise nach Krems fortsetzten.

Ich liebe die zierlichen Donaudampfer. Auch diesmal fühlte ich mich an Bord eines solchen sehr behaglich und glitt in bester Stimmung den schönen breiten Strom hinunter,

immer Gebirg zu beiden Seiten, mit den Trümmern alter Burgen: Aggstein, Dürenberg.

Mittlerweile war aber ein Gewitter heraufgezogen und entlud sich plötzlich mit einem fürchterlichen Regengusse, der uns bei der Landung mit Strömen Wassers überschüttete. Wir bestiegen den bereitstehenden Stellwagen, der uns in der Richtung von Zwettl weiterbefördern sollte. Nach endlosem Zaudern im strömenden Regen erfolgte die Abfahrt. Es ist nicht so übel als man denkt, in einem Stellwagen zu fahren, und an die Gesichter der Gefährten, mit welchen man zusammengepfercht ist, und die einem in der ersten Viertelstunde unleidlich vorkommen, gewöhnt man sich in der zweiten oder dritten.

Unser Weg ging durch das herrliche Kremsthal. Der Regen hatte nachgelassen. Ueber eine Stunde lang fuhren wir rebenbekränzte Hügel entlang; auch Obstgärten prangten in üppigster Gabenfülle; dann kamen wieder waldige Höhen beiderseits mit außerordentlich pittoresken Felsmassen. Sehr malerisch erscheint auch die Ruine Senftenberg. Für mich und meine Begleiterin gab es da so mancherlei zu bewundern, was die anderen Insassen des Stellwagens, ehrliche Philister aus jener Gegend, nicht begreifen konnten. Wenn wir mit besonderem Interesse zum Fenster hinausblickten, oder Eins das Andere auf etwas aufmerksam machten, so meinten sie, es sei draußen ein Unglück geschehen, und fragten, was es gebe. Man fand sich da überhaupt unter harmlosen, gemüthlichen Leuten. Der Kutscher hielt alle Augenblick still, um Sachen an sich zu nehmen, die man ihm zu privater Bestellung übergab, und die er dann auf dem Wege gehörigen Ortes gegen ein kleines Trinkgeld ablieferte. Auf den Wunsch einer mitfahrenden Frau wurde gehalten, weil ihre Schwester irgendwo in der Nähe zum Fenster heraussah. Einer merkte, daß er etwas aus dem Wagen verloren; es wurde stillgehalten, damit er zurückgehen und das Verlorene suchen könne. Da es indessen wieder zu regnen angefangen, so ersuchte er einen andern, ihm ganz fremden Fahrtgenossen,

ihm seinen Regenschirm zu leihen. Dieser erfüllte die Bitte unbedenklich. Als ich den Mann mit dem fremden Regenschirm so in die finstere Regennacht hinauswandern sah — es war inzwischen spät geworden —, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, er werde mitsamt dem Regenschirm selber verloren gehen und uns da auf offener Straße stehen lassen. Er kehrte aber nach einer Viertelstunde zurück. Niemand hatte ein Wort der Ungeduld laut werden lassen. Ich fühlte mich wie in eine fremde, patriarchalische Welt und Zeit versetzt. Abseits der großen Heerstraße des Verkehrs giebt es in der That hie und da noch eine solche.

Wir übernachteten in Gföhl. Dieser Marktflecken war mir aus der Zeit her in angenehmer Erinnerung, als wir Sängerknaben des Stiftes Zwettl am Ende jedes Schuljahres auf der Fahrt nach Krems, wo wir die öffentlichen Prüfungen abzulegen hatten, hier das Mittagsmahl einzunehmen pflegten. Auch war ich später als Student auf meiner Ferienpilgerschaft ins Waldviertel immer hier durchgekommen. Mein diesmaliger Aufenthalt war durch ein in physikalischer Beziehung interessantes Vorkommniß ausgezeichnet. Ich hatte vor dem Schlafengehen ein mit Milch gefülltes Fläschchen, das mit einem Korkstöpsel verschlossen war und das den Tag über in meiner Reisetasche verwahrt gewesen, auf das Fenstergesims gestellt. Dies Fläschchen zersprang in der Nacht plötzlich ohne jeden nachweisbaren Anlaß mit einem starken Krach.

23. Aug.

Heute setzten wir die Reise nach Zwettl fort. Wieder kam ich an der Burgruine Rastenberg vorüber, die ich als Student niemals habe sehen können, ohne die zwar nicht guten, aber stimmungsvollen Körner'schen Verse still und laut zu recitiren:

„Du Schloß dort auf dem Felsen,
Du stehst so ernst und treu!
Die dunklen Wogen wälzen
Sich unten still vorbei!"

Die unten sich still vorbeiwälzenden dunklen Wasser sind die des Kamp. Sie rauschten mir schon einen Gruß vom

Stifte Zwettl zu; denn sie kommen von dort her. Nach ein paar Stunden waren wir in der Nähe des Stiftes angelangt. Schon hatten wir zur Linken die Teiche von Rudmanns und zur Rechten tauchte in einiger Entfernung aus dem Thale, in welchem das Stift gelegen ist, die hohe, schlanke Spitze des Kirchthurms auf. Eine seltsame Bewegung ergriff mein Herz bei diesem Anblick. Mehr als die Kirchthurmspitze bekommt man aber hier vom Stifte nicht zu Gesicht, da die Landstraße, links ablenkend, sich gegen die Stadt Zwettl kehrt, die man nach einer Viertelstunde erreicht.

Hier fanden wir schon den Vetter Koppensteiner in einem Gasthofe unser harrend, mit einem Privatgefährt, das uns nach eingenommenem Mittagsmahl an unser eigentliches Reiseziel, das liebe traute Schweiggers, beförderte. Wieder begrüßte ich die wohlbekannte, wenn auch fast seit zwei Jahrzehnten nicht mehr gesehene Gegend: die flachen Hügel, die grünen Wälder, die weitgedehnten Kornfelder, die Kartoffeläcker mit ihrem freundlichen Grün und ihren zarten Blüthen, den purpurnen Mohn auf weiten Strecken — und die rothen Kreuze auf den Wegen.

Und nun bin ich wieder samt meiner Begleiterin, wie so oft in früheren Zeiten, Gast im Hause des Vetters Koppensteiner und seiner Ehehälfte, meiner lieben Base Karoline, die ich als Gymnasiast Cousine Suleika zu nennen pflegte.[1]

Schweiggers, 24. Aug.

Also wieder im Herzen des Waldviertels! — Ich zeigte meiner Begleiterin noch gestern Abend das „Piscortinum" — ein kleines Wäldchen, welches sich fast noch im Orte befindet und von einer kleinen Erhöhung auf denselben hinabschaut. Hierher ging ich jeden Morgen, und weil ich da ein nun längst vergessenes Buch, „Die Aesthetik" von Piskorz

[1] Cousine Suleika, in Hamerling's Sommertagebüchern so oft genannt, lebt noch gegenwärtig als Witwe bei ihrer Tochter Rosine Winkler in Ziersdorf (nächst Eggenburg).

(das erste Buch dieser Art, das mir in die Hände fiel) durchgelesen hatte, so nannte ich es mein „Piscortinum", unter welchem Namen es wenigstens im Hause des Vetters bekannt blieb. Ich hatte überhaupt als Studentlein alle mir lieben Orte der Umgegend mit schönen Namen benannt und eine Karte des Bereichs meiner täglichen Spaziergänge entworfen.[1]

Heute erhielt ich schon den Besuch eines jungen Klerikers aus Kircherg, Namens Edinger, der mir eine freundliche Einladung des Schloßverwalters Raschbacher in Kirchberg überbrachte. Edinger ist ein weitläufiger Verwandter von mir — seine Mutter ist, wenn ich nicht irre, eine Cousine meines Vaters —, und da ich seit dem Tode meines väterlichen Oheims Leopold weder Verwandte, noch Bekannte in meinem Geburtsorte mehr besitze, so ist mir das freundliche Entgegenkommen dieses warm begeisterten jungen Mannes, sowie des Schloßverwalters sehr erwünscht.

25. Aug.

Vormittag gegen Windhag spazieren gegangen. Wir musterten heute die Kirchgänger und bildeten uns ein Urtheil über den Menschenschlag. Nachdem ich die ländliche Bevölkerung anderer deutsch-österreichischer Provinzen gesehen, muß ich sagen, daß ich die Bauern in unsern Gegenden schlanker, überhaupt weniger ungeschlacht finde als in manchen Alpenländern. Häufig sieht man schöne Bursche mit Gesichtern wie „Milch und Blut" und blühende Mädchen mit feinen Zügen.

26. Aug.

Ich beginne hier meinen „König von Sion" auszuarbeiten. Die Natur, die mich umgiebt, gewährt mir manche Anregung für den ersten Gesang, den ich unter der Feder habe.

Vormittag machte ich einen Spaziergang bis Schwarzenbach. Das Wetter war ziemlich trüb, schon ein wenig herbstlich. Auf einem ganz kleinen Fichtenbäumchen zur Seite des Weges sah ich einen Raben von ungewöhnlicher Größe sitzen. Bei meiner

[1] Vergl. „Lehrjahre der Liebe", S. 6.

Annäherung hub er vorerst zu krächzen an, wie unwillig über die Störung, dann setzte er sein breites Gefieder schwerfällig in Schwung und flog hinweg. Das Bäumchen zitterte noch einige Augenblicke, nachdem der wuchtige Vogel sich von ihm losgeschwungen. Etwas weiter vom Wege ab, auf einer begrasten Fläche, ließ er sich neuerdings nieder. Einen eigenthümlichen Gegensatz bildete zur wuchtigen Art seines Aufflugs die Grazie, mit welcher er — vom Fluge zum Stehen auf den Boden übergehend, erst einige Schritte hintänzelte. Eine wahre Tanzmeistergrazie, die dem unheimlichen schwarzen Burschen seltsam zu Gesichte stand.

Manchmal zeigen sich die Raben hier in Schwärmen. Von Feld zu Feld grüßen sich dann diese Schwärme mit lautem Geerächz, es klingt, als ob ein großer Raben-Reichstag gehalten würde.

Von diesem sich dann und wann erhebenden Rabengekrächze jedoch abgesehen, finde ich hier jene tiefe, idyllische Stille, welcher ich lange nachgetrachtet. Um anderswo einer ähnlichen wunderbaren Stille zu genießen, muß man sich weit hinein in Thäler und Schluchten und abgelegene Wälder begeben: hier hat man sie wenige Schritte vor der Thür, auf offener, sonniger Flur unter einer Gruppe von Föhren, auf dem mit Heidekraut und Haselnußsträuchern bewachsenen Feldrain. Kein großer Verkehrsmittelpunkt ist in der Nähe, keine breite Landstraße durchschneidet die Gegend, keine Lokomotive kommt dampfschnaubend herangefahren und setzt immer neue Rudel von Touristen und wildfremden Leuten ab. Der pflügende Ochs auf dem Felde steht neugierig still, wenn er ein fremdes Gefährt des Weges kommen sieht, und der pflügende Bauer mit ihm.

27. Aug.

Vom „Cliowald" nach Windhag hinüber. Immer Fichten- und Föhrengehölz zur Seite, auf ebenem, bequemem Grunde, dazwischen grasige Flächen. Das Heidekraut überall reichlich, besonders auf den ursprünglich von Maulwürfen aufgeworfenen kleinen Hügeln der mit kurzem Grase bewachsenen Gründe.

Der Wald sendet seine Vorposten in Feld und Wiese hinein. Auch Waldmoos findet man zwischen dem Heidekraut.

28. Aug.

Vormittags über Schwarzenbach, Vierlings, Hirschenhof nach Großschönau. Anmuthiger Weg neben und zwischen Wäldchen, Wiesen und Aeckern. Aeußerst interessant aber ist das sogenannte „Rabenloch“ mit der „Föhrenmühle“. Durch diesen romantischen Waldgrund fließt ein schöner klarer Bach in einem Felsenbette; meist bemoostes Gestein bildet sowohl die Ufer als das Bett. Zur Linken des Weges thürmen sich die bemoosten Felsmassen gewaltig auf, in so regelmäßigen Konturen und so geordneten Schichten, als wären die Blöcke von Steinmetzen behauen und von Händen der Maurer übereinandergelegt. Zahllos liegen an manchen Stellen die massigen Gesteine über- und nebeneinander.

Aus dieser waldigen Niederung führt der Pfad auf ein fernes Feld hinaus, das allmählich ansteigt und das einen durchaus eigenthümlichen Anblick gewährt. Das hügelige, von kleinen Aeckern und Weideplätzen durchschnittene Terrain ist von kleinen rundlichen Steinhaufen wie übersäet. Hierher hatte man eben das Gemeindevieh auf die Weide getrieben; die zerstreute Herde gab ein hübsches Bild.

Nach einer Viertelstunde Weges ist die Höhe des Gefilds erreicht, und nachdem man erst die rothe Kuppel eines Kirchthurms, dann den Thurm selbst erblickt, steht man mit einem Male unmittelbar vor dem Dorfe Großschönau. Der Anblick ist eigenthümlich und reizend. Die Kirche, der Pfarrhof, die malerisch gruppirten Häuser machen einen sehr angenehmen Eindruck.

Hat man an dieser Seite das Dorf erreicht, so zeigt sich rechts vom Wagen ein Haus, und zwar von der Rückseite, mit einem großen Hofe. Die Ecke dieser Rückseite bildet ein Stübchen, dessen Fenster nach dieser Seite auf die Gasse hinaussieht. Es ist dies das Familienhaus meiner Mutter, seit Menschengedenken ein Gasthaus, jetzt einem gewissem Draxler

gehörig. Und das rückseitige Stübchen diente mir zum Aufenthalt vom zweiten bis achten Lebensjahre, nachdem meine Mutter mit mir Kirchberg verlassen hatte.

Als Fremder betrat ich mit meiner Begleiterin die Gaststube und bestellte ein kleines Mittagessen. Es hielt einigermaßen schwer, ein solches zu bekommen. Während es gekocht wurde, besahen wir uns das Haus und das erwähnte Stübchen, das so reich ist für mich an rührenden Erinnerungen. Auch das schmale Baumgärtchen besuchten wir, das an das Haus sich schließt. Während wir da verweilten, kam die Gemeindeherde, von der Weide heimkehrend, die Straße herauf. Dieser Aufzug war sehr hübsch anzusehen und schien kein Ende nehmen zu wollen. Brüllend sahen die schönen Kühe und Kälber nach rechts und links sich um; die Lämmer drängten sich hastig und ängstlich durch- und übereinander, kläglich meckernd, als wäre der Wolf hinter ihnen; die schwarzen, weißen und gefleckten Ziegen, inbesonders die Böcke, schritten mit zierlicher Gemessenheit einher. Auf dem Wege durchs Dorf gingen die Thiere, von der Herde sich trennend, nach rechtshin und linkshin in die Häuser, wohin sie gehörten.

Ich suchte hernach Verwandte auf, die hier noch leben: die Witwe eines Bruders meiner Mutter, die nach ihm einen gewissen Neunteufel geheirathet hatte und neuerdings verwitwet war. Wir fanden bei ihr und ihren zum Theil schon erwachsenen Kindern eine herzliche Aufnahme; man führte uns im ganzen Hause, in Küche und Stall u. s. w. herum, und wir waren entzückt von der außerordentlichen Sauberkeit, die überall herrschte.

Nachdem wir zu Mittag gegessen, setzten wir unsere Wanderung fort nach Engelstein. Mit welchen Gefühlen betrat ich nun die Wege und Stege wieder, auf welchen ich als Knabe Tag für Tag gewandelt! Jeder Haselstrauch ist mir auf diesem Wege ein alter, lieber Freund. Nach einer Viertelstunde hob sich der Weg ein wenig, und als die mächtige Anhöhe überschritten war, tauchte das Schloß in der Niederung vor uns auf. Es gewährt einen romantischen Anblick

in seiner Mischung von modernem Bau und alter Ritterburg, von Weihern und Gärten umgeben. Wir betraten die inneren Höfe und warfen einen Blick ins Innere der Schloßkapelle, an deren Altar ich so oft als Ministrant gekniet!

Man hat hier herum immer einen schönen Ausblick auf den Johannisberg mit dem Kirchlein auf seiner Spitze, in welchem ich ebenfalls als Knabe Ministrantendienste verrichtete.

Von Engelstein aus schlugen wir über Jagenbach den Rückweg nach Schweiggers ein. In Jagenbach sprachen wir auf kurze Zeit im Gasthaus ein und erstaunten auch hier über die außerordentliche Reinlichkeit. Die Tische waren wahrhaft spiegelblank. Nicht minder nett als die Räumlichkeit war die rosig blühende Wirthin.

Die Gegend um Jagenbach ist sehr anmuthig. Wir wurden nur leider durch einen Regenguß noch tüchtig durchnäßt, bevor wir bei einbrechender Nacht Schweiggers erreichten.

Der Tag war für mich ein durchaus genußreicher gewesen, hätte nicht bei der Heimkehr das Ausbleiben von brieflichen Nachrichten aus Graz, die ich mit großer Spannung erwartet hatte, mein Gemüth in schmerzlicher Weise verdüstert, so daß mir nach den Anstrengungen der langen Fußwanderung des Tages die Erquickung der Nachtruhe versagt blieb.

30. August.

Heute machte ich einen Höflichkeitsbesuch bei dem hiesigen Pfarrer, obgleich er mir persönlich ganz fremd war. Vetter Koppensteiner legte es mir nahe, sagte, es sei so Sitte, daß Personen, die sich am Orte einige Zeit aufhalten, dem Pfarrer ihre Aufwartung machen. Mir kam die Sache etwas seltsam vor, aber ich fügte mich, da die üblen Folgen einer Unterlassungssünde auf den guten Vetter hätten zurückfallen können.

1. Septbr.

Wir haben heute hier „Kirchtag“. Nach Mitternacht erwachte ich und hörte, wie der Kirchtagsbaum, eine hohe

schlanke Fichte, von der die Rinde abgeschält und deren grüne Wipfel mit weißen Bändern festlich geziert ist — von den Burschen des Ortes unter Jauchzen und Gesang auf dem Platz vor der Kirche aufgerichtet wurde. Das Lied, welches man dabei sang, hatte eine recht hübsche Melodie und erinnerte an das steirische Dachstein-Lied.

Außer diesem Baum erhoben sich noch zwei ähnliche, aber kleinere vor dem bedeutendsten Wirthshause des Marktfleckens.

Um 3 Uhr nachmittags begannen die ländlichen Musikbanden, welche in den drei verschiedenen Gasthäusern zum Tanze aufzuspielen berufen waren, sich zuvörderst auf offenem Platze zu produziren und zwar in der Art, daß, wenn die eine aufhörte, die andere anfing, ein heiteres Stück zu spielen.

Nach etwa einer Stunde zogen sie sich in die Gasthäuser zurück, und es begann dort nun die eigentliche Tanzmusik.

Gegen Abend trafen im Hause des Vetters verschiedene Gäste ein, darunter der junge Kleriker (Alumne) Edinger, der mich vor acht Tagen im Namen Kirchbergs hier willkommen geheißen hatte. Er begleitete später mich, meine Reisegefährtin und das neuvermählte Paar Winkler — Vetter Koppensteiner's schöne Tochter Rosine und ihren Mann — in Pischinger's Gasthaus. Wir trafen da noch einige andere Kirchberger unter Andern einen jungen Studiosus philosophiae, Namens Rausch, der mich sehr warm begrüßte und mir sagte, wie sehr man in Kirchberg schon darnach verlange, mich zu zu sehen. Ich habe noch zu erwähnen, daß Gebäck und Speisen im Gasthause vortrefflich waren. Eine gute Küche gehört eben auch zu den Vorzügen des Waldviertels. Den „Tanzboden", auf welchem ich als Studentlein an Kirchtagen wacker mitzutanzen pflegte, konnte ich diesmal leider nur auf einen Augenblick betreten; die erstickende Hitze des Ortes war mir bei meinen gegenwärtigen Gesundheitsverhältnissen unerträglich.

4. Septbr.

Vormittag meinen besonders schönen „Germania-Wald" besucht, zur Linken der Straße nach Siebenlinden gelegen.

Man hat von hier aus eine sehr hübsche Aussicht auf den Thurm von Großschönau und auf den Johannisberg. Ein wiesiger Grund, hie und da mit einer Föhrengruppe besetzt, erstreckt sich von Schweiggers bis hierher. Gegen Siebenlinden hin findet man auch sehr zahlreich jene kleinen Steinhügel wie vor Großschönau; oft sind sie mit Haselgesträuch bewachsen.

6. Septbr.

Heute haben wir uns Alle auf des Vetters großen Wage gewogen. Es stellten sich folgende Gewichtsverhältnisse heraus:

Ich wiege	99¾	Pfund
Meine Reisegefährtin wiegt	127	"
Cousine Suleika "	132	"
Ihre Tochter Rosine "	101	"
Rosine's Ehemann Winkler	123	"

Daß ich gerade 99¾ Pfund wiege und mir ein Viertel zum Centner fehlt, darüber mußte Niemand mehr lachen als der kleine Commis im Laden des Vetters. Es ist ein etwas täppischer Junge, mit dem sonst wir unseren Spaß zu treiben pflegen; heute aber mußte ich mich von ihm auslachen lassen. Den ganzen Tag über verbiß er das Lachen und Grinsen nur mit Mühe, so oft er mich ansah.

Der Fabrikant Hackel aus Weitra war auf der Durchfahrt kurze Zeit zu Besuch im Hause des Vetters; ein sehr entfernter Verwandter, den ich bisher nicht persönlich kannte. Er lud mich freundlichst ein, ihn in Weitra zu besuchen.

7. Septbr.

Das Stift Zwettl wiederzusehen und meiner Reisegefährtin zu zeigen, war mein lebhafter Wunsch, seit ich hier bin. Um 9½ Uhr nahmen wir zu Wagen unsern Weg über die Stadt Zwettl nach dem Stift. Man fährt von der Stadt aus eine Strecke das Ufer des Kamp entlang, das sich zur Linken steil erhebt, von Nadelholz umsäumt. Ein gewaltiger

Felsabgrund zeigt sich pittoresk abfallend: die sagenreiche Teufelsbrücke.[1]

Ich ließ meine Gefährtin, nachdem wir im Stifte angelangt, bei dem Kaufmann Rauch zurück und begab mich, da der Abt nicht zu Hause war, zum Prior Pater Adolf, der mich zum Mittagstisch der Geistlichen in den Konvent einlud. Da die Speisestunde nahe war, führte er mich zu einer Ruhebank im Hofe des Stiftsgebäudes, am Eingange des Konvents, wo vor Beginn der Mahlzeiten sich meist eine Anzahl von Stiftsgeistlichen, um Luft zu schöpfen und zu plaudern, zusammenfindet. Hier stellte mich der Prior den Anwesenden vor, in welchen ich zum Theil Bekannte aus meiner Sängerknabenzeit wiederfand: so dem Pater Hermann, jetzigen Präfekten der Sängerknaben und Kellermeister, dem Pater Wilhelm, der als Novize im Stift mein Professor gewesen war, dem „Kastner" (Stiftsökonomen) P. Benedikt und Anderen. Man kannte meinen Namen und die Thatsache, daß ich ein Dichter sei, und man erwies sich auch ziemlich freundlich gegen mich, aber die geistlichen Herren kamen mir alle so abgespannt, apathisch, gelangweilt und mißgestimmt vor, wie Vögel in der Mauße, oder auch wie Vögel, denen es im Käfig nicht behagt und die lieber ins Weite flögen. Einer, den ich nicht kannte, sagte mir, in seinem Besitze sei ein handschriftliches Gedicht von mir, welches ich im Jahre 1845 an meinen Großoheim P. Ambros zur Feier seiner Sekundiz gerichtet.[2] Ich erfuhr einiges in

[1] Die an diese Brücke sich knüpfende Sage hat vor mehr als fünfzig Jahren einem beim damaligen Wiener Publikum hochbeliebten Autor R. Mühlböck den Stoff zu einem Schauderroman gegeben: „Heinrich von Seeburg oder die Teufelsbrücke bei Zwettl. Eine historisch-romantische Geschichte aus den Zeiten des ersten Markgrafen von Oesterreich". (Wien 1838.) Mühlböck hat auch die Gründung des Stiftes Zwettl im Kleide eines Romans bearbeitet: „Hadamar von Chuenringen oder Gründung des Klosters Zwettl". (Wien 1850.)

[2] Dieses dreistrophige Gedicht mit dem Sinnworte: „Das fünfzigste Jahr sollst du heiligen, denn es ist ein Jubeljahr" hat Allram in seinem Büchlein „Aus der Heimath Hamerling's" S. 7 veröffentlicht. Der Knabe hat aber

betreff einstiger Kollegen im Stifte, so z. B. daß Schanda als türkischer Militärarzt in der Walachei, der jüngere Büchler als Apotheker im Stifte lebe.

Um 12½ Uhr ging man zu Tische. Hier fand ich zu meiner Ueberraschung mich dem Statthaltereirath Harrant samt Frau aus Wien gegenüber, der zu meiner Sängerknabenzeit „Hofrichter" im Stifte gewesen und jetzt zu Besuch hier weilte. Eine für mich interessante Familie: der Herr Hofrichter hatte mir, dem Knaben, großen Respekt eingeflößt; sein junges hübsches Frauchen hatte einen sehr angenehmen Eindruck auf mich gemacht, eine im Hause weilende jugendliche Verwandte, Namens Anna Schwarz, hatte ich mit zärtlicher Inbrunst aus der Ferne im stillen geliebt, und mit einem damals ebenfalls in die Familie des Hofrichters auf-

---

zur Verherrlichung des Festes noch ein zweites Gedicht verfaßt unter dem Titel: „Meine Empfindungen bei Gelegenheit des priesterlichen Jubelfestes." Dieses neunstrophige Poem, von dem Allram S. 8 nur einen kleinen Bruchtheil mittheilt, hat seiner Zeit das klerikale „Linzer Volksblatt", dem es ein Pater aus Zwettl zugesandt, in seiner Nummer vom 2. December 1870 vollinhaltlich veröffentlicht — es sollte die radikale Umwandlung in Hamerling's Seele gegen Kirche und Klerus, die sich hauptsächlich aus dem „König von Sion" verrathe, aus dem ff darthun.

Doch muß man offen gestehen, daß die bezügliche Aeußerung des „Linzer Volksblattes" in einer keineswegs unnoblen Weise geschah. Bis zu welchem Grade sich indes klerikaler Fanatismus in seinen Ausbrüchen wider Hamerling ergeht, mag uns folgender Bericht eines Wiener Tagesblattes („Das Vaterland", 23. März 1892, Morgenblatt) beweisen:

Vortragsabend des Katholischen Schulvereins.

Mitglieder und Freunde des Katholischen Schulvereins hatten sich am vorigen Sonntage wiederum aus allen Bezirken Wiens zusammengefunden, um Herrn N. N. über die Wiedertäufer zu Münster und Robert Hamerling's „König von Sion" sprechen zu hören, über eine furchtbar traurige Verirrung der Menschheit aus dem Zeitalter der Reformation also und über die Verherrlichung dieser Verirrung durch einen Dichter Oesterreichs, der in der Reihe unserer üppigsten, glänzendsten, in den hellsten Farben lodernden Geister obenan steht und über ein Schilderungs- und Beschreibungstalent zu verfügen hat, wie kaum ein Zweiter.

Ueber diesen Vortrag auszugsweise zu berichten, ist schwer, weil man sicher ist, mit jeder Kürzung den Eindruck des gesprochenen Wortes zu ver-

genommenen Knaben Namens Johann Schmid hatte ich ein sehr herzliches Freundschaftsverhältniß unterhalten. Nun saß das junge hübsche Frauchen mir als ältliche magere Frau gegenüber, und als ich mir erlaubte, mich bei dem Herrn Statthaltereirath — der jetzt eine Rolle in der Wiener klerikalen Partei spielt — nach Fräulein Anna Schwarz und Herrn Johann Schmid zu erkundigen, antwortete er mir kurz, Jene sei noch am Leben und Dieser beim Bezirksgericht in St. Pölten angestellt.

Nach aufgehobener Tafel empfahl ich mich und holte meine Begleiterin beim Kaufmann Rauch ab, um ihr das Stift und die Umgebung desselben zu zeigen. Ich führte sie zunächst in die Kirche. Die schmale, aber ungewöhnlich hohe Vorderansicht dieser Kirche mit dem gleichfalls sehr hohen

---

wischen. Wir versuchen es dennoch, indem wir von dem historischen Theile, von der Geschichte der Wiedertäufer zu Münster, absehen und uns auf die kritische Besprechung des „Königs von Sion" beschränken. In der Einleitung machte N. N. auf die großartige Zusage Hamerling's aufmerksam in seinem „König von Sion", uns einen Spiegel des Höchsten und Tiefsten zeigen zu wollen, und erbrachte sodann aus dem Epos selbst den Beweis, daß Hamerling allerdings das Tiefste in schauerlicher Weise enthüllt, *in betreff des Höchsten aber der säumige Schuldner geblieben sei, der nicht einmal eine Abschlagszahlung gemacht habe.* Als ideale Gestalten habe der Dichter einzig und allein seine wiedertäuferischen Propheten geschildert und ihnen als Repräsentanten des Katholicismus nur elende Ignoranten, wüste Schlemmer und Praffer, Verführer zur Unzucht gegenübergestellt, obwohl der Katholicismus von damals doch manch' tüchtigen und ehrbaren Vorkämpfer, auf den wir noch heute stolz sein können, gehabt habe. Hamerling müsse sich darum auch gefallen lassen, wenn man ihn mit seinen Idealen dentificire und mit verantwortlich mache für ihre Thaten. Mit Einführung der „heiligen Gütergemeinschaft" sei in Münster auch nach Hamerling's Dichtung begonnen worden. Die Fortsetzung habe, wie in der Geschichte, so auch im Hamerling'schen Epos Verwüstung und Zerstörung der Kirchen geheißen, Vernichtung aller Schätze der Kunst und Litteratur, Verbrennung der Bibel, Einführung der Vielweiberei und zuletzt Krönung des Ganzen durch Einführung der Weibergemeinschaft — vollendete Bestialisirung des Menschen. Und das nennen die Helden des Hamerling'schen Gedichtes Auferweckung des inneren Wortes, erhabene Begeisterung und den edleren Trieb, der die innere Vergöttlichung erwirke und alle äußere Satzung entbehrlich mache.

Thurm rechne ich zum Interessantesten, was mir auf dem Gebiete der kirchlichen Baukunst vorgekommen. Statuen verzieren in besonders wirksamer Weise diese schöne und imposante Kirchenfront. Es herrscht eine reiche edle Fülle des Schmucks, ohne Ueberladung. Auch das Innere der Kirche mit dem schönen Hochaltar und den zahlreichen Seitenaltären gewährt einen äußerst gefälligen Anblick. Ein eigenthümliches Gepräge giebt dem Schiff der Kirche die außerordentliche Höhe der Säulen und des Gewölbes.

Mit tiefer Rührung durchschritt ich nun wieder diese Hallen, deren heilige Schauer vor Jahren in meiner Knabenseele manch' wunderbare Regung geweckt hatten, manche

---

Der katholische Priester sei für die wiedertäuferischen Propheten Hamerling's ein Wüstling; die Nonne aber, die in diesem Augenblicke noch, von maglichem Unschuldshauche umschwebt, in seliger Verklärung zum Gekreuzigten betet, aber schon eine Sekunde später „in wonniger Herzensentzückung" dem Wiedertäufer, dem hergelaufenen Fremdling, in den Armen liegt, wird im Hamerling'schen Epos zur Heldin!!! (cfr. vierter Gesang des „Königs von Sion".) Nachher zeigt sich die Verruchtheit dieser Hamerling'schen Heldin noch deutlicher. Sie will ihren ersten Verführer, der natürlich der Bischof selbst gewesen sein muß, aus Rache ermorden, entdeckt jetzt aber, daß sie nicht bloß den Wiedertäufer, sondern auch den ersten Verführer liebt, und stößt sich nun selbst den Dolch in die Brust. Das Skandalöseste aber kommt erst jetzt. Johann von Leyden, vordem Schneidergeselle, jetzt der „König von Sion", läßt die Todte mit königlichem Pompe begraben, läßt sie beerdigen im Dome, und diese Beerdigung nennt nicht etwa der „König von Sion", der weiland Schneidergeselle aus Leyden, dem es noch hingehen möchte, sondern der Dichter Robert Hamerling „eine neue Heiligung des entweihten Domes" (cfr. siebenter Gesang) und läßt den Helden dieser Schändlichkeit tapfer weiter kämpfen „für das gewaltige Werk der erhabenen Menschenbefreiung". Endlich sieht Johann von Leyden allmählich ein, daß es mit dem Reiche Sion entsetzlich abwärts geht; er schwelgt aber geruhsam weiter in seinem Palaste, während seine Bürger einander umbringen oder verhungern. Er, der soeben noch von sich sagte: „Mein Wink ja gebietet in Sion, kleinlichen Geister Bemühen, ich will es kühnlich vereiteln", ist zuletzt nur ein Elender, dessen ohnmächtiger Wille knirscht „wie ein gefesselter Leu". Als man Einführung der Vielweiberei von ihm forderte, gewährte er sie als „grinsende Maske des Hohnes", womit er ein anderes Weib, die Zigeunerin Divara, die er zur Königin machte, dafür strafen will, daß sie sein stolzes Herz in ihrem Zwange hält. Da man noch weiter geht und Einführung der Weibergemeinschaft fordert,

Regung, die sozusagen sich selbst noch nicht verstand und ihren Gegenstand suchten.

In der nächsten Umgebung des Stifts, wenige Schritte davon, zeigte ich meiner Begleiterin den „Hopfenberg", eine sanfte, auf der Gegenseite nach einer reizend bewaldeten Niederung sich abdachende Anhöhe, welche der Hauptschauplatz für meine und meiner Genossen Spaziergänge und Spiele war. Wir hatten da auch ein „Königreich Mitterburg" gegründet, in welchem ich die Würde eines erwählten Königs bekleidete, zugleich aber auch das Amt eines Reichshistoriagraphen, sowie des Küchenmeisters und noch einige andere wichtige Hofämter versah. Niemand verstand so appetitlich wie ich mit einigen mitgebrachten kalten Speiseresten, in Verbindung mit den Beeren und Nüssen, welche das Gehölz

gewährt das stolze Herz des „Königs" auch diese und nennt sie die göttliche Ironie, in die dieser König nun freudig und mit geläuterter Miene blickt, indem er sich noch beim entsetzlichen Ende seines Reiches damit brüstet, späteren Geschlechtern das Ziel gezeigt zu haben, nach dem sie ringen sollen.

Alles das ist nur ein Weniges von dem, womit N. N. in seinem Vortrage den Beweis erbrachte, daß an Hamerling's „König von Sion" auch nicht eine Zeile christlich, nicht eine Zeile katholisch sei. „Mir aber," so schloß der Redner, „ist jetzt, als müßte ich mir Ihre Verzeihung dafür erbitten, daß ich es gewagt habe, all' das Gräßliche, das in meiner Darstellung enthalten ist, hier vorzuführen. Ich that es, weil dies so glänzend ausgestattete Buch, Hamerling's „König von Sion", schon in zwölfter Auflage erschienen ist und von Hunderttausenden bewundert wird. Ich habe es gethan, obgleich ich zu besorgen habe, daß mir, vielleicht sogar in katholischen Kreisen, der Vorwurf nicht erspart bleiben wird, bei meiner unbedingten Verurtheilung Hamerling's zu stark aufgetragen zu haben. Aber wenn ein großes Gebäude vom untersten Kellerraum bis hinauf zum höchsten Dachgiebel nach Asa foetida riecht, kann man da hoffen, den Gestank damit zu vertreiben, daß man einige Tropfen Rosenöl hineinspritzt —

Das „Vaterland" setzt den Bericht noch weiter fort, aber nach solchen unqualificirbaren Expektorationen sträubt sich unsere Feder, den Artikel weiter zu kopiren.

Eine Widerlegung wird man von uns nicht verlangen.

Achtungsvollste Polemik jedem Gegner!

Dem Vortrage gegenüber mangeln uns aber parlamentarische Worte!

lieferte, die Hoftafel für die Großen des Reiches herzurichten. Nach Tische ertheilte ich einige königliche Befehle und zog mich dann in meine hübsche kleine Steinklause zurück, wo ich an der Geschichte des Königreiches Mitterburg eifrig schrieb. Die Umgebungen des Stiftes sind durchgehend angenehm; aber uns Sängerknaben war es doch immer am liebsten, wenn bei den Spaziergängen — deren wir wöchentlich zwei hatten — Pater Ferdinand, unser Führer, an der Klosterpforte mit dem Spazierstocke gegen den Hopfenberg hin deutete.

Nachmittags 4 Uhr kehrten wir in die Stadt Zwettl zurück und machten da der Familie Katzenberger einen Besuch, bei welcher ich als Knabe in der Glashütte Georgenthal so schöne Tage zugebracht. Vetter Katzenberger's Aussehen ist noch immer ein rüstiges, von einigen starken Zahnlücken abgesehen. Von den Söhnen meinen Cousins traf ich Anton und Albert im Hause; beide schreiben bei einem hiesigen Notar; auch eine Tochter, Marie, lebt mit einem fünfjährigen Mädchen hier bei den Eltern. Ernestine ist an den Schullehrer Kaspar in Etzen verheirathet, die übrigen Söhne sind, nach dem Alter geordnet: Franz, Konrad, Josef und Karl; der letztere Finanzwachaufseher in Groß-Gerungs, die drei übrigen als Schulgehülfen bedienstet. In Denjenigen, die ich zu Gesicht bekam, fand ich hübsche, muntere, geistig aufgeweckte junge Leute, jovial wie ihr Vater in jüngeren Jahren zu Georgenthal.

Abends 7 Uhr waren wir wieder in Schweiggers.

9. Septbr.

Vormittag auf meinem „Olymp“. Diesen Namen verdankt die in der Richtung gegen Weißenalbern gelegene, bewaldete Anhöhe nur dem Umstande, daß sie eben die einzige Anhöhe ist, zu welcher die flachwellige Umgegend von Schweiggers sich erschwingt. Auf halber Höhe derselben hat man die hübschese Aussicht.

Dann in meiner Burg „Sion“ unfern von Meinhardtsschlag. Ein freiliegendes Plätzchen von geringem Umfang,

bewachsen von niedrigem, aber sehr dichtem Fichten-, Föhren-, Hasel- und Wachholdergesträuch in bunter Abwechselung; es bildet stellenweise ein fast undurchdringliches Dickicht. Den Boden der kleinen Lichtungen deckt ein fußhoch schwellender Moosteppich. An diesem romantischen Plätzchen hing ich vor 17 Jahren den ersten Ideen meines „Königs von Sion" nach und faßte den Plan, diesen Stoff in einer epischen Dichtung zu behandeln. Aus diesem Grunde benannte ich dasselbe die „Burg Sion".[1]

Merkwürdig war es, daß, als ich heute meine Reisegefährtin an diese Stelle führte, der Genius des Ortes uns in dreifacher Weise eine Art Willkomm entgegenbrachte, den ich als eine freundliche Vorbedeutung für das in diesen Tagen nun wirklich in Angriff genommene Werk betrachten möchte.

Für's Erste sang ein Vogel ganz ausnehmend schön auf einem Zweig, was nicht als etwas alltägliches gelten darf, da Singvögel in der Gegend ziemlich selten sind. Der Vogel sang unablässig und flog nicht auf, so nahe wir ihm auch kamen. Dann zeigte sich ein großer Schmetterling von einer Pracht, wie ich bis jetzt noch niemals einen gesehen. Die

[1] „Was die „Burg Sion" betrifft — unfern dem Germaniawald gelegen —, so sollte ich eigentlich vorderhand noch alles verschweigen. Sie birgt ein Geheimniß, eine Idee, ein Vorhaben, das nur langsam reifen wird. Der Name besteht, seit ich auf dem Dachboden des Onkels Leopold in Kirchberg ein altes vergilbtes Buch gefunden, ein Trauerspiel „Johann von Leyden" (Wien bei F. Ochß, 1793). Daraus hab' ich die Kunde vernommen, wie Johannes, der Prophet zu Münster, ein Reich der Erkenntniß und Glückseligkeit hat aufrichten wollen, „ein neues Sion" — und dieser phantastische Schneider von Leyden hat mir's angethan, daß ich immer an ihn denken muß, und während alle Welt glaubt, daß er längst in seiner eigenen Asche gebettet schlafe, lebt er und besucht diesen Hain, und wenn die Wipfel desselben im letzten Strahl der Sonne glänzen, wie einst die Zinnen der „Burg Sion" zu Jerusalem, erzählt er mir heimlich von sich und seinem Schicksal und seinem neuen sionischen Reich zu Münster. Und ich sinne und sinne, wie ich das einmal schön und würdig nacherzählen könnte, schöner und würdiger, als es in dem alten anonymen Trauerspiel von 1793 geschehen ...." („Tagebuchblatt vom 20. August 1850" in „Lehrjahre der Liebe" S. 9 ff.)

Hauptfarben desselben waren Schwarz und Purpurroth. Schließlich fanden wir einige besonders große und schöne reife Haselnüsse, während ich bisher in diesem Herbste auf den unzähligen Haselstauden, denen man hier begegnet, nicht eine einzige reife gesehen hatte. —

Abends kam mein Cousin Ferdinand Markhart aus Wien hier an.

10. Septbr.

Der heutige Tag war dem Besuche meines Geburtsortes gewidmet. Wir begaben uns morgens über Weißenalbern dahin und stiegen im elterlichen Hause des Theol. stud. Edinger ab, wo wir sehr wohl aufgenommen und bewirthet wurden. Edinger's Mutter ist eine geborene Hamerling, Cousine meines Vaters. Die wackere Frau erzählte uns viel von den Preußen, welche im Kriege des vorigen Jahres bis hieher vordrangen und in den Häusern einquartiert waren. Sie benahmen sich gut, nur aßen sie fürchterlich, wie ausgehungerte Wölfe. Sie behalfen sich mit den Räumlichkeiten, die man ihnen anwies, und respektirten die übrigen Gemächer des Hauses. Zweiunddreißig Mann gaben sich im Edinger'schen Hause mit einem Zimmer den Tag über zufrieden und schliefen des Nachts zum Theil in der Scheune. Von dorther hörte man sie vor dem Einschlafen im Chorus singen:

Unser Bett ist bald gemacht;
Gute Nacht, gute Nacht!

Leider hatte die Truppe viele Cholerakranke, für welche die Betten der Hausbewohner in Anspruch genommen wurden, und da Letztere sich dann wieder in dieselben Betten zu legen pflegten, so war es nicht zu verwundern, daß auch von ihnen mehrere erkrankten. Es starben im ganzen etwa dreißig Mann Preußen in Kirchberg und den umliegenden kleineren Orten.

Nachmittags zeigte ich meiner Begleiterin das Haus, in welchem ich geboren wurde. Dann führte uns Edinger zu dem Gutsverwalter Raschbacher, in dessen Familie wir die

Bekanntschaft liebenswürdiger und gebildeter Personen machten. Mein „Ahasver in Rom“ war hier schon heimisch. Man führte uns auch im Schlosse und im Park umher und zeigten uns mehreres Sehenswürdige, was durch Angehörige des vertriebenen Franzosenkönigs Karl X., welche das Schloß eine Zeit lang im Besitz hatten, hieher gelangte. Im Schloßpark (nicht Thiergarten) steht eine schöne Trauerweide, direkt von derjenigen stammend, welche man auf das Grab Napoleons pflanzte. In einem Stalle zeigte man uns einen Feldwagen Napoleons, ein überaus massiges und solides Fuhrwerk, das recht wohl Kanonenkugeln Trotz bieten konnte.

Die Gegend von Weißenalbern und Kirchberg hat mehrere sumpfige Stellen. In etwas weiterer Entfernung, bei Hoheneich, befindet sich ein Moor, in welchem Torf gestochen wird und welches Eigenthum des Schloßbesitzers von Kirchberg am Walde ist. Da mich des „Königs von Sion“ wegen jetzt alles, was an westfälische Landschaft erinnert, lebhaft interessirt, so sprach ich den Wunsch aus, dies Torfmoor zu besichtigen, und Herr Raschbacher erklärte sich sogleich bereit, mich dahin zu führen, wenn ich bald wieder auf einen Tag von Schweiggers herüberkommen wollte, wozu er mich freundlichst einlud. Ich sagte lieber gleich auf morgen zu

Wir nahmen für heute Abschied und schlugen den Rückweg nach Schweiggers zu Fuße durch den herrlichen Thiergarten ein, diese ausgedehnte Waldpartie mit ihren riesigen Baumgängen, romantischen Einsiedeleien, reizenden Rastorten, Grotten u. s. f. Rehe weiden hier, und die junge Thaya lenkt als noch namenloser Bach ihre sprudelnden Wasser durch diese Gründe. Manches Lied hab ich da als Studentlein gedichtet, wenn ich in den Ferien als Gast bei Vetter Leopold weilte. Unter anderen entstanden hier die Gedichte „In der Waldschlucht“[1] und „Ganymed“.

---

[1] „Sinnen und Minnen“ S. 1. Dieses Gedicht „In der Waldschlucht“ mahnt sehr an das „Rabenloch“ bei Großschönau, dürfte wohl in Erinnerung daran gedichtet worden sein.

11. Septbr.

Wir begaben uns früh wieder nach Kirchberg und fuhren von da in Gesellschaft des Verwalters und seiner Frau zum Torfmoor nach Hoheneich. Nach einer etwa dreiviertelstündigen Fahrt durch schöne Wälder und an Teichen vorüber gelangten wir dahin. Es liegt mitten im Walde und mag ein paar hundert Fuß in die Länge, ebensoviel in die Breite betragen. Wider Erwarten fand ich die Strecke nicht sumpfig, sondern trocken; die Feuchtigkeit der Torfmoore wird, sofern welche vorhanden, durch Abzugsgräben entfernt, bevor man den Torfstich in Angriff nimmt. Die Grasdecke des Moorgrundes ist fast wie gewöhnliches Erdreich. Aber das Gras wächst darauf in absonderlicher Art: in runden, sich strahlenförmig verbeitenden Büscheln. Unterhalb dieser Grasdecke liegt der schwärzliche Torfboden, der hier nur vier Schuh, bei anderen Mooren aber oft mehrere Klafter Tiefe hat. Hier nun wird der Torf herausgestochen, und zwar gleich in der Form von Ziegeln, nicht größer als gewöhnliche Dachziegel. Farbe und Festigkeit der Torfmasse sind ungleich. Jene wechselt vom Kohlschwarzen in's Gelblichbraune, diese von der Sprödigkeit der Kohle in's Faserige und fast schwammartig Weiche; immer aber läßt die Masse sich leicht zerreiben und zerbröckeln. Sie ist völlig geruchlos.

Es giebt im Waldviertel umfangreichere Torfmoore als dies, bei Schrems z. B., aber die Beschaffenheit ist hier eine vorzügliche. Der Schremser Torf ist viel weicher und von lichterer Farbe, auch viel leichter an Gewicht.

Man pflegt einen ausgestochenen Moorboden im Walde wieder mit Bäumen zu bepflanzen, doch bleibt das Gehölz meist verkrüppelt und zwerghaft. Hat man die Absicht, den Moorgrund auch später auszubeuten, so sticht man den Torf nicht in seiner ganzen Tiefe heraus, sondern läßt einen Rest bestehen, der dann im Laufe der Zeit wieder zu einer dicken Schicht anwächst.

Interessant ist die Moosvegetation auf solchen ausgebeuteten Strecken, die schon wieder kleines Gehölz tragen.

Besonders reich gedeihen die schönsten Moosarten in den ehemaligen Abzugsgräben, welche zur Entwässerung des Torfmoors gedient haben.

Es sind, wie mir Herr Raschbacher sagte, in der letzten Zeit ungefähr 120000 Stück Torfziegel jährlich hier gewonnen würden. Der Torfstich wird seit etwa 15 Jahren betrieben, und in zwei Jahren dürfte das Material erschöpft sein. Das Tausend der Ziegel wird zum Preise von 3 fl. ö. W. verkauft und entspricht im Brennwerthe so ziemlich einem Klafter Holz, welcher hier durchschnittlich 5 fl. ö. W. kostet.

Wir fuhren weiter nach Hoheneich, einem sehr hübsch auf einer Anhöhe gelegenen Ort mit schöner Kirche. Von da kehrten wir über Nondorf und Ulrichs nach Kirchberg zurück. Nondorf hat für mich ein gewisses Interesse, seit ich von meinem Vater erfahren, daß hier die „Wiege meiner Ahnen" stand. Mein Ur-Urgroßvater[1] war nämlich Bauer in diesem Nondorf bei Hoheneich — es giebt ein paar andere Dörfchen dieses Namens im Waldviertel. Der kleine Ort ist ungefähr ½ Stunde von Hoheneich entfernt und wird durch das Flüßchen Eleze in zwei Gemeinden getheilt, welche

[1] Auf Seite 18 unseres Bandes haben wir der Abstammung Hamerling's gedacht. — — — Beim Berichte der Geburt und Taufe unseres Dichters (S. 17) haben wir das Taufbuch der Pfarre Kirchberg am Walde als Quelle citirt, sind aber von demselben bei Angabe der Stunde der Geburt abgewichen: im Taufbuche steht nämlich als solche angegeben 9 Uhr abends. Die Sache scheint nun kaum der Rede werth, könnte uns aber vielleicht einmal von einem späteren Biographen Hamerling's den Vorwurf der Ungenauheit oder Eigenmächtigkeit zuziehen. Wir nehmen darum, da wir es S. 17 leider vergaßen, vorliegende Gelegenheit wahr, uns durch nachfolgendes Tagebuchblatt zu rechtfertigen.

Den 24. März 1846.

Mein Geburtstag. — — Bruckner brachte mir ein schönes Gedicht . . . Ich habe heute eine Idee gefaßt. Ich will mir ein Büchelchen machen und jährlich an meinem Geburtstage genau um die Stunde, wo ich geboren wurde, nämlich **20 Minuten vor 8 Uhr abends**, einen Satz oder eine Maxime, aus den Erfahrungen des verflossenen Jahres geschöpft, niederschreiben, mit genauer Bezeichnung des jemaligen Wohnortes! Die Idee ist neu und gut!

den Namen „diesseits und jenseits der Elexe" führen. Ganz in der Nähe thürmen ungeheure Felsblöcke sich auf, besonders in reinem Gehölze oberhalb des überhaupt malerisch gelegenen Ortes.

Um 1 Uhr waren waren wir wieder in Kirchberg und speisten an Herrn Raschbachers wohlbesetztem Tisch zu Mittag. Gegen Abend beförderte ein von Herrn Raschbacher zur Verfügung gestelltes Gefährt uns nach Schweiggers, nachdem der Tag in angenehmster Weise verbracht und nachmittags auch ein wenig musizirt worden war. Das freundliche Entgegenkommen und der gute Wille, uns zu bewirthen, war nicht geringer von seite der Familie Raschbacher, als von seite der Familie Edinger.

13. Septbr.

Heute wurde eine neue Wägung vorgenommen, deren Ergebniß folgendes war:

Ich	100	Pfund
Meine Reisegefährtin	127 1/2	"
Vetter Koppensteiner	125	"
Cousine Suleika	130	"
Rosine Winkler	101	"
Ihr Mann	123	"
Cousin Ferd. Markhart	112 1/2	"
Seine Frau	86	"

Schon als Student pflegte ich in den Ferien zu Schweiggers an Gewicht zuzunehmen. So hatte ich auch jetzt die Genugthuung, das Viertelpfund, welches mir noch am 6. d. M. gefehlt hatte, hereingebracht und den Centner an meinem Leibesgewicht vollgemacht zu sehen.

18. Septbr.

Heute bekam ich ein Honorar von Richter aus Hamburg für die neue Auflage des „Ahasver in Rom", ein Ereigniß, das einiges Aufsehen im Hause machte und selbst Rosinen's jugendlichem Gemahl, einem praktisch gesinnten jungen Mann, welcher Koppensteiners Kaufladen übernimmt, einigen Respekt vor der Poesie und den Poeten einflößte.

Die Gutmüthigkeit und Gastfreundlichkeit des Vetters Koppensteiner ist eine fabelhafte, denn außer seinem Schwiegersohn und einem jüngeren Bruder desselben hat er gegenwärtig mich und meine Begleiterin, ferner den Cousin Markhart und seine Frau in dem keineswegs geräumigen Hause. Da überdies die Uebergabe des Geschäftes an den Schwiegersohn und die Ausgleichung mancher Verwickelungen ihm Tag und Nacht zu denken und zu sorgen giebt, so ist es eigentlich ein Wunder, daß ihm der gute Humor nicht abhanden kommt; zumal, da er auch als „Postmeister" seine Amtssorgen hat. Er ist nämlich Postexpeditor des Ortes, d. h. er hat vom Postamte in Zwettl die für Schweiggers und Umgebung eintreffenden Briefe und Packete zu übernehmen und an ihre Adresse befördern zu lassen. Wenn er nun diese Briefschaften und Papiere vor sich auf dem Tische ausbreitet, sie nachdenklich sortirt, und mit sorgenvoller Amtsmiene bald scharf ausspuckt — wie es seine Art ist —, bald die weißen Augensterne in dem tiefbraunen, blatternnarbigen Gesichte lebhaft rollt, da kommt Cousine Suleika mit dem Tischtuch und streift ihm den ganzen Papierplunder vom Tisch herunter mit dem Bedeuten, es sei Essenszeit. Alles das trübt, wie gesagt, weder die gute Laune des Vetters, noch die Herzlichkeit gegen die Gäste, die sich in seinem Hause auf die Zehen treten. Im Gegentheil, er fühlt sich vergnügt dabei, daß doch Leute da sind, denen er seine Noth in gemüthlicher Zwiesprache klagen kann. Trotzdem kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß er am besten thäte, aus dem Hause uns Alle, die wir nicht hineingehören, hinauszuwerfen: eine praktische Idee, welche aber von allen Hausgenossen nur Herr Winkler mit mir zu theilen scheint. Zum Theil aus diesem Grunde habe ich auch beschlossen, der Einladung des Herrn Hackl zu folgen und einige Tage mit meiner Begleiterin bei ihm in Weitra zuzubringen.

Weitra, 19. Septbr.

Auf dem Wege nach Weitra kamen wir durch Schwarzenbach, Vierlings, Hirschenhof und Wernharts, letzteres ein

Dorf, in dessen Gasthause ich als Knabe ein paarmal Zuschauer eines fröhlichen „Kirchtags“ gewesen. Von hier an führt die Straße durch eine fast unheimliche Waldgegend, die etwas eigenthümlich Wüstes an sich hat, auch in früherer Zeit unsicher war. Auch findet man hier herum die Strondl'schen „Herrgötter“, d. h. rothe Kreuze am Wege mit darauf genagelten Bildern des Gekreuzigten, welche der Zimmermann Strondl in Großschönau zu schnitzen und zu bemalen pflegte, und welche, obgleich zur Ermuthigung der Frommen hier aufgerichtet, das Unheimliche der Gegend durch ihr Aussehen noch vermehren.

Unmittelbar vor Weitra ist die Gegend hügelig und steinig, aber offen, und man sieht auf einer aus weitem Thalkessel emporragenden Anhöhe das Schloß des Landgrafen v. Fürstenberg sehr imposant sich erheben. Um das Schloß her ist das Städtchen gelagert, das reizende Spaziergänge längs der hochansteigenden Ufer des Flüßchens Lainsitz hat.

Herr Hackl ist einer von den Geschäftsmännern, die mir immer sympathisch gewesen und vor welchen ich immer großen Respekt hatte: einer von denen, welche aus kleinen Anfängen sich emporgeschwungen und auch kritische Momente mit Eifer und Umsicht zu überdauern wußten. Er führte uns nachmittags durch die Räumlichkeiten seiner großen Modewarenfabrik. Wir besichtigten zuerst die Färberei. Die Wolle wird in der Farbe gesotten, in Behältern, zu welchen heiße Dämpfe aus einem gemeinschaftlichen Ofen geleitet werden und deren jeder eine andere Farbe enthält. Auch das Wasser wird durch Röhren zugeführt. Wir sahen auch das Magazin der Färbestoffe. Ein Theil von diesen ist giftig, und man kann sich denken, daß die Ausdünstung der giftigen Stoffe, wenn sie in Fluß und zum Sieden gebracht sind, desgleichen die darein getauchte Wolle gesundheitsschädlich wirken müssen. Und doch versicherte uns Herr Hackl, daß die Arbeiter in seiner Färberei noch weit gesünder sind, als seine Weber, die den ganzen Tag in dumpfer Stube sitzend verbringen. Die Arbeiter in der Färberei machen mehr Bewegung mit dem

ganzen Leibe und kommen, da man die Thüren offen läßt, mehr mit der freien Luft in Berührung. Auch die daneben befindliche Hängstätte besuchten wir, wo die gefärbte Wolle zum Trocknen aufgehängt wird. Dann führte uns Herr Hackl zu mehreren seiner Weber, wo wir die verschiedenen Arten des Webens selbst kennen lernten, welche den verschiedenen fabrizirten Shawls, Frauentüchern u. s. w. entsprechen. Dann besichtigten wir ein abgesondertes Gebäude, in welchem die Appretur stattfindet. Das Gewebe wird geschoren, d. h. durch eine Maschine gezogen, mittelst welcher das Rauhe abgeschabt und weggeschnitten wird; dann wird es gebürstet, eine Verrichtung welche kleine Mädchen besorgen; dann gedämpft, d. h. man leitet heiße Dämpfe darauf, wodurch es befeuchtet und geschmeidig wird; dann wird es noch weiter geglättet, indem man es zwischen erhitzten Platten preßt; zuletzt werden die Fransen beschnitten, und so zugerichtet kommt das fertige Stück ins Magazin.

In diesen letztgenannten Räumlichkeiten erhielt ich einen schwerlich je in mir erlöschenden Eindruck. Mitleid ergriff mich beim Anblick so vieler, den ganzen Tag an eine Stelle festgebannter, an ihre Maschinen gefesselter Geschöpfe, die in entsetzlich einförmigem Thun ihr Leben hinbringen, dicht gedrängt in einem mit heißen Dämpfen, dem Dunst eingeölter metallener Maschinen, grobem Staub u. s. w. erfüllten Raum. Ich glaubte, lauter an den Felsen der Mühsal geschmiedete Prometheusgestalten zu sehen. Was das Wort Arbeit für den größten Theil der Menschheit bedeutet, das erfährt man erst, wenn man große Fabriken besucht. Und doch giebt es für das arme Volk noch etwas Schrecklicheres, als all' diese sklavische Mühsal, dieses lebenslängliche Zuchthaus- oder Galeerendasein: die Arbeitslosigkeit! —

Die Leute arbeiten von 6 Uhr früh bis 8 Uhr abends, natürlich um geringen Lohn. Die Weber, welche einzeln mit ihren Familien in kleinen Häuschen untergebracht sind, verdienen bei angestrengter Arbeit 3—5 Gulden wöchentlich, meist nur 3, und das ist viel, denn ein gewöhnlicher Leineweber

verdient in dieser Gegend gar nur 1—2 Gulden die Woche! Kleine Mädchen erhalten in Herrn Hackl's Fabrik 60 Kreuzer bis 1 Gulden wöchenlich.

Ein solcher Einblick in die Verhältnisse des Proletariats giebt zu denken. Selbst hier, wo die Arbeiter human behandelt und so gut gehalten zu werden scheinen, als es die Verhältnisse gestatten, konnte ich mich eines schmerzlichen Eindrucks nicht erwehren. Die Fabrikanten selbst anzuklagen, könnte mir nicht einfallen; auch sie werden bei diesen Verhältnissen nicht immer reich, haben Verluste zu tragen, Handelskrisen zu überwinden, Konkurrenten zu bekämpfen.

Herr Hackl produzirt jährlich eine Viertel- bis zu einer halben Million Stück Modewaren, insbesondere Männershawls und Frauentücher in allen Größen; die Hauptniederlage davon befindet sich in Wien.

Abends begaben wir uns in Gesellschaft der Familie Hackl zu einem Tanzkränzchen, welches in einem hiesigen Gasthause zur Feier der hier veranstalteten landwirthschaftlichen Ausstellung abgehalten wurde. Die beste Gesellschaft des Städtchens und der Umgebung hatte sich da zusammengefunden. Auch die Familie des Schloßbesitzers, Landgrafen von Fürstenberg, fehlte nicht; er selbst war anwesend mit zwei Töchtern, deren eine an einen Grafen Rechberg verheirathet ist. Der Gutsbesitzer von Schwarzenau, Baron Pereira, war gleichfalls da, ein Herr von gefälligem Aeußern, der lebhaften Antheil am Tanzvergnügen nahm. Die Herrschaften mischten sich überhaupt sehr anspruchslos unter die Bürgerlichen, und die vornehmen Damen tanzten viel. Die Herablassung der adeligen Herren lohnte sich übrigens: es gab schöne Frauen und Mädchen da. Zwei Prachtgestalten und bacchantische Tänzerinnen bewunderte ich den ganzen Abend über im stillen: die junge Frau des hiesigen Forstmeisters Ritter v. Mayer und ihre Schwester, die an einen Fabrikanten in Troppau verheirathet ist. Meine Reisegefährtin tanzte ebenfalls und amüsirte sich sehr gut; ich glaube, ein junger Comptoirist des Herrn Hackl machte ihr sogar den Hof.

20. Septbr.

Leider herrscht, seit wir hier sind, trübes Wetter; bisher zeigte sich kein einziger Sonnenstrahl. Vormittags gingen wir aus, um das Schloß und den Schloßgarten zu besehen. Der Zugang zu dem hochgelegenen Schlosse führt durch majestätische Baumgänge empor in den schönen Schloßhof; um die ganze Höhe herum zieht sich ein ausgedehnter Park. Der Bau des Schlosses hat etwas ungemein Wuchtiges und Imposantes. Die bloßliegenden granitnen Eckquadern, in symmetrischer Anordnung von unten nach oben in der ganzen Höhe des stolz emporgethürmten Schlosses sich gliedernd, verstärken den bedeutenden Eindruck des Ganzen.

Nachmittags besuchten wir das Gabrielenthal vor der Stadt, welches der schöne, breite Lainsitzbach in seinem außerordentlich felsigen Bette durchströmt und welches mit bescheidenen Mitteln zu einer der reizendsten Promenaden, die man sich denken kann, umgeschaffen wurde. Seinen Namen führt es zu Ehren einer Tochter des Schloßbesitzers, des Landgrafen von Fürstenberg, welche jetzt mit dem Grafen Pallavicini in Wien vermählt ist. Wir gingen erst am linken Ufer des Flüßchens eine Strecke hin und dann hinauf zur Annenfichte, bei welcher man einen sehr schönen Ausblick auf die Stadt und namentlich auf das Schloß genießt. Wieder abwärts gewendet, begaben wir uns über eine hübsche Brücke aufs andere Ufer und kehrten auf einen der vielen anmuthigen Pfade durch das Thal in die Stadt zurück. Diese reizende öffentliche Promenade hat, wie man mir sagt, ein Privatmann[1] aus eigenen, sehr bescheidenen Mitteln im Laufe von einigen Jahrzehnten geschaffen.

Auf dem Heimwege gesellte sich ein junger Mann zu uns, von genialem Aussehen, einen kurzen Mantel nachlässig um die Schulter geworfen: ein Bruder der Frau Hackl, Namens Ludwig Mayer. Er entstammt einer Kaufmannsfamilie — sein Vater war zu meiner Knabenzeit

[1] Dr. Johann Kordick sen. (kürzlich verstorben).

Kaufmann in Großschönau —, und er ist, wie sein Bruder Joseph, selbst auch ein Kaufmann hier in Weitra, dabei aber eine Art von verwildertem Genie. Auf den ersten Blick merkte ich, daß ich es da mit einem Original zu thun habe. Er fing sogleich von meiner Poesie zu reden an, von welcher er freilich nur weniges kannte, aber seine Bemerkungen verriethen den nicht gewöhnlichen Menschen. Er folgte uns in Herrn Hackls Wohnung und las da meine Biographie in der Leipziger Illustrirten Zeitung. Seine Redeweise war eine originelle, naturwüchsig-geistreiche, und sein ganzes Wesen verrieth ein vulkanisch-gärendes Feuer in seinem Innern. Er sprach von meinem „Germanenzug“ und sagte, er freue sich darüber besonders, daß ich ein deutsch-national gesinnter Dichter sei. Als ich meinerseits mich erfreut zeigte, einen so begeisterungsfähigen deutschen Patrioten in ihm zu finden, da begann sein Gesicht förmlich zu glühen, und mit leidenschaftlicher Erregung rief er aus, seine letzten Blutstropfen würde er geben für die nationale Idee.

Er sagte, er schwärme für Musik und spiele Klavier, jedoch mit geringer Fertigkeit; er pflege nur zu phantasiren und dann und wann auch zu komponiren; er habe auch schon ein paar Sachen in Stich herausgegeben. Aufgefordert, uns eine Probe seiner Kunst des Phantasirens zu geben, setzte er sich ans Piano, sprang aber, nachdem er kaum einige Takte angeschlagen, plötzlich wieder auf, erklärte, er sei zu aufgeregt, um zu spielen, griff nach seiner Kopfbedeckung und stürzte fort.

Man erzählte uns dann mancherlei von ihm. Er zeigte sich schon als Knabe von absonderlicher Art. Man ließ ihn eine Realschule in Wien besuchen, aber die Realien sagten ihm nicht zu. Er war nicht gerade, was man einen Taugenichts nennt, galt aber als ausgelassen und von aufbrausendem, leidenschaftlichem Temperament. Da es mit den Studien nicht ging, so brachte man ihn zum Militär, wofür er einige Neigung verrieth; bald aber gefiel es ihm dabei ganz und gar nicht mehr. Nun wurde er Kaufmann. Er ist gegenwärtig Besitzer eines Kramladens. Aber der ist meist geschlossen,

und die Leute, die etwas wollen, müssen die Glocke ziehen. Er sieht es nicht gerne, wenn er durch Kunden gestört wird. Er hat ein hübsches Mädchen geheirathet, das ursprünglich von mehr praktischer Anlage zu sein schien; aber er hat sie sich assimilirt, und nun führen die Beiden ein idyllisches Leben. Seine Frau pflegt um zehn Uhr, er um elf Uhr aufzustehen. Dann gehen sie mitsammen im Gabrielenthal spazieren. Dann essen sie zu Mittag, machen ein Schläfchen und gehen wieder ins Gabrielenthal. Das Geschäft überlassen sie mittlerweile dem Commis.

Dasselbe ging anfangs insofern vortrefflich, als es großen Zulauf hatte, denn nirgends kaufte man so billig ein als bei Ludwig Mayer. Er verkaufte nämlich so ziemlich alles billiger, als er es selbst gekauft, und rechnete sich dabei doch einen ansehnlichen Gewinn heraus. Er verkaufte die Elle einer Schnittware stupend billig, weil er bei dem Preise, zu dem er das Stück im Ganzen eingekauft, so billig verkaufen zu können glaubte. Dabei lief nur der kleine Irrthum mit unter, daß das eingekaufte Stück im ganzen zwölf Ellen hatte, nicht dreißig, wie er glaubte. Er handelte auch mit Leder, kaufte rohe Felle und ließ sie gerben. Die Gerber ließen ihn aber dreiviertel Jahre warten, verkauften mittlerweile die Felle und ersetzten sie durch schlechtere, betrogen ihn auch wohl noch bei diesen, indem sie an der Stelle, wo der Schwanz saß, ein beträchtliches Stück abzwackten und die Schwanzöffnung weiter oben einschnitten. Bei den Brünner Tuchwaren wird nach Groschen gerechnet. Ein Groschen beträgt drei Kreuzer alter Währung, sogenannte Konventionsmünze. Unser Kaufmann berechnete jedoch in der Zerstreutheit die Zahl der Kreuzer nach neuer Währung und meinte drei Neukreuzer schuldig zu sein, wo er fünf schuldig war. Wenn er nun auch einen Neukreuzer beim Verkaufe darauf schlug, verlor er doch bei jedem Groschen einen Neukreuzer, während er einen zu gewinnen glaubte.[1]

---

[1] .... Tuchhändler am Hauptmarkt
War er der rüstige Bernt; doch schmählich gelangt auf den Holzweg

Nach all' dem ist leicht zu ermessen, wie es um die Blüthe seines „Geschäftes" steht.

Es ist nicht zu verwundern, daß sein Anzug mehr malerisch als elegant aussieht: kurzer grauer Mantel, runder Hut, beide stark gebraucht. Seine Gestalt aber ist kräftig, das Gesicht interessant, das Auge feurig; letzteres pflegt sich beim Sprechen weit zu öffnen und bekommt dabei einen gewissen starren Ausdruck. Er spricht langsam, aber originell und erregt; sein ganzes Wesen verräth bei aller Aermlichkeit der Erscheinung eine gewisse Noblesse der Gesinnung.[1]

21. Septbr.

Heute nahmen wir Abschied von der Familie Hackl, deren Gastfreundschaft wir drei Tage lang genossen. Die ganze Familie machte uns einen sympathischen Eindruck, und die Aufnahme, die wir fanden, war eine herzliche. Mit besonderer Wärme schloß sich Herrn Hackls vielversprechendes Söhnchen Heinrich an mich an.

Wir verließen Weitra früh und fuhren über Gmünd und Schrems nach Kirchberg. Wir kamen zuerst durch Alt-Weitra, dann durch Dietmanns, das ein hübsches eigenthümliches

---

Wär' sein Handel schon oft, wenn nicht stets willig die reiche
Mutter der Gattin ihm neu vorspannte die goldenen Füchslein:
Denn nachdem sie vermählt ihm die Tochter mit reichlicher Mitgift
Und mit stattlichem Haus auf dem Marktplatz, nahe dem Schohaus,
Stand es bei ihm, den Besitz durch eigenen Eifer zu mehren.
Aber er saß viel lieber im Rathhauskeller mit Freunden,
Pflegend politischen Rath; wohl auch Flugblätter verschlingend
Saß er daheim im Gemach; wund klopfte die Finger der Kunde
Sich, der ihm kam vor's Haus, bis aufthat endlich der Kaufherr
Mürrisch, den Störer verwünschend. Und dennoch drängten sich zahlreich
Immer die Käufer zu Bernt; denn trau'n! man kaufte so wohlfeil
Nirgends; er nahm, was man bot . . . . .

(„König von Sion" II. Ges., 8. Aufl., S. 38 f.)

[1] Sechs Jahre später — November 1873 — hat Hamerling eine Auswahl von Aufsätzen und Aphorismen dieses „verwilderten Genies" der Oeffentlichkeit übergeben. („Blätter aus der Mappe des Philosophen von Rumpelsbach. Von Ludwig Mayer. Mit einer Einleitung über den Autor von Robert Hamerling." Hamburg. 1874.)

Kirchlein hat. Wielands läßt man links liegen, dann berührt man Ehrendorf, dann Hoheneich mit seiner schönen und ziemlich großartigen Kirche. Nun erreicht man das Städtchen Gmünd, das einiges Eigenthümliche aufzuweisen hat. Auf dem Hauptplatze findet man viele Häuser mit geschnörkelten Giebeln. Die Häuser sahen übrigens meist ländlich aus, aber auf einem sehr hügeligen Boden zerstreut, gewähren sie in der Ueberschau einen pittoresken Anblick. Die Lainsitz und die Braunau vereinigen sich hier; die Bette beider Flüßchen sind außerordentlich steinig. Ueberhaupt nimmt von hier aus die Gegend einen sehr steinreichen und felsigen Charakter an. Gmünd hat auch ein Schloß, das dem Erzherzog Sigismund zum idyllischen Aufenthalte dient. Ueber die Einzelheiten dieses idyllischen Aufenthaltes ist uns manches Interessante erzählt worden.

Gegen Mittag kamen wir nach Schrems und suchten ein Gasthaus auf, um das Mittagsmahl einzunehmen. Hier trafen wir zufällig mit Herrn Raschbacher aus Kirchberg und andern Bekannten zusammen. Schrems ist ein angenehmer Ort, hat auch ein kleines Schloß mit einem großen Park. Wir statteten der Mutter und der Schwester der Frau Hackl, die hier leben, einen Besuch ab. Im Gasthause stellte sich mir ein junger Mann vor, Namens Karl Fißlthaler, Sohn des Postmeisters, welcher in Wien Technik studirt.[1] Sowohl die Wärme, mit welcher er mir entgegenkam, als auch der intelligente Charakter seiner Gesichtszüge machten auf mich einen gewinnenden Eindruck. Sein Kopf und sein Gesicht, von langem Haar umwallt, erinnerten mich an Rubinstein. Ich erhielt von ihm eine Photographie von Schrems.

Gegen Abend fuhren wir nach Kirchberg und nahmen Quartier beim Hirschenwirth. Dann begaben wir uns zur Familie Raschbacher, welcher wir noch einen Besuch vor

[1] Das erste Hamerling-Denkmal — noch zu Lebzeiten des Dichters auf dem Vereinsberge bei Schrems am 22. Juli 1883 enthüllt — verdankt sein Entstehen hauptsächlich der Anregung und Förderung durch Karl Fißlthaler, gegenwärtig nach seinem Vater gleichfalls Postmeister zu Schrems.

unserer Abreise zugesagt hatten. Wir fanden hier eben alle Vorbereitungen zu einer Haustheaterprobe getroffen. Ein im Hause jetzt als Gast weilender junger Mann, Arthur von Holland,[1] Neffe — wenn ich nicht irre — der Frau Rasch-

---

[1] Derselbe Arthur von Holland, lange Zeit Bezirksrichter in Weitra, nunmehr Landesgerichtsrath in Wien, stand am 15. Juli 1889 mit Joseph Allram und Notar Präfer — als Abordnung des Waldviertler Sängergauverbandes — am offenen Grabe Robert Hamerling's und weihte dem todten Sänger Worte, die würdig sind, daß man sie der Vergessenheit entreiße. Sie lauteten:

„Gruß dir, du theurer Landsgenosse, letzten Gruß dir aus der Heimath, der stillen dunklen Waldmark, die du so fest ins Herz geschlossen, die dich geliebt, bewundert als ihren größten, besten Sohn, die dich lieben und bewundern wird, solange die Wellen der Thaya und des Kamp durch ihre grünen Thäler fluthen!!

„Ein düsteres geheimnißvolles Rauschen zieht durch deine heimathlichen Wälder, in deren Schatten du als Knabe einst gespielt, als Jüngling oft geträumt, als Mann unsterbliche Gedanken und Empfindungen gezeugt. Die reckenhaften Tannen ober'm Mannhardtberge, sie neigen ihre Wipfel, und die ganze, ganze Waldmark, von den rebenbekränzten Hügeln der Schmiede bis zu den dunkelsten Schatten des Königswaldes durchzuckt ein Blitz des Schmerzes, durchbebt, durchwühlt namenlose Trauer!!! „Der Quell alles Menschenwohles ist die Liebe" — so schriebst du, als noch dunkle Lockenfälle die jugendliche Dichterstirne dir beschattete! Die Quelle alles Menschenwohles ist die Liebe — treu diesem goldenen, unsterblichen Dichterwort war dein ganzes Leben der Liebe gewidmet, der Liebe zu dem Weibe, das dich uns geboren, der heißgeliebten Mutter, der flammenden Liebe zur theuren, deutschen Muttererde, der Liebe zur Menschheit und deren schönsten und höchsten Idealen! Wer soviel Lieb' gesä't, muß Liebe ernten! Liebe, heiße Liebe, düstre Angst und Sorge deiner Landesgenossen hat auch in diesen bangen Tagen dein Krankenbett umschwebt — und Liebe, heiße Liebe deiner Heimath weint an deinem offenen Grabe, dessen reicher, duftiger Blumenschmuck an den Duft und Reichthum deiner Dichterseele mahnt. — Doch nicht die Heimath allein, die ganze deutsche Welt, der deutsche Geist — er trauert — ein Jahrhundert weint an deiner Hülle, die allein an dir sterblich ist! Ihr grünen Reiser, könntet ihr doch ewig grünen. — Ihr Blumen und ihr Blüthen, könntet ihr doch ewig duften um den Leib, der so lange und heldenhaft gelitten! Robert Hamerling, du Dichterfürst der Waldmark, lebe wohl! Aus jenen lichten Höhen, wo dein verklärter Geist jetzt weilt und der ewigen Gottheit näher lauscht, aus jenen lichten Höhen schütze deine Heimath, deine treue Waldmark Niederösterreichs und ihren treuen deutschen Sinn!"

bacher, ist die Seele dieses ländlichen Kunstvergnügens, an welchem sich Edinger und Rausch lebhaft betheiligen. Man war nun sehr erfreut, an uns eine neue Zuhörerschaft gewonnen zu haben, vor welcher Jeder mit Erfolg sich von seiner besten Seite zu zeigen suchte. So brachten wir den Abend dort auf's angenehmste hin und aßen auch daselbst. Es wurden lebhafte litterarische und politische Gespräche geführt, die jungen Leute zeigten sich alle erfüllt von deutsch-nationalem Geiste, und man freute sich der Wendung, welche die Dinge in Deutschland seit dem Kriege des vorigen Jahres genommen.

Ein gewisser Wostl, eine Art Schreiber und dienender Hausgeist bei Raschbacher, verehrte mir eine hübsche Lithographie von Kirchberg am Walde, welche mir Freude machte, und wofür ich dem Geber versprach, seinen Namen im „König von Sion" nach Kräften zu „verewigen".

Dies geschah auch und zwar gleich auf der ersten Seite des Werkes, aber nur in den ersten Auflagen; später wurde die Stelle aus ästhetischen Rücksichten gestrichen, was den guten Wostl nicht kränken wird, da er inzwischen gestorben, also auf andere Weise „verewigt" ist.[1]

Das Grab Hamerling's — eine Mittheilung hierüber dürfte sich passend an Holland's Grabrede anschließen — befindet sich am Grazer St. Leonhard-Gottesacker und ist dem Wunsche des verewigten Dichters gemäß äußerst einfach: ein kaum einen Meter hoher, oben gerundeter Granitblock läßt in eingemeißelten, schwarzgefärbten Buchstaben nichts anderes als die Worte: „Robert Hamerling" lesen; den rosenbewachsenen Grabhügel aber beschatten zwei noch mäßig hohe Cypressen. — — Die Einfachheit der Grabstätte tritt darum ganz besonders hervor, weil das Nachbargrab zur Linken ein wahrhaft fürstliches Marmordenkmal — reichste, künstlerischste Bildhauerarbeit — kennzeichnet. Ein junges Grazer Mädchen aus vornehmem Hause — Sophie Maurus, als Bauté gefeiert — schläft unter ihm den Todesschlummer. Ein seltsam tragisches Geschick hat diese Frauenknospe geknickt. Während einer Probe zu einer scenischen Darstellung von Weber's „Dreizehnlinden" sank die junge Dame — eine Hauptdarstellerin — plötzlich während heiteren Scherzens bewußtlos zu Boden, und einige Sekunden später hatte ein Herzschlag ihr Leben geendet.

[1] . . . es gesellte des Wanderns
Froh seither sich zu uns manch' lustiger Bursch' auf den Weg noch,
[Und so sind wir zur Hälfte nur fremd. Da ist Grohe von Augsburg,
Der den lateinischen Schulen entlief und als fahrender Schüler

22. Septbr.

Nachdem wir bei Raschbacher noch zu Mittag gespeist, nahmen wir von dieser unvergeßlichen Gesellschaft den herzlichsten Abschied und kehrten nach Schweiggers zurück.

Die Raben des Waldviertels haben mir schon Graz! Graz! zugerufen, und ich gedenke, übermorgen abzureisen.

Ich habe nur liebes und freundliches in meiner Heimath hier erfahren;[1] und doch habe ich einen gesellschaftlichen Anstoß gegeben und bin bei einer nicht unwichtigen Persönlichkeit in Ungnade gefallen.

Als ich hierher nach Schweiggers kam, erzählte mir Vetter Koppensteiner, der Pfarrer des Ortes habe schon oft von mir gesprochen und eine gewisse Neugier verrathen, mich kennen zu lernen. Er fügte hinzu, der Pfarrer werde deshalb erwarten, daß ich mich ihm vorstelle, und erbot sich, mich bei demselben „aufzuführen". Ich fand diesen Höflichkeitsbesuch

---

Maniger Gans umdrehte den Hals; da ist Wostel von Böheims
Grenzen zu uns her verschlagen; da ist auch ein Wende, der Masoch,
Als Klopffechter berühmt weitum als Springer und Ringer,
Und so ist mancher gekommen: gesellt sich doch Gleiches zu Gleichem.]
Aber wo bleibt denn Jan?

[1] Folgende Geschichte — so berichtete man uns von verschiedenen Seiten — erzähle man sich im Waldviertel:

Hamerling sei während seiner Ferienreise 1867 in ein Gasthaus nächst Schweiggers gekommen. Er habe sich gesetzt und habe auf Befragen des Wirthes, wer er sei, seinen Namen und Stand genannt. Der Wirth aber, im höchsten Grade aufgebracht, habe ihm zugerufen: Sie Hamerling, Sie Schwammerling, schauen Sie, daß Sie hinauskommen, oder ich werf' Sie eigenhändig zur Thür hinaus!" Er vermuthete nämlich im Gaste einen Steuerbeamten, der heimlich Recherchen pflege über des Wirthes Besitzstand.

Nun, wir haben, nachdem wir solches erfahren, bei kompetenten Personen Erkundigung eingezogen, ob wirklich ein solches Gerücht cirkulire, und wenn ja, wie es dann mit der Thatsächlichkeit seines Inhaltes stehe. Wir erhielten die Antwort, daß man sich wirklich im Waldviertel die Geschichte also erzähle und daß auch wirklich ähnliches sich ereignet, jedoch nicht mit Robert Hamerling, sondern mit einem anderen Gymnasialprofessor — man nannte uns auch dessen Namen —, der fast gleichzeitig mit Hamerling das Waldviertel aufsuchte. Die „mythenbildende Volksphantasie" habe aber gleich Verwechselung vorgenommen und die Apostrophirung Hamerling's vonseiten des — übrigens auch betrunken gewesenen — Wirthes ersonnen.

etwas sonderbar, dachte aber: „Ländlich, sittlich!“, und da der Vetter als Kaufmann am Pfarrhofe eine gute Kundschaft hat, auf welche er jede mögliche Rücksicht nehmen muß, so fügte ich mich und ließ mich von Koppensteiner dem Pfarrer vorstellen. Es war ein alter Herr, der mich recht freundlich empfing. Als ich mich empfahl, sagte er wörtlich: „Ich werde Ihnen in den nächsten Tagen meine Gegenvisite machen und mir auch erlauben, Sie zu Tische zu laden, sobald mehrere Geistliche aus der Umgebung, die sie ebenfalls kennen lernen wollen, bei mir zu Besuche sind.“

Ich nahm also ein klares und bündiges Programm dessen, was der Pfarrer thun wollte, mit nach Hause. Aber der angekündigte Gegenbesuch unterblieb; ebenso die Einladung, zu welcher jede Woche wenigstens einmal Gelegenheit gewesen wäre, da der Pfarrer jeden Mittwoch seine geistlichen Kollegen aus der Umgegend bei sich zu Gaste zu haben pflegt.

Mich befremdete das, aber Vetter Koppensteiner klärte mich heute darüber auf. Er theilte mir mit, die Pfarrerköchin habe es sehr übel genommen, daß wir bei dem Besuche, den wir im Pfarrhofe gemacht, sie ganz übergangen, und daß ich mich nicht auch ihr habe vorstellen lassen. Er habe mir dies auch wirklich nahe legen wollen, allein, da ich schon zum Pfarrer selbst nicht gerne gegangen, so habe er es nicht gewagt. Sie habe, sagte er, ihren Unmuth darüber ihm auf's Unzweideutigste merken lassen, und sie habe ohne Zweifel — vielleicht mit Zuhülfenahme von lügenhaftem Geträtsch — den Pfarrer zu bestimmen gewußt, daß er die mir zugedachte Höflichkeitserweisung unterließ.

Die Sache könnte nun Solchen unglaublich erscheinen, welche nicht wissen, welche Rolle diese Haushälterinnen in den Pfarrhöfen spielen, und daß sie sich oft geradezu als die „Frauen“ im Hause betrachten, die den Herrn Pfarrer mitsamt dem Kaplan unter ihrem Pantoffel hat. Als bezeichnendes Beispiel für die oft sogar skandalöse Art, wie manche dieser Frauenzimmer ihren Einfluß geltend machen, erzählte man mir einige Vorkommnisse aus einer anderen Gegend

Niederösterreichs. Die Köchin des Pfarrers zu X. stand trotz ihrer fünfzig Jahre in einem sehr intimen Verhältnisse zu dem Kaplan derselben Pfarre. Die beiden duzten einander, wenn sie sich unbemerkt glaubten. Nun fügte es sich, daß dieser Kaplan für einige Zeit seinen Aufenthalt in Wien zu nehmen hatte. Er verkehrte dort viel mit einem jungen Ehepaare, von welchem ein naher Verwandter in X. ansässig ist. Man hinterbrachte der Pfarrerköchin, daß der Kaplan das Haus jenes Ehepaares besuche, und daß er mit der jungen lebhaften Frau sich viel abgebe. Sie entbrannte in leidenschaftlichen Zorn, und als bald darauf das besagte Ehepaar seinen Verwandten in X. besuchte, so erschöpfte die Pfarrerköchin das ganze Lexikon der Schimpfwörter gegen die junge Nebenbuhlerin, und es kam zu den erbittertsten Feindseligkeiten zwischen den beiden Frauen. Längere Zeit nachher verheirathete der Verwandte des Ehepaares seine Tochter und glaubte nicht umhin zu können, das Ehepaar zum Hochzeitsfeste einzuladen. Um nun zu verhindern, daß die verhaßte Nebenbuhlerin wieder nach X. und mit dem Kaplan in Berührung komme, machte die Pfarrerköchin dem Brautvater den Antrag, daß sie das ganze Festessen im Pfarrhofe ausrichten und dort die Wirthin der Hochzeitsgäste machen wolle, unter der Bedingung, daß jene beiden Eheleute nicht eingeladen würden. Der Brautvater gerieth in nicht geringe Verlegenheit; es fiel ihm äußerst schwer, so nahe Verwandte zu beleidigen; andererseits konnte er die ihm angeboten Ehre nicht ausschlagen, ohne sich mit dem Pfarrer tödtlich zu verfeinden, und da er Grund hatte, dies um jeden Preis zu vermeiden, so wurde das verwandte Ehepaar nicht eingeladen. Aber auch späterhin war man gezwungen, so viele Rücksichten auf den eifersüchtigen Groll der Herrin des Pfarrhofes zu nehmen, daß es wiederholt zu ernsten Mißhelligkeiten zwischen dem Ehepaar und seinen Verwandten kam.[1]

---

[1] Euch zu beweiben in Ehren und eh'liche Sprossen zu zeugen,
Ist euch verwehrt, daß der Diener des Herrn nicht diene dem Weibe.

23. Septbr.

Nachmittags kam Edinger noch einmal von Kirchberg herüber, um definitiven Abschied zu nehmen. Ein sehr warmherziger Mensch, mit einer gewissen Neigung zur Schwärmerei, welche er vielleicht Mühe haben wird, mit seinem geistlichen Berufe zu vereinigen! Er hat viele getrocknete Blätter aus Kirchberg mitgebracht, gepflückt von den schönen Eschenbäumen, welche das griechische Tempelchen im Thiergarten jenseits des Zauns, der ihn von meinem Geburtshause trennt, beschatten. Auch aus dem Garten hinter dem Hause selbst hat er mir einiges gebracht, damit ich es zur Erinnerung an die Heimath und an die Freunde in der Heimath mit mir nach Steiermark nehme.

Auf einem Spaziergange lernte ich heute noch ein merkwürdiges Original von einem Menschen kennen. Hinter dem Pfarrhofe zieht sich eine Au, mit allerlei Strauchwerk bewachsen, hin; da stießen wir auf einige Stauden, deren Aeste mit einer Menge von Leinwandfetzen und zerlumpten Gewandstücken behangen waren. Wir erfuhren, daß hier ein Bettler seinen Wohnsitz habe, ein alter Sonderling, den die Gemeinde zu erhalten hat und dem jede Nacht in einem andern Hause Unterkunft gewährt werden soll. Er zieht aber meist das Nachtlager im Freien vor. Er ist im Besitz eines Strohsackes, auf welchem er im Freien schläft, und nur wenn es heftig zu regnen anfängt, nimmt er seinen Strohsack auf den Rücken und sucht in einer Scheune oder sonst einem zugänglichen Ort Unterkunft. Zur Winterszeit ist es ihm auch schon begegnet, daß er, auf seinem Strohsacke schlafend, völlig eingeschneit wurde und sich beim Erwachen aus dem Schnee herausarbeiten mußte. Vetter Koppensteiner ist vor ein paar Tagen, nachdem er sein Haus und Geschäft dem Schwieger-

---

Doch da versagt euch das Eheweib ist, so beherrscht auch das Kebsweib
Oder die Schaffnerin gar und das dienende Weib in der Küche.
Runzelt die Köchin des Pfaffen die Stirn, so erzittert das Kirchspiel.
(„König von Sion", III. Ges., 8. Aufl., S. 86.)

sohn abgetreten, in ein anderes, neu erbautes übergesiedelt. Als er nun das erste Mal mit seiner Gattin in dem neuen Hause schlief, wurden die Beiden nicht wenig erschreckt, als plötzlich in der Nacht eine unförmliche und unheimliche Gestalt in ihr Schlafgemach eintrat, dessen Thür unversperrt geblieben. Es war unser moderner Diogenes mit dem Strohsack auf dem Rücken. Er hatte in dem noch unbewohnten und unversperrten Hause schon mehrere Regennächte zugebracht, und da es eben wieder stark regnete und er glaubte, das Haus stehe noch leer, so hatte er sich wieder dahin zurückziehen wollen. Sein Name ist Lorenz Dichler. Er war vor Zeiten ein angesehener Bürger des Fleckens, verfiel aber in eine Krankheit, welche eine Geistesstörung zur Folge hatte. So verarmte er und wurde zum Bettler. Mein Cousin Ferdinand Markhart zeigte mir ihn, und wir knüpften ein Gespräch mit ihm an. Sein Aeußeres ist originell; er sieht ganz zerlumpt, aber kräftig aus, seine Gesundheit soll eine unverwüstliche sein. Ich bot ihm zuletzt ein paar Kupferstücke, er war aber nicht zu bewegen, sie anzunehmen. Geldalmosen pflegt er mit einer Art Stolz zurückzuweisen, dafür trägt er, wie man mir erzählte, kein Bedenken, Lebensmittel wegzunehmen, wo er sie findet. Aber er thut es offen, vor aller Welt Augen. Einmal nahm er eine Ente vor den Augen des Besitzers in Beschlag und erklärte, er könne sie besser brauchen als die Leute im Hause. Er baut sich ganze Hütten im Freien, aber muthwillige Leute zerstören sie ihm meist wieder. Er hat auch schon versucht, Korn vor seiner Wohnstätte anzubauen; er säte ganz einfach einige Körner auf dem Gras- oder Waldboden und sagte, wenn man ihn auslachte: „Ein bißchen wird doch aufgehen!“

24. Septbr.

Abschied genommen von Schweiggers. Die alten Zeiten fand ich hier freilich nicht wieder! Als ich, ein jugendliches Studentlein, nach hierher „auf Ferien“ kam, da war es freilich

anders. Meine vielbesungene „Waldlilie“ ist längst in Wien an einen Dr. Dvořak verheirathet. Aber ihre hübsche Schwester Rosa, mit der ich auch so manchmal im Laden des Vetters geschäkert, traf ich noch hier als Gattin des hiesigen Arztes, Namens Weißbrod. Wir sind alle älter geworden. Nur die idyllische Feld- und Waldnatur — sie übte noch immer den gleichen, heimathlich-trauten Zauber auf mein Gemüth. Und die Muse war mir nicht abhold; ich nehme den ersten Gesang des „Königs von Sion“ als eine Art Gastgeschenk der Waldes- und Heimathgenien mit mir fort.

Auf der Fahrt nach Krems hielten wir in Zwettl uns eine Zeit lang auf. Wir besuchten noch einmal auf wenige Augenblicke die Familie Katzenberger, und ich lernte nun auch meinen Cousin Joseph kennen. Als wir in Gföhl ankamen, hatte man einstweilen mein Gepäck, welches mit dem Hauptwagen voran war, während wir in einem Beiwagen fuhren, nach Krems weiterbefördert. Ich entschloß mich deshalb, selbst auch nach Krems weiterzufahren, ohne in Gföhl Nachtstation zu halten, wie es meine Absicht gewesen. In unsern Wagen stieg ein etwa vierzigjähriger Priester ein, der sternhagelvoll betrunken war und der sich in unerhört skandalöser Weise benahm. Er begann mit allerlei Attentaten auf ländliche Frauenzimmer, welche mit uns im Wagen saßen, und wollte dann auch meine Reisegefährtin umarmen. Schließlich flüchtete alles Weibliche in so weite Entfernung von ihm als möglich. Als es schon dunkel zu werden anfing, stieg noch ein Weib mit einem Säugling an der Brust in den Wagen und nahm arglos neben dem Trunkenen Platz. Als wir eine Strecke gefahren und es im Wagen schon ganz finster geworden, stieß das Weib plötzlich einen Schrei aus, während es bisher beschäftigt gewesen, den weinenden Säugling in seinen Armen zu beschwichtigen: der Unhold hatte auch hier, durch die Dunkelheit noch mehr ermuntert, eine „ehrbare Annäherung“ versucht. Und er ließ auch weiterhin sich nicht abschrecken; es war geradezu komisch anzuhören, wie das arme Weib bald das schreiende Kind mit zärtlichen Worten einzulullen, bald mit



Schimpfreden sich der Galanterie des Betrunkenen zu erwehren versuchte. Man hörte nur immer die Stimme des Weibes im Finstern: „Schlaf ein, liebes Herzerl!“ — „Weg da!“ — „Eia, popeia!“ — „Gleich werd' ich den Kutscher rufen, daß er still hält — ich bleib' nicht mehr in dem Wagen!“ — „Sei ruhig, Kinderl!“ — „Werden Sie nicht bald Ruhe geben, Sie garstiger Mensch? Hinauswerfen soll man Sie!“ —

Dieser Meinung war ich auch, aber mir war der Unglückliche zu interessant, um ihn hinauswerfen zu helfen; ich studirte ihn und notirte mir ihn für den „König von Sion“. Zum Glücke schlief er nach einiger Zeit ein, und sein schweres Haupt sank hernieder auf — meine nachbarliche Schulter und Brust. Ich ließ ihn da liegen; es machte mir Spaß, daß der Trunkenbold arglos seinen Rausch an der Brust eines Mannes ausschlief, der eben Studien über klerikale Sittengeschichte macht. Als wir in Krems angekommen waren, wo er zu Hause zu sein schien, und wir den Wagen verließen, bemerkte er, daß er seinen Regenschirm verloren hatte — und diese ärgerliche Entdeckung machte ihn auf einmal ganz nüchtern.

Das Augenmerk, das ich um meines „Königs von Sion“ willen auf die moralische Entartung des Klerus im Mittelalter geworfen, schärfte meinen Blick und vermehrte mein Interesse für Wahrnehmungen, die ich während dieser Reise in betreff der Haltung unseres Klerus zu machen Gelegenheit hatte. Ich will kein sonderliches Gewicht darauf legen. daß junge Theologen, ich meine Studenten der Theologie, welche über die Ferienmonate ins elterliche Haus zurückkehren, den Studenten anderer Fakultäten in fröhlicher Kneiperei und in Galanterie gegen Mädchen und Frauen nicht im mindesten nachstehen, wobei ihnen die Ungezwungenheit der ländlichen Sitte zu statten kommt. Aber bedenklicher ist es schon, wenn manche dieser jungen Leute sich auf wirkliche Don Juans hinausspielen und Personen, zu welchen sie vielleicht später als Prediger und Beichtväter sprechen sollen, skandalöse Dinge von sich und ihren Kollegen erzählen. Die Mißbilligung des Cölibats kann manches entschuldigen, nur nicht Unverschämt-

heit, und es ist leider Thatsache, daß jüngere und ältere Geistliche auf dem Lande sich manches Mal geradezu unanständig und faunisch im Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte benehmen. Freilich verbauern diese Kapläne und Pfarrer auf dem Lande oft so, daß man ihnen bäuerische Ungezwungenheit des Benehmens auch dem weiblichen Geschlechte gegenüber weniger hoch anrechnen kann. Meist stammen sie selbst aus dem Bauernstande; sie werden Priester, weil sie arm sind, und treiben es dann als Pfarrer und Kapläne auf dem Lande wie sie können und mögen. Ist dann ein solcher Priester noch obendrein zum Trunke geneigt, dann werden Scenen möglich und wirklich, wie ich sie im Stellwagen zwischen Gföhl und Krems als Augen- und Ohrenzeuge erlebte.[1]

---

[1] Frommes, entsagendes Leben, das soll um des Clericus Stirne
Spinnen den Heiligenschein, so meinten's die Stifter der Orden.
Heiligenschein? Ei wie? Was wird aus dem Heiligenscheine,
Wenn ein Pfaffe bezecht in der Gosse sich wälzt, wenn er nächtens
Fällt Stadtknechten sogar in die Hände, dieweil er in später
Stund'' vor der Thür des Bordells wie ein trunkener Heide gelärmt hat?
Weiß doch jeder ein Lied von trunkenen Pfaffen zu singen!
Kürzlich gen Osnabrück mit Anderen reist' ich; wir saßen
Auf dem gemietheten Wagen. Da hatten zum Reisegenossen
Wir einen Pfaffen, der toll und voll wie ein Kärrner bezecht war.
Lallend die Frauen stets neckt er im Wagen, und als nun die Nacht kam,
Scholl bald hier, bald dort aus der Ecke des finstern Gefährtes
Aengstlich ein weibliches Rufen von wegen des frechen Gesellen.
Selber ein ältliches Weib, das im Arm einen weinenden Säugling
Hielt, nicht wußte sie, sollte den schreienden Rangen sie stillen,
Oder sich scheltend erwehren des frech umtastenden Saufbolds.
Zornig bedrohten wir ihn, auf die Straße hinaus ihn zu werfen;
Aber es half nicht viel. Da bändigt ihn endlich der Schlummer,
Und er legte das Haupt, das weinschwer-nickende, grade
Mir auf die Brust; ich lachte und ließ ihn gewähren: mir macht' es
Spaß, wie er arglos schlief, nicht ahnend der pfäffische Schlucker,
Daß er schlief an dem Busen des grimmigen Anabaptisten.

(„König von Sion", III. Ges., 8. Aufl., S. 86.)

25. Septbr.

Krems ist eine nette Stadt, die seit den Zeiten, wo ich sie als Knabe gesehen, auf dem weiten Wege zur Großstadt einige Schritte vorwärts gethan hat. Leider hat für die vielthürmige Cremisia der Weg zur Großstadt nur eine Länge, keine Breite; wie dünn gequetscht erscheint sie eingezwängt zwischen dem breiten gewaltigen Strom und den steilen, sonnigen, rebenumhangenen Höhen des Ufers. Die obere und untere Landstraße bilden den Kremser Corso. Am Ausgange der ersteren, außerhalb des Steinerthors, befinden sich hübsche Promenaden. Wir stießen bei Durchwanderung der Stadt auf stattliche Gebäude und elegante Kaufläden, wenigstens im unteren Theile derselben; der obere, der sich die Höhe hinanzieht, erinnerte mich einigermaßen an die Triester Altstadt, nur ist er doch etwas reinlicher. Er gewährt eine sehr interessante Aussicht auf Rebengelände, Berge, Thäler und den lebendigen breiten, glitzernden Strom in der Niederung. Wir begegneten auf der Straße dem mir bekannten Stud. Theologiae Fuchs, der uns in das Haus seines Kollegen Rüdemann führte, welches, in der Nähe der Schießstätte hinter dem Piaristen-Kollegium gelegen, unter prächtigen Traubengehängen uns einen besonders schönen Ausblick von der Höhe hinab eröffnete.

Durch Erfahrung wird man klug, und ich habe, durch sie belehrt, mir eine Reiseregel gebildet, an der ich künftig festhalten werde: mich nie von meinem Gepäck zu trennen. Als ich gestern in Zwettl meine Effekten dem Postwagen, mit welchem wir fuhren, übergab, sagte mir der Expeditor, er werde wegen des eben herrschenden großen Andranges von Gepäckstücken nicht alles auf einmal weiterbefördern können und deshalb auch einen Koffer von meinen Sachen zurückbehalten, doch werde er mir denselben mit der nächsten abgehenden Post nachsenden; am nächsten Morgen werde er in Gföhl für mich eintreffen. Da ich in Gföhl zu übernachten die Absicht hatte, war ich damit einverstanden. Als ich aber

gestern zu Gföhl im Beiwagen eintraf, war der Hauptwagen, der eine gute Strecke vorausgekommen, mit dem Theil der Effekten, den ich bei mir hatte, nach Krems abgefahren. Es war mir wichtiger, den Theil des Gepäcks, der mir voraus war, einzuholen, als den, der hinter mir geblieben, zu erwarten; so setzte ich meine Fahrt nach Krems unverzüglich fort und gab dem Postillon, der heute früh nach Gföhl von hier abging, den Auftrag, dem Postexpeditor in Gföhl zu sagen, er solle mir meinen Koffer hieherschicken. Aber der zu Mittag eingetroffene Wagen aus Gföhl brachte den Koffer, nicht und der Kutscher, den ich darnach fragte, erklärte, es sei kein Koffer für mich aus Zwettl nach Gföhl gelangt. Das war ein harter Schlag für mich. Ich wollte nachmittags mit dem Donaudampfer nach Wien fahren und sah mich nun genöthigt, zu bleiben, um weitere Schritte zur Erlangung des verlorenen Koffers zu thun. Ich machte den außerordentlich weiten Weg zum Telegraphenamt, konnte es überdies erst nach langem Suchen auffinden und ließ nach Zwettl telegraphiren, man möge mir meinen Koffer hieherschicken.

Um uns den nothgedrungenen Aufenthalt in Krems doch einigermaßen zu Nutze zu machen, gingen wir den ganzen langen Weg durch Krems und die Vorstadt Und, an fruchtüppigen Obstgärten und stattlichen Häusern vorüber nach Stein, durchwanderten auch dies Schwesterstädtlein von Krems — zwischen beiden liegt bekanntlich nichts als „Und" —, kamen außerhalb des Thors von Stein zur Brücke von Mautern und überschritten diese, um die Breite des Stromes ganz zu ermessen. Der Weg über diese Riesenbrücke nahm sieben Minuten in Anspruch. Wir besichtigten auch das sehr hübsch und stattlich gebaute Mautern. Von hier aus stellen Krems und Stein, lang und schmal zwischen der Spiegelfläche des Stromes und den Uferhöhen hingestreckt, sich am schönsten dar, und die vielen Thürme geben dem originellen Bilde ein bedeutendes Ansehen.

Den Rückweg nahmen wir längs des Donauquais und gingen bis zum Landungsplatz der Dampfschiffe, wo wir für

einige Augenblicke uns niedersetzten, vornehmlich um die Aussicht auf das jenseits des Stromes herrlich ragende Stift Göttweih zu genießen. Aber das ganze Panoram des Stroms, der Berge, der auf den Höhen und Abhängen gruppirten Ortschaften ist sehenswerth.

Dennoch bin ich hier nicht mehr zu Hause. Es ist nicht mehr der heilige Boden des heimathlichen Waldviertels, auf dem ich wandle. Es ist schon eine unruhige, aufregende Welt, die mich umgiebt. Der rollende Strom ist schön, ja prächtig, aber er ängstigt mich beinahe, große Wassermassen entzücken mich aus der Ferne, in unmittelbarer Gegenwart verursachen sie mir physisches Unbehagen, wenigstens seit ich leidend bin. Da ich übrigens die Gabe des Bacchus auch nicht besser vertrage als feuchten Wasserdunst, so vermögen auch die Rebenhügel mich nicht sonderlich sympathisch anzusprechen, und die baumbewachsenen Auen an der Donau sind mir in ihrer üppigen, aber einförmigen Vegetationsfülle kein Ersatz für den idyllischen, wechselnden Reiz der heimischen Gefilde. Ich vermisse den Nadelholzduft und die moosigen Kissen, auf welchen man unter Fichten und Tannen ruhen, träumen, vom Wehen des Windes in den Wipfeln sich einlullen lassen kann.

Damit will ich übrigens meiner lieben alten Freundin Cremisia nicht nahe treten. Wenn ich ihren großartigeren und glänzenderen Reizen gegenüber der kleineren, aber trauten meiner Heimath mich erinnerte und namentlich der reichen Moospolster unter Fichten und Tannen gedachte, unter welchen es sich so gut rastet, so war es, weil ich mich müde, sehr müde und krank fühle. Ich schleppte mich den ganzen Vormittag nur mühsam hin, und das viele Umhergehen bekam mir schlecht. Es bleibt dabei: ich muß jedes bißchen Reisegenuß mit schwerer Mühsal erkaufen.

Wir besuchten im Laufe des Nachmittags ein Kaffeehaus, weil ich doch wieder einmal Zeitungen zu Gesichte bekommen wollte. Um 6 Uhr in den Gasthof zurückgekehrt, veranlaßte

mich eine etwas fieberhafte Disposition, die sich zu meinem Uebelbefinden gesellte, sofort zu Bette zu gehen.

26. Septbr.

Gott sei Dank, mein Koffer ist endlich angekommen, und ich konnte mittags die Reise fortsetzen.

Ich machte vormittags noch einen Spaziergang vor das Steinerthor in die ausgezeichnet schönen Promenadeanlagen am Donauufer. Es eröffnen sich hier ganz herrliche Prospekte: namentlich Göttweih liegt imposant auf seiner Höhe jenseits des Stromes.

Dann besuchte ich Frau Therese Hoffmann, geborene Klepp aus Graz, die vor einigen Jahren in Graz als äußerst gemüthvolle, poetisch empfängliche Freundin meiner Muse mit mir dann und wann in Verkehr kam und die seither, selbst schon über die Reife hinaus, einen betagten Beamten, Namens Hoffmann, in Krems geheirathet hat. Eine Tochter dieses Herrn Hoffmann, die Sängerin Leopoldine Hoffmann, welche bis vor kurzem am Grazer Theater beschäftigt war, steht auf dem Punkte, dem Erzherzog Heinrich, der sie dort kennen und lieben lernte, als eheliche Gesponsin angetraut zu werden. Ich fand bei Frau Hoffmann das originelle poetisch-angeregte Wesen, die fast kindliche Frische des Gemüths unverändert und die gewohnte Heiterkeit nur insofern getrübt, als bei der Steiermärkerin doch das Heimweh, die Sehnsucht nach dem geliebten Alpenlande sich geltend macht. Sie stellte mir ihren würdigen Gatten vor. Fräulein Leopoldine, welche, seitdem sie als Braut des Erzherzogs die Bühne verließ, hier bei ihrem Vater weilt, war leider im Augenblick nicht zu Hause. Ich hatte mit der schwarzäugigen anmuthigen Künstlerin in Graz zwar nicht verkehrt, aber ihrer Erscheinung zuweilen auf der Straße mit Interesse begegnet, auch viel vortheilhaftes über ihren scharfen Verstand und ihr fesselndes Wesen vernommen. Ich bedauerte deshalb, daß eine so unerwartet

sich bietende Gelegenheit, durch eine persönliche, wenn auch kurze Unterredung Einblick in eine merkwürdige Persönlichkeit zu gewinnen, durch die Ungunst des Augenblicks vereitelt wurde. Man sagte mir, daß das bräutliche Paar täglich Briefe wechselt; auch persönlich verweilt der Erzherzog zuweilen hier und benimmt sich dann so herzlich und ungezwungen wie ein Kind des Hauses.

Gegen 12½ Uhr fuhren wir mit dem Stellwagen zum Landungsplatz der Dampfschiffe. Um 1¾ Uhr kam der erwartete Dampfer vorüber und entführte uns stromabwärts.

Dieses Krems ist ein interessanter Knotenpunkt landschaftlicher Gegensätze: man könnte auch sagen, ein Wegweiser mit drei Armen, von denen einer gegen Süden in die Welt des Hochgebirgs, einer nördlich nach den idyllischen Gründen des Waldviertels, einer gegen Osten stromabwärts nach der großen Hauptstadt auf weiter Ebene weist.

Nachdem man Krems und zur Rechten die Berge von Göttweih hinter sich gelassen, wird die Gegend flach und der Strom nimmt seinen Lauf durch Auen, die fast ununterbrochen von dünnstämmigem und niedrigem, oft aber auch sehr dichtem Laubgehölz bewachsen sind. Der Anblick ist etwas einförmig, aber doch nicht ohne Reiz. Zur Linken oder Rechten taucht manchmal eine Ortschaft auf, die sich halb unter fruchtbaren Obstgärten verbirgt. Bebautes Gelände tritt nirgends an den Strom heran; von Aeckern und Wiesen ist nichts zu sehen. Ueberall nur Auen und Gärten.

Ist man über das hübsch gelegene Tulln hinaus, so tritt bald zur Rechten die schöngelegene Ruine Greifenstein hervor, die nackten Vorberge des Kahlengebirgs erscheinen, der gewaltige Leopoldsberg mit der Kirche auf seiner Spitze wird sichtbar. Von hier an nimmt die Stromlandschaft immer mehr einen wahrhaft großartigen Charakter an, der stets den lebhaftesten, anregendsten Eindruck auf mich gemacht hat. Vor Kloster Neuburg angelangt, sieht man das Panorama in seiner vollen Herrlichkeit entrollt. Auf grüner Au, hinter einem grünen Wall von Buchholz liegt das prachtvolle Kloster,

dem einige andere stattliche Bauten sich anreihen. Hinter dem Kloster streckt der Höhenzug sich hin, der mit dem Leopoldsberge abschließt. Zur Linken hat man die Stadt Korneuburg in weit gedehnter Ebene, aus welcher der kahle Bisamberg sich erhebt. Einen malerischen Eindruck machen Kloster Neuburg gegenüber die zahlreichen Mühlen. Der Strom selbst immer breit und über die Maßen herrlich: man fühlt sich auf dem riesigen, rollenden Wasserspiegel, an Bord des rasch dahingleitenden Dampfers durch die großartige Landschaft der Riesenstadt wie im Flug, wie im Triumph entgegengetragen. Doppelt empfinde ich hier stets das Gefühl, mit dem ich mich einer Großstadt nähere, es ist mir, als ob der große Wogenschlag ihres Lebens schon durch meine Seele fluthete.

Am Fuße des Leopoldsberges empfing uns das freundliche Nußdorf. Hier steigt man vom großen Dampfer auf einen kleineren über, der die Reisenden bis zur Landungsstelle in der Leopoldstadt bringt. Man fährt fast eine halbe Stunde lang bis dahin: auf dieser ganzen Strecke sind die Donauufer in eine ungeheure Holzlagerstätte verwandelt. Diese unabsehbar aufgestapelten Vorräthe würden allein hinreichen, einen Begriff zu geben von der Kaiserstadt und ihrem Bedürfniß. So führt der Weg unter lauter großen Eindrücken ins Herz der großen Stadt.

27. Septbr.

Heute brachte das Dampfroß uns nach Graz zurück. Freundlich grüßten wir uns wieder, ich und das grüne Alpenland, das mir eine zweite Heimath geworden, und das zwar nicht so schöne Mohn-, Lein-, Kartoffel- und Kornfelder, aber so viele, ja noch mehr Wälder hat als das Waldviertel, nur daß der Wald hier allzu oft einen Berg, über den man klettern muß, oder eine dumpfe, feucht anfröstelnde Thalschlucht bedeutet. Ich liebe die Berge, aber ich will sie überschauen, nicht mitten zwischen ihnen stecken; ich würde sie rasend lieben,